

**Zeitschrift:** Mitteilungen der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft Zürich  
**Band:** 18 (1917-1918)

**Artikel:** Die Entwicklung der Völkerkunde von ihren Anfängen bis in die Neuzeit  
**Autor:** Stoll, Otto  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-16566>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 02.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Entwicklung der Völkerkunde von ihren Anfängen bis in die Neuzeit.

von OTTO STOLL.

---

## Erstes Kapitel.

### Begriff der Völkerkunde und ihrer Nachbardisziplinen.

Trotzdem die Bezeichnung „Völkerkunde“ die Materie, um die es sich handelt, ziemlich genau zu umschreiben scheint, ist es doch, namentlich im Hinblick auf frühere Phasen in der Entwicklung dieser Disziplin, geboten, sie schärfer gegen einige verwandte Wissenschaften abzugrenzen, mit denen sie früher, ganz oder zum Teil, schlechtweg identifiziert wurde. Diese Nachbardisziplinen sind die *Anthropologie*, die *Völkerpsychologie*, die *Volkskunde*, oder, wie ihre heute allgemein akzeptierte englische Benennung lautet, „das“ oder „die“ *Folk-lore* — das Fremdwort wird im Deutschen bald sächlich, bald weiblich gebraucht — und endlich die *Anthropogeographie*. Auch ist es zweckmässig, die dem heutigen Stand der Dinge entsprechende Verwendung der dem Griechischen entnommenen Ausdrücke *Ethnologie* und *Ethnographie*, die bis vor kurzem ebenfalls vielfach als gleichbedeutend behandelt wurden, mit ein paar Worten zu diskutieren.

Die *Anthropologie* nämlich, wie sie heute von der Mehrzahl ihrer speziellen Vertreter, wenigstens im Deutschen Sprachgebiet, aufgefasst wird, ist im engern Sinne die Wissenschaft vom *ἄνθρωπος*, also des Menschen, als Parallelwesen des *ζῷον*, also des Tieres in der Natur. Sie hat den Menschen als Einzelwesen vorzüglich unter den Gesichtspunkten zu betrachten, welche die beschreibende Zoologie, die vergleichende Anatomie und die Embryologie ihrer methodischen Behandlung des Tierreiches zu Grunde legt. Die Anthropologie ist demnach eine reine Naturwissenschaft und beschäftigt sich vornehmlich mit der Frage nach der Einheit oder Vielheit der menschlichen Spezies, ihrem geologischen Alter und ihrem Ursprungsherd, ferner mit der Abstammung und der zoologischen Verwandtschaft des Menschen, also der „Anthropogenie“ und endlich bilden auch die Probleme der „Vererbung“ und des „Rückschlags“ (Atavismus) auf frühere tierische Ent-



wicklungsstufen des Menschengeschlechtes einen wichtigen Teil der „anthropologischen“ Untersuchung. Als Hilfswissenschaften kommen bei dieser Fassung der „Anthropologie“ vor allem in Betracht die menschliche Anatomie und Embryologie, die Physiologie, die vergleichende Anatomie der nächsten tierischen Verwandten des Menschen, also der Affen, und endlich die Geologie der jüngsten Phasen der Erdgeschichte, insofern, als es sich um die fossilen Skelettreste des Menschen selbst und der ihm nächststehenden höhern Affenspezies handelt. In diesen Teil der anthropologischen Untersuchungen fällt z. B. die Frage nach dem „missing link“, d. h. nach den Zwischenformen zwischen Mensch und Tier.

Dieser Auffassung und Behandlung des Menschen als zoologisches Einzelwesen steht nun die völkerkundliche Betrachtungsweise gegenüber, also die Wissenschaft vom *ἔθνος*, was im Griechischen die Vereinigung verschiedener, gewöhnlich sogar vieler *ἄνθρωποι* oder Einzelmenschen zu einer Schar, einem Stamm oder Volk bedeutet. Die *Völkerkunde* oder die „Lehre vom *ἔθνος*“ beschäftigt sich dementsprechend mit der Betrachtung der *psychischen* Äusserungen des Menschen als Angehöriger eines mehr oder weniger geordneten Gesellschaftsverbandes, der aus einer grössern oder kleinern Anzahl menschlicher Einzelwesen gebildet wird, die unter sich eine gewisse Gleichartigkeit zeigen, indem sie dieselbe Sprache reden, dieselben Sitten und Gebräuche beobachten, denselben Rechtsnormen unterstehen und in der Regel auch in ihren körperlichen Merkmalen, wie Hautfarbe, Haarwuchs und dergl. einigermaßen übereinstimmen. Letzteres Moment ist aber für die völkerkundliche Betrachtung durchaus nebensächlich und es ist keineswegs gesagt, dass die erwähnte Uebereinstimmung eine völlige sei, d. h. dass ein Volk oder Stamm, wie er sich uns heute darstellt, aus lauter Individuen derselben „Rasse“ gebildet sei. „Rasse“ ist eben ein Begriff, der sich mit demjenigen des „Volkes“ oder „Stammes“ durchaus nicht, vielleicht sogar nirgends mehr vollkommen deckt und daher ist es notwendig, die beiden Grundeinheiten, mit denen die „Anthropologie“ einerseits und die „Völkerkunde“ anderseits zu operieren hat, von vornherein grundsätzlich und scharf auseinander zu halten, was in früherer Zeit nicht in ausreichendem Masse geschah.

Der Begriff der „Rasse“ ist also ein rein naturwissenschaftlicher und bedeutet die Zugehörigkeit des einzelnen Menschen als zoologisches Individuum zu einem der Grundtypen, in welche sich die heutige menschliche Bevölkerung der Erde in rein morphologischer Hinsicht auflöst. Die sich aus der Untersuchung der Körpermerkmale eines bestimmten Individuums ergebende Zugehörigkeit desselben zu einer bestimmten „Rasse“ sagt also zunächst noch gar nichts über die *ethnische* Stellung, d. h. über den Gesellschaftsverband aus, dem dieses Individuum nach seiner Sprache, seinen Religions- und Rechtsanschauungen, sowie seiner materiellen Kultur angehört.

Dagegen führt die wissenschaftliche Untersuchung des Menschen als eines gesellschaftlich lebenden Wesens dazu, auch noch die Einheit des

„Stammes“ oder „Volkes“ für eine Vereinigung von Individuen aufzustellen, welche die gleiche Sprache reden, denselben Sitten und Gesetzen untertan sind und in der Regel in einem bestimmten Areal beisammen wohnen. Es ist dabei nicht ausgeschlossen, dass im Laufe der Zeit mehrere, ursprünglich verschiedene menschliche „Rassen“ zur Bildung einer ethnischen Einheit, also eines „Stammes“ oder „Volkes“ sich zusammengefunden haben. Nahe-  
liegende Beispiele dieser Art liefert sogar der Boden Europa's, wenn man z.B. an die Verteilung „langköpfiger“ und „kurzköpfiger“ Schädelformen, oder „blonder“ und „brünetter“ Typen innerhalb der europäischen Bevölkerung denkt.

Die „Völkerkunde“ ist daher ein weit umfangreicheres Gebiet, als die „Anthropologie“, denn sie umfasst eigentlich alle und jede Manifestation des Menschen als Angehöriger eines Gesellschaftsverbandes insofern, als diese Manifestationen sich unter allgemeine Gesichtspunkte bringen und gleichartige sich bei verschiedenen Völkern vergleichen lassen. Es ist also namentlich die *vergleichende* Betrachtung der Vernunftäusserungen der Völker, womit sich die „Völkerkunde“ zu befassen und woraus sie allgemeine Gesetze abzuleiten hat.

Hier ist es wohl am Platze, über die Verwendung der Ausdrücke „Ethnologie“ und „Ethnographie“ ein Wort zu sagen. In der ältern Literatur finden sich eine Menge von Dingen, die wir heute als „ethnologische“ betrachten, unter der Bezeichnung „Anthropologie“ behandelt, während umgekehrt die ältern Lehrbücher der „Ethnographie“ oder der „Völkerkunde“ auch die Elemente der Rassenkunde, also der „Anthropologie“ im heutigen Sinne abhandeln zu müssen glaubten. In der Neuzeit hat sich aber das Verhältnis der beiden Disziplinen so weit abgeklärt, dass man die Wissenschaften vom Menschen nach der Verschiedenheit ihres Stoffes und der davon abhängigen Forschungsmethoden trennen konnte in

1. die „**somatische**“ oder „**physische**“ Anthropologie oder die „Lehre von den menschlichen Rassen“ und den damit zusammenhängenden Fragen, und
2. die **psychische** Anthropologie oder die „Völkerkunde“.

In allerneuster Zeit ist nun auch diese Scheidung insofern überflüssig geworden, als sowohl die somatische, als die psychische Anthropologie sich zu selbständigen und nach Inhalt und Methodik gegeneinander fest abgegrenzten Wissenschaften entwickelt haben. Wir brauchen daher die Untersuchung der menschlichen Rassen nach ihren körperlichen Merkmalen nicht mehr speziell als „somatische“ oder „physische“ Anthropologie zu bezeichnen, es genügt zu ihrer Charakteristik fortan die Bezeichnung „Anthropologie“ schlechthin, die in ihrer heutigen Fassung schon den Gegensatz zur „psychischen“ Anthropologie oder der „Völkerkunde“ involviert.

Dagegen empfiehlt es sich, innerhalb der „Völkerkunde“ noch eine weitere Unterscheidung zu treffen und konsequenter durchzuführen, als es bisher in der Literatur der Fall war, nämlich in

1. die Allgemeine Völkerkunde oder Ethnologie und
2. die Spezielle Völkerkunde oder Ethnographie.

Beide Richtungen unterscheiden sich von einander in bestimmter Weise, die in der wörtlichen Bedeutung der aus griechischen Worten zusammengesetzten Ausdrücke „Ethnographie“ und „Ethnologie“ wenigstens annähernd zum Ausdruck kommt. „Ethnographie“ bedeutet zunächst „Völkerbeschreibung“ und wird daher zweckmässigerweise für diejenigen Fälle völkerkundlicher Untersuchungen angewendet, bei denen es sich um eine *monographische Darstellung eines einzelnen Volkes* nach allen in den Rahmen der Völkerkunde hineinfallenden Gesichtspunkten handelt, also z.B. um die Feststellung der sprachlichen Stellung des betreffenden Volkes, um die Schilderung seiner sozialen Organisation, seiner religiösen und rechtlichen Anschauungen, seiner Siedlungsformen, seiner Lebensweise, seiner industriellen und künstlerischen Betätigung usw. Die Bezeichnung „Ethnologie“, die wörtlich „Völkerkunde“ bedeutet, reservieren wir dagegen besser für Untersuchungen, bei denen das Hauptgewicht auf der *Vergleichung* einer einzelnen oder mehrerer bestimmter Gruppen von Erscheinungen der materiellen oder geistigen Kultur durch eine grössere Zahl ethnischer Bezirke hindurch liegt. So können z.B. die Formen der Wohnstätten, bestimmte Typen der Waffen oder anderer Gerätschaften, oder wieder bestimmte Formen der am menschlichen Körper selbst, oder an Waffen, Geräten und Schmuck angebrachten Verzierungen bei verschiedenen Völkern mit einander verglichen und zum Gegenstand „ethnologischer“ Untersuchung gemacht werden. Oder es können bestimmte Kreise der religiösen, rechtlichen oder soziologischen Vorstellungen durch mehrere Gebiete hindurch verfolgt und auf ihren Ursprungsherd oder auf allfällige, historisch nicht mehr nachzuweisende kulturelle Zusammenhänge die möglichen Schlüsse gezogen werden.

Wir wollen hier auch bemerken, dass die Herren Sarasin in Basel in ihrem monumentalen Werke über die Weddas auf Ceylon<sup>1)</sup> für die Gesamtheit der Lebensäusserungen dieses Stammes den Ausdruck „*Ergologie*“ gebrauchen, den sie in folgender Weise definieren:

„Mit dem Worte Ergologie möchten wir die Summe aller Lebensäusserungen eines tierischen sowohl als pflanzlichen Wesens bezeichnen, welche nicht einem herkömmlichen Gebrauche gemäss, dem Gebiete der Physiologie anheimfallen. Von manchen Forschern werden die hier ins Auge gefassten Erscheinungen mit dem Worte Biologie der Organismen zusammengefasst, da indessen wieder Andere unter dieser Bezeichnung die

<sup>1)</sup> Sarasin, Dr. Paul und Dr. Fritz, Ergebnisse naturwissenschaftlicher Forschungen auf Ceylon, Wiesbaden 1887—1893. S. 375.

Lehre vom Leben überhaupt verstehen und damit sämtliche Disziplinen begreifen, welche ein lebendes Wesen zum Gegenstande haben, so war dieselbe für unsern Zweck nicht wohl zu verwenden. Von Häckel ist das Wort „Oekologie“ vorgeschlagen worden, aber es hat doch gar viel Bedenkliches, von der Oekologie oder Haushaltlehre so mancher Tiere, wie beispielsweise eines Wurmes oder eines Seeigels zu sprechen. Es dürfte der allgemeinere Begriff Ergologie vorzuziehen sein; wir möchten damit nicht allein solche Erscheinungen, wie Nestbau von Insekten, Fischen, Vögeln und Säugern, Hausbau des Menschen usw. bezeichnen, sondern auch Staatsorganisationen von Insekten und Menschen, kurz alles körperliche und geistige Tun eines lebenden Wesens, wie aus der nachfolgenden Darstellung hervorgehen wird. Das Wort bedeutet ja alles, was ein Wesen tut und gibt gerade in seiner Allgemeinheit nach unserer Meinung am besten dem so sehr buntscheckigen Inhalte des ins Auge gefassten Gebietes Ausdruck.“

Untersuchen wir nun, was die Herren Sarasin selbst unter der Rubrik „Ergologie der Weddas“ zusammenfassen, so finden wir zunächst die Einteilung, die ihnen von Seiten der europäischen Beschreiber, in Waldweddas, Dorfweddas, Felsenweddas usw., zu teil geworden ist, dann „einige physische Eigentümlichkeiten“, wie die Körperhaltung beim Stehen, Gehen, Sitzen, Liegen, Klettern, Essen, die Haar- und Körperpflege, Hautausdünstung, Krankheiten. Es folgen die „Ruheplätze“ mit den „Behausungen“, die „Körperbedeckung“ im weitesten Umfang, die „Nahrung“ vegetabilischer und animalischer Herkunft und der zu ihrer Gewinnung und Zubereitung notwendige Apparat, die Verwendung von Salz und Wasser, die Haustiere, die „Kunsterzeugnisse“, der „Sexualismus“, die „Soziologie“, die „Leichenbehandlung“, die „Religion“, die „Chorologie“, d.h. die Tänze, „Gesang und Poesie“, „Verstand und Kenntnisse“, „Charakter“, „Schätzung der Weddas durch die sie umgebenden Völkerschaften“, „Handel der Weddas“, „Eingriffe der umgebenden Kulturvölker in das Leben der Weddas“, die „Sprache“ und endlich „Zur ältern Geschichte der Weddas und der sie vertretenden Primärstämme von Vorderindien.“

Nach dem Vorgange der Herren Sarasin hat auch Rudolf Martin<sup>1)</sup> in seinem klassischen Werk über die „Inlandstämme der Malayischen Halbinsel“ die „Ergologie“ derselben unter den Rubriken: „Besiedelungsverhältnisse“, „Körperbedeckung und Schmuck“, „Nahrung“, „Nahrungssuche“, „Jagd und Fischfang“, „Jagd- und Fanggeräte“, „Hausgeräte, Haushalt, Haustiere“, „Ornamentik“, „Soziologie“, „Sitten und Gebräuche“, „Religiöse Vorstellungen“ und „Sprache“ behandelt. Martin fasst also den Begriff der „Ergologie“ etwas enger und wie mir scheint, konsequenter, als seine Urheber, indem er Dinge, wie die Hautausdünstung und die verschiedenen gymnastischen Funktionen des Körpers, Gehen, Klettern, Schwimmen, sowie die Körperhaltung, zur Physiologie und somit zur „physischen Anthropologie“ rechnet.

<sup>1)</sup> Martin, R., Die Inlandsstämme der Malayischen Halbinsel, Jena, 1905, S.655 u.ff.



Der Inhalt der „Ergologie“ im Sinne seiner Urheber deckt sich im grossen und ganzen mit dem, was wir als „Ethnographie“ bezeichnen und der Unterschied, wenn wir einen solchen festhalten wollen, besteht lediglich darin, das die „Ethnographie“ die „Ergologie“ des *Menschen allein* ausmacht, während die „Ergologie“ als ein allgemeiner Begriff nach der Intention seiner Urheber gleichzeitig auch die analogen Lebensäusserungen der *tierischen* und selbst der *pflanzlichen* Organismen umfassen soll. Da wir im folgenden mehrfach Gelegenheit haben werden, die Ausdrücke „Ergologie“ und „ergologisch“ zu verwenden, war es notwendig, uns über ihre Bedeutung klar zu werden.

Während es nach dem Gesagten beim heutigen Stande der Dinge leicht gelingt, das Wesen und die Arbeitsgebiete der „Anthropologie“ einerseits und der „Völkerkunde“ anderseits klar gegeneinander abzugrenzen und auch innerhalb der „Völkerkunde“ eine Scheidung in eine „Spezielle Völkerkunde“ oder „Ethnographie“ und eine „allgemeine Völkerkunde“ oder „Ethnologie“ in durchaus logischer Weise vorzunehmen, bietet die Abgrenzung der „Völkerkunde“ gegen die *Völkerpsychologie* schon grössere Schwierigkeiten. Es ist nicht zu leugnen, dass es noch vielfach dem subjektiven Ermessen des Einzelnen überlassen ist, ob er gewisse Probleme des Völkerlebens als einfach „völkerkundliche“ oder als „völkerpsychologische“ betrachten will. Der Ausdruck „Völkerpsychologie“ selbst wurde zuerst von dem Philosophen Moritz Lazarus und dem Sprachforscher Heymann Steinthal<sup>1)</sup> in die Wissenschaft eingeführt und, allerdings noch in der etwas schwülstig verschwommenen Weise jener Zeit, als Programm entwickelt. In neuerer Zeit hat Wilhelm Wundt<sup>2)</sup> in seinem grossen Werke den Versuch gemacht, die „völkerpsychologischen“ Probleme näher zu umschreiben und das Verhältnis der „Völkerpsychologie“ zur „Individualpsychologie“ zu bestimmen. Nach seiner Auffassung bilden die „experimentelle Psychologie“, wie sie am einzelnen Individuum betrieben werden kann und die „Völkerpsychologie“, die der Natur der Sache nach auf das Experiment verzichten muss, zwei einander ergänzende Teile und gleichzeitig zwei nebeneinander wie nacheinander zur Anwendung kommende Hilfsmittel der „Psychologie“ überhaupt. Beide teilen sich „derart in die psychologischen Probleme, dass jene die einfacheren und darum zureichend schon innerhalb der Grenzen des ausgebildeten Einzelbewusstseins zu analysierenden Vorgänge, diese dagegen jene verwickelteren Funktionen betrachtet, die nur auf der Grundlage des Zusammenlebens möglich und verständlich sind.“ Als „Hauptgebiete der Völkerpsychologie“ bezeichnet Wundt „drei selbständige Probleme, die, sofern sie als rein psychologische behandelt werden, in keiner andern Wissenschaft ihre Stelle finden, während sie doch ihrem ganzen Wesen nach eine psychologische Untersuchung

<sup>1)</sup> Lazarus, M. und Steinthal, H., Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, I; S. 1—73, 1860.

<sup>2)</sup> Wundt, W., Völkerpsychologie, 2. Aufl., I., S. 29, 1904.

erheischen. Sie bestehen in den psychologischen Problemen der *Sprache*, des *Mythus* und der *Sitte*. Dem *Mythus* schliessen sich die Anfänge der Religion und der Kunst, der *Sitte* die Ursprünge und allgemeinen Entwicklungsformen des Rechts und der Kultur als nicht zu sondernde Bestandteile an.“ — Im Sinne dieser Definitionen hat denn auch Wundt in den vier Bänden seiner Völkerpsychologie „*Sprache*“, „*Mythus*“ und „*Sitte*“ nebst ihren Annexen behandelt. Ich kann aber die Bemerkung nicht unterdrücken, dass mir das von Wundt aufgestellte Programm der „völkerpsychologischen“ Forschung etwas zu eng gefasst erscheint und dass es noch weitere Gebiete des Völkerlebens gibt, die nicht ohne starken Zwang unter eines der drei Stichworte „*Sprache*“, „*Mythus*“ und „*Sitte*“ zu bringen sind und die doch eine „völkerpsychologische“ Behandlung verlangen.

Bevor wir indes diesen Punkt weiter erörtern, müssen wir noch die Stellung einer *dritten*, der „Völkerkunde“ naheverwandten Disziplin erörtern, nämlich der *Volkskunde* oder des *Folk-lore*. Der deutsche und der englische Ausdruck entsprechen sich zwar inhaltlich, nicht aber der wörtlichen Bedeutung nach. „*Volkskunde*“ ist, wie schon der Name besagt, die „*Kunde*“, d. h. in diesem Falle die Erkundung und wissenschaftliche Durcharbeitung alles dessen, was das Volk denkt und treibt. Und zwar handelt es sich hier um das „*Volk*“ der sogenannten „*Kulturvölker*“ und um diejenigen Dinge seines geistigen Lebens, die nicht durch die staatlichen Einrichtungen des betreffenden Volkes, also durch seine Regierungsform und Staatsverfassung, seine zivil- und strafrechtlichen Satzungen, seine Militärorganisation, seine Staatsschule und Staatsreligion usw. für alle Bürger gleichmässig durch gedruckte Bestimmungen zur Geltung gebracht und gewissermassen schablonisiert sind, sondern um diejenigen, bei denen der individuellen Auffassung des Einzelnen oder kleinerer Kreise noch ein weiter, vom Landesgesetz nicht berührter Spielraum gelassen ist. Der englische Ausdruck „*folk-lore*“ dagegen bedeutet wörtlich „*Volkslehre*“, d. h. „dasjenige, was das Volk selbst über die einzelnen Dinge seiner Beobachtung und seines täglichen Lebens gewissermassen lehrt“, d. h. glaubt und durch mündliche Ueberlieferung fortpflanzt im Gegensatz zum „*book-lore*“, d. h. der zünftigen, durch Schul- und Lehrbücher, sowie durch die wissenschaftliche Literatur fixierten Gelehrsamkeit. Man fasst also unter der Bezeichnung der „*Volkskunde*“ oder des „*folk-lore*“, die einer der bedeutendsten französischen Forscher auf diesem Gebiete, Paul Sébillot<sup>1)</sup>, mit Recht eine „*elastische*“ (nom *élastique*) nennt, etwa folgende Dinge zusammen: die bei den besondern Anlässen des Lebens, bei Geburt, Taufe, Verlobung, Hochzeit und bei Todesfällen beobachteten Gebräuche, soweit dieselben eben „*volkstümlich*“, d. h. nicht durch das Landes- und Kirchengesetz reguliert sind. Einen weiteren, umfangreichen und wichtigen Abschnitt der *Volkskunde* bildet die „*Volksmedizin*“, die aufs engste mit dem „*Zauber-*

<sup>1)</sup> Sébillot, P., *Le Folk-Lore de France*, I. p. I., Paris 1904.

glauben“, dem auch die immer noch lebenskräftigen Reste des „Hexenglaubens“ anzureihen sind, zusammenhängt. Den magischen Formeln und Gebeten, deren sich die Volksmedizin und der Zauberglaube vielfach bedienen, reihen sich die übrigen, durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzten Produkte des Volksgeistes an: die Sagen, Märchen und Legenden, die Sprichwörter, die Rätsel, die Lieder und Liedchen mit ihren Melodien, Tänze und Spiele und endlich die Zote und die dieser verwandten Aeusserungen des Volkswitzes.

Der Ausdruck „Volkskunde“ mit seinem englischen Adaequat, dem „Folklore“ ist bis jetzt fast ausschliesslich für die Kulturvölker Europas gebraucht worden, höchstens sind etwa das Werk W. Crooke's<sup>1)</sup> über das Folklore der Eingeborenen Nordindiens und ein paar andere englische Werke als Fälle anzuführen, wo er auch für aussereuropäische Völker verwendet wurde. Indessen ist doch leicht ersichtlich, dass die in Europa als „Folklore“ zusammengefassten Dinge sich in ganz analoger Weise auch bei den ausser-europäischen Völkern finden, nur bilden sie dort bisher in der Literatur einen Teil der „Ethnographie“, die eben der umfassendere Begriff ist und ausser dem „Folklore“ noch eine Menge anderer Dinge, wie Siedlungsform, soziale Organisation, Religion, Kriegswesen und die Gesamtheit der materiellen Kultur umfasst, Dinge, die für die europäischen Völker zum grossen Teil von besondern Wissenschaften behandelt werden und daher für die „Volkskunde“ nicht mehr in Betracht zu fallen brauchen.

In *England* ist in neuerer Zeit der Ausdruck „Social Anthropology“ in einem Sinne gebräuchlich geworden, der ihn zum Teil mit dem zusammenfallen lässt, was wir als „Volkskunde“ bezeichnen. Nach der Definition ihres berühmten Vertreters, J. G. Frazer<sup>2)</sup>, Professor der „Social Anthropology“ an der Universität Liverpool, hat diese Wissenschaft die Aufgabe, „den Ursprung oder besser die rudimentären Phasen, die erste Kindheit und die Jugend der menschlichen Gesellschaft“ zu erforschen. „Wenn meine Definition der „Social Anthropology“ richtig ist, sagt Prof. Frazer in seiner Antrittsrede weiter<sup>3)</sup>, „so kann ihr Gebiet im grossen und ganzen in zwei Sondergebiete geschieden werden, von denen das eine Brauch und Glauben der Wilden umfasst, während das andere die Ueberlebsel dieser Bräuche und Ansichten behandelt, die sich im Denken und in den Einrichtungen höherstehender Völker erhalten haben. Das eine Sondergebiet kann als das Studium des Primitiven (savagery), das andere als das Studium des „Folklore“ bezeichnet werden.“

Als Beispiel eines solchen „Ueberlebsels“ (survival) primitiver Kulturstufen inmitten der europäischen Kultur führt Frazer u. a. den Fall einer

<sup>1)</sup> Crooke, W., The Popular Religion and Folklore of Northern India, Westminster 1896, 2 Bde.

<sup>2)</sup> Frazer, J. Ge., The Scope of Social Anthropology, A Lecture delivered before the University of Liverpool, May 14 th, 1908 (London 1908) S. 4.

<sup>3)</sup> Derselbe, ebenda, S. 11.

Frau an, die im Jahre 1895 zu Ballyvadlea in der Grafschaft Tipperary von ihrem Manne zu Tode geschmort (roasted to death) worden war, auf den Verdacht hin, dass sie nicht seine wirkliche leibliche Frau, sondern ein durch Feenzauber untergeschobener Wechselbalg sei. „Wir können sicher sein, dass die Ansichten, denen diese armen Geschöpfe zum Opfer fielen, nicht in der Schule oder in der Kirche gelernt wurden, sondern ihnen von wirklich „wilden“ Vorfahren durch viele Generationen von äusserlich, obgleich nicht wirklich zivilisierten Nachkommen hindurch überliefert worden waren.“

Wie man aus Frazer's Definitionen sieht, betrachtet er die Untersuchung primitiver Kulturstufen und der „Ueberlebsel“ solcher inmitten eines anscheinend höhern kulturellen Milieu als die Hauptaufgabe der „Social Anthropology“. Und in der Tat finden wir denn auch in der deutschen Literatur, dass sich die „Völkerkunde“ in allererster Linie mit den sogenannten „Naturvölkern“ und den „aussereuropäischen Kulturvölkern“ beschäftigt, während die europäischen Kulturvölker gerne von der völkerkundlichen Betrachtung ausgeschlossen und andern Disziplinen, der „Geschichte“, der „Kulturgeschichte“, der „Kunstgeschichte“, „Literaturgeschichte“, „Staatenkunde“, „Kriegswissenschaft“, „Kirchengeschichte“, um nur die wichtigsten davon zu nennen, überlassen wurden. Während aber alle diese Wissenschaften ihre Aufgabe nur im Hinblick auf ein bestimmtes geographisches oder nationales Areal, oder auf den Entwicklungsgang eines bestimmten geistigen Gebietes ohne wesentliche Berücksichtigung psychologischer Zusammenhänge zu lösen trachten, ist es klar, dass *in einer vollständig und harmonisch durchgearbeiteten „Völkerkunde“ auch die „europäischen“ Kulturvölker der verschiedenen geschichtlichen Epochen unseres Kontinentes gerade so gut ihre Stelle finden müssen, wie die „Naturvölker“ und die „aussereuropäischen Kulturvölker“*. Dies ist um so mehr der Fall, als die vorgenannten Wissenschaften, die sich in die „Ergologie“ der europäischen Völker teilen, eben andere als völkerkundliche Ziele verfolgen, als ferner zahlreiche „aussereuropäische“ Kultureinflüsse sich schon im grauen Altertum als mitbestimmend für den Werdegang der europäischen Kultur nachweisen lassen und als endlich, auch in der „höhern“ Kultur der europäischen Völker sich immer noch die Grundelemente der primitiven Kultur des „Naturvolkes“ erkennen lassen.

Wir können uns vielleicht das gegenseitige Verhältnis der verschiedenen Wissenschaften, die sich mit den mannigfaltigen Aeusserungsformen des „Volksgeistes“ beschäftigen, am besten in der Weise klar machen, dass wir sie nach Zweck und Methode in *drei* verschiedene Stufen scheiden.

Die *erste* und elementarste Stufe wäre gegeben in dem einfachen Sammeln eines objektiv gesicherten Tatsachenmaterials, das entweder durch direkte und eigene Beobachtung und Ausforschung oder aus der Literatur gewonnen wird. Diese Stufe liefert gewissermassen das Rohmaterial für die weitere Verarbeitung, wie sie die folgenden Stufen vor-



nehmen. Ihr entspricht unter den Wissenschaften die eigentliche „Volkskunde“ oder das „folk-lore“, sowie die „Ethnographie“, d. h. die monographische Bearbeitung eines einzelnen Stammes oder einer Völkerfamilie. Auch die „Kulturgeschichte“ und die „Sittengeschichte“ sind nach der Methode ihrer Stoffbehandlung noch dieser ersten Stufe zuzurechnen.

Die *zweite* Stufe würde die Sichtung und Zerfällung des Rohmaterials in die einzelnen begrifflichen Kategorien bilden, z. B. der sozialen Organisation, der Religion, der einzelnen Objekte der materiellen Kultur usw. und deren *vergleichende* Betrachtung durch mehrere ethnische Gebiete hindurch, sowie die Untersuchung der psychologischen Motive und Zusammenhänge, die zwischen verschiedenen Völkern für die einzelnen Kategorien nachzuweisen oder wahrscheinlich zu machen sind. Dies wäre die Stufe der „Ethnologie“, bei der also, wie gesagt, das Hauptgewicht auf der Vergleichung analoger Erscheinungen bei verschiedenen Völkern ruht. Umfasst diese vergleichende Behandlung die sämtlichen grossen Kategorien ihres Stoffes, so gewinnen wir eine „*allgemeine Völkerkunde*“.

Die *dritte* und vollkommenste Stufe endlich würde durch die „Völkerpsychologie“ im Sinne Wundt's gegeben sein, also in der Zerlegung der psychologischen Sammelbegriffe, mit denen die einfache „ethnologische“ Betrachtung der verschiedenen Erscheinungen des Völkerlebens vielfach noch arbeiten muss, in die Grundelemente, welche die moderne Individual- und Experimental-Psychologie für die menschliche Seelentätigkeit überhaupt aufgestellt hat.

In erheblich grösserem Abstand von der Völkerkunde, als die „Volkskunde“ und die „Völkerpsychologie“ steht endlich die „Anthropogeographie“, bei der das Hauptgewicht ja bekanntlich überhaupt auf der „Geographie“ liegt und deren Wesen wir wohl am kürzesten als die „Lehre von der geographischen Bedingtheit der Verbreitung und der Kulturelemente der verschiedenen Völkergruppen“ bezeichnen können. Die „Anthropogeographie“ ist eine vergleichsweise junge Wissenschaft. Sie wurde erst im Jahre 1882 von Friedrich Ratzel durch die erste Auflage seiner Anthropogeographie<sup>1)</sup> begründet und hatte sich im Beginn, speziell von Seiten hervorragender deutscher Geographen, wie Georg Gerland in Strassburg und Hermann Wagner in Göttingen, lebhafte Angriffe gefallen zu lassen. Gerland ging damals sogar so weit, zu behaupten, die „Anthropogeographie“ sei gar keine Wissenschaft. Und in der Tat kann nicht geleugnet werden, dass die „anthropogeographische“ Betrachtung des Menschengeschlechtes im Sinne Ratzel's mit ganz besondern Schwierigkeiten zu kämpfen hat, um ihren Rang als besondere Disziplin zu behaupten. Einmal ist schon die genaue Umgrenzung dessen, was man zur „Anthropogeographie“ rechnen will, schwierig. Ferner läuft der „Anthropogeograph“ grosse Gefahr, entweder „Binsenwahrheiten“ d. h. axiomatische Selbstverständlichkeiten als

<sup>1)</sup> Ratzel, F., Anthropogeographie, Stuttgart 1882 — 91, 2 Bde.; Bd 1, 2. Aufl. Stuttgart 1899.

„wissenschaftliche“ Tatsachen zu behaupten, oder in voreiliger Weise nach dem Rezept „post hoc, ergo propter hoc“ Schlüsse zu ziehen, oder endlich, Thesen auf scheinbare Tatsachen zu gründen, die bei kritischer Betrachtung entweder keine „Tatsachen“ sind oder eine wesentlich andere Deutung erfordern.

Trotz dieser Gefahren hat sich der allgemeine Gedanke Ratzel's als berechtigt und fruchtbar erwiesen und die „anthropogeographische“ Betrachtung gewisser Erscheinungen des Völkerlebens bildet daher eine ständige Rubrik der modernen geographischen Handbücher.

Inwieweit neben dem Einfluss des geographischen und klimatischen Milieu im Sinne Ratzel's auch das rein anthropologische Element der „Rasse“ und der „Rassenmischung“ bei den Divergenzen der Kulturentwicklung in Betracht falle, wird erst eine weitere systematische Erforschung der Gehirnentwicklung bei den verschiedenen „Rassen“ und ihren Mischprodukten nachweisen können.

---

## Zweites Kapitel.

### Anfänge völkerkundlicher Kenntnisse im Altertum und Mittelalter.

Die „Völkerkunde“ gehört unbedingt zu den ganz modernen Wissenschaften, deren Bestehen als selbständige Form der wissenschaftlichen Forschung höchstens bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgt werden kann. Das *Altertum*, dem wir auf andern Gebieten die ersten Grundlagen so vieler Wissenschaften verdanken, hat für die „Völkerkunde“ nur wenig geleistet. Allerdings besaßen schon die Künstler des „Alten Reiches“ von *Aegypten*, deren Leistungen uns bis ins dritte Jahrtausend v. Chr. zurückführen, Kenntnisse von fremden, nicht-aegyptischen Völkern und ein gutes Gefühl für die rassenhaften und ethnischen Unterschiede, welche sie nach Hautfarbe, Haar- und Barttracht, Bekleidung und Beschäftigung von den eigentlichen „Aegyptern“ schieden. Ebenso erwähnen die hieroglyphischen Schriftdenkmäler des „Alten Reiches“ bereits die „Höhlenbewohner“ in den Gebirgen im Osten des Niltals, ferner die „Bogenleute“ d.h. Wildstämme, welche die in Aegypten selbst ungebräuchliche Waffe des Bogens und Pfeiles führten, usw. Je umfangreicher in spätern Zeiten des „Mittelalters“ und des „Neuen“ Reiches die geographische Ausdehnung des Pharaonenreiches wird, desto zahlreicher werden naturgemäss auch in den bildlichen und hieroglyphischen Darstellungen die Vertreter fremder, ausser-

aegyptischer Völker. Wir sehen Darstellungen gemästeter Frauen, also Beispiele einer Sitte, die heute noch in den Ländern am obern Nil im Schwange ist und die damals für das Land „Punt“, d. h. für die Weihrauchländer in der Umgebung des afrikanischen Osthornes angeführt wird. Wir lesen von den „Sandbewohnern“ oder „Sandwandlern“ der Wüste, speziell denen der Sinai-Halbinsel und von andern asiatischen Völkern und auf den bildlichen Darstellungen mehren sich die Vertreter von Bevölkerungen, die heller als die braunen Ägypter sind und im Gegensatz zu diesen *natürliche* Bärte tragen; es sind die Angehörigen *semitischer* Völker, die in dieser Weise dargestellt werden. Später treten auch die Griechen, die Kleinasiaten, die Bevölkerung Sardinien und Italiens stärker in den Gesichtskreis der Ägypter und finden gelegentliche bildliche Darstellung oder wenigstens textliche Erwähnung. Aber zu einer zusammenhängenden Schilderung oder Darstellung irgend eines nicht-ägyptischen Volkes ist es im ägyptischen Altertum nicht gekommen.

Die beiden grössten Kulturvölker des europäischen Altertums, die *Griechen* und die *Römer*, hatten ebenfalls im Laufe ihrer Geschichte reichliche Gelegenheit, mit Menschen verschiedener Rassen und verschiedenen Volkstums aus eigener Anschauung bekannt zu werden. Aber die Griechen blickten mit unverkennbarer Geringschätzung auf fast alle nicht-griechisch redenden Völker herab, die sie kurzweg als *βάρβαροι* bezeichneten und ein *βαρβαρόφωνος* war für sie jeder, der eine andere, als die griechische Sprache redete.

Der Ausdruck *βάρβαρος* bezog sich ursprünglich nur auf rauhtönende, das griechische Ohr beleidigende *Fremdsprachen* und hatte noch keinen gehässigen oder verächtlichen Nebenbegriff; er war lediglich eine *Lautnachahmung* zur Kennzeichnung eines für den Griechen misstönenden Idioms. Ägypter und Perser waren in diesem Sinne allerdings *βάρβαροι* d. h. eine misstönende Sprache Redende, ihrer *kulturellen* Höhe liessen dagegen die Griechen volle Gerechtigkeit widerfahren. Erst seit den Perserkriegen, d. h. seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. erlangte das Wort auch für die Perser den Nebenbegriff, den wir auch heute noch mit dem Worte „Barbaren“ und „barbarisch“ verbinden. Jedenfalls aber waren die Griechen stets von ihrer eigenen Vorzüglichkeit gegenüber andern Völkern so sehr überzeugt, dass sie, mit Ausnahme der Ägypter und Perser, den nicht-griechischen Völkern, mit denen sie im Laufe der Zeit bekannt wurden, nur ein nebensächliches Interesse widmeten und sich darauf beschränkten, in ihren geographischen und historischen Werken über besonders merkwürdige Einrichtungen derselben dürftige Notizen zu bringen, die auf ihre Richtigkeit zu prüfen sie sich in vielen Fällen gar keine Mühe gaben. Immerhin aber haben wir alle Ursache, ihnen für diese dürftigen Notizen dankbar zu sein, denn sie enthalten nicht selten Angaben, die erst durch das reichliche Material der Neuzeit und ihrer wahren Bedeutung erkannt

worden sind und z. T. den ersten Ausgangspunkt wichtiger und fundamentaler ethnologischer Untersuchungen lieferten. Wir lesen z. B. bei *Herodot*<sup>1)</sup> über das Volk der *Lykier*, das die breite Halbinsel an der westlichen Südküste Kleinasiens bewohnte, folgendes:

„Die *Lykier* aber stammen ursprünglich aus *Kreta*, denn in alten Zeiten war ganz *Kreta* von Barbaren bewohnt . . . Ihre Sitten sind zum Teil kretisch, zum Teil karisch. Jedoch eine sonderbare Gewohnheit haben sie, die sonst kein anderes Volk hat: sie benennen sich nach der *Mutter* und nicht nach dem *Vater*. Denn wenn man einen *Lykier* fragt, wer er ist, so wird er sein Geschlecht von Mutterseite angeben und seiner Mutter Mütter her zählen. Und wenn eine Bürgerin einem Knechte beiwohnt, so gelten die Kinder für edelgeboren; wenn aber ein Bürger, und wäre er ein auch noch so vornehmer Mann, ein fremdes oder Kebsweib nimmt, so sind die Kinder unehrlich“.

Diese unscheinbare Stelle der „Geschichten“ des *Herodot* ist der Ausgangspunkt für die berühmte Untersuchung *J. J. Bachofen's* über das „*Mutterrecht*“ geworden, das in der neuern ethnologischen Diskussion einen so breiten Raum einnimmt. Ebenso lesen wir bei *Strabo* von den Frauen der alten *Iberer*:

„Denn diese (i. e. die Frauen) treiben den Ackerbau und wenn sie niederkommen, so legen sie ihre Männer für sie ins Bett und warten ihnen auf“.

Dies ist die älteste Erwähnung der eigentümlichen Sitte des „*Männerkindbettes*“ oder der „*Couvade*“, die ebenfalls zu zahlreichen Untersuchungen in der neuern Völkerkunde Veranlassung gegeben hat.

Auf solche gelegentlichen und in den geographischen und historischen Werken zerstreute Notizen beschränken sich aber die völkerkundlichen Leistungen der Griechen und nicht selten findet sich Tatsächliches, unzweifelhaft Richtiges mit Fabelhaftem und Unrichtigem kritiklos gemischt. Zu einer „Völkerkunde“ als besondere Wissenschaft haben es die Griechen nicht gebracht.

In gleicher Weise, wie bei den Griechen, müssen wir auch bei den römischen Geschichtschreibern, wie *Livius*, *Julius Cäsar*, *Tacitus* u. a., die zerstreuten und gelegentlichen Angaben über die ethnographischen Eigentümlichkeiten der ihnen bekannt gewordenen Völker zusammensuchen, um uns ein Bild der damaligen „Ethnographie“ zu machen. Besonders wichtig ist in dieser Hinsicht auch die „Naturgeschichte“ des ältern *Plinius*<sup>2)</sup>, der ausser einer erstaunlich reichhaltigen Liste von Völkernamen auch manche wichtige völkerkundliche Angabe, allerdings in rein kompilatorischer Weise und ohne eigene Beobachtung, enthält. Aber auch bei ihm sind diese Angaben nicht systematisch zusammengestellt, sondern finden sich gemischt mit volkskundlichen, physiologischen, kulturhistorischen Nachrichten, die zum Teil richtig, zum Teil aber völlig fabelhaft sind.

Doch ist zu bemerken, dass eine Reihe von ächt ethnologischen Fragen damals schon aufgeworfen wurde und dass es auch dem römischen

<sup>1)</sup> Herodot 1, 173.

<sup>2)</sup> Gajus Plinius Secundus, *Historia naturalis*.



Altertum nicht völlig an Leuten fehlte, die eine Antwort auf diese Fragen versuchten. So entwickelt der epikuräische Dichter *Lucretius Carus*, der im 1. Jahrhundert v. Chr. lebte, in seinem grossartigen Lehrgedicht „*De rerum natura*“ bereits Anschauungen über die menschlichen Kulturanfänge, welche, abgesehen von seiner abenteuerlichen Erklärung der Menschwerdung selbst, an Klarheit, Scharfsinn und Naturtreue vieles von dem weit übertreffen, was erst Jahrhunderte später über diesen Gegenstand produziert worden ist. Die Entstehung der sesshaften aus dem nomadischen Leben, der Gebrauch der Kleidung und des Feuers, die Bereitung der Metalle, die Entstehung der Sprache, die Entwicklung des Sondereigentums, die Anfänge der Religion, die Zähmung der Haustiere, die Existenz einer Bronzezeit vor der Eisenzeit, die Entwicklung der Weberei aus dem Knüpfen, die Kunst des Pfropfens der Obstbäume, die Zurückdrängung der Wälder durch die Ausdehnung des Ackerbaus, die Entwicklung der Künste zur Verfeinerung des Lebens, alle diese Dinge finden sich bei *Lucretius Carus* genetisch entwickelt.

Mit dem Abschluss des „Altertums“ beginnt in Westeuropa für Jahrhunderte eine Zeit der Stagnation auf ethnographischem Gebiete. Durch die Verschiebung des geistigen Schwerpunktes vom Gebiete des *Wissens*, das er im Altertum innegehabt, auf dasjenige des *Glaubens* unter der einseitigen Herrschaft der christlichen Kirche, der von dieser protegierten Autorität der von der Kirche anerkannten Gelehrten des Altertums, vor allem der *aristotelischen* Philosophie, und endlich unter der absoluten Herrschaft der „*Scholastik*“ wurden alle das Menschengeschlecht betreffenden Fragen schlechterdings von der Schöpfungssage der Bibel und ihren Berichten über die Zerstreuung der Völker beherrscht. Selbst der geringe Zuwachs jener Zeiten an neuen ethnographischen Kenntnissen wurde entweder nach den biblischen Berichten umgemodelt, oder, je nach dem einzelnen Falle, gewaltsam mit den Angaben der Alten in Einklang gebracht. Der ursprünglich rein lokale, im Schosse der semitischen Völkergruppe entstandene kosmogonische Mythos von der Erschaffung der Welt, der Sintflut, der Völkerzerstreuung nach dem Turmbau zu Babel beherrschte noch viele Jahrhunderte lang nicht nur das dem Judentum entsprungene Christentum, sondern auch die *muhammedanische* Welt in so ausschliesslich, dass bei allen Völkern, die entweder dem Christentum oder dem Islam beigetreten waren, alle allenfalls vorhandenen ältern Nachrichten vollkommen von der biblischen Ueberlieferung überwuchert wurden und verloren gingen. So geht z. B. die älteste „Geschichte“ der *Armenier* und der kaukasischen *Georgier* innerhalb der christlichen Welt, diejenige der *Araber* für die vormuhammedanische Zeit innerhalb des Islam ganz auf die Vorstellungskreise der biblisch-alttestamentlichen Patriarchenzeit zurück und ist daher wissenschaftlich wertlos. Als ein Beispiel, in welcher Weise der biblische Bericht auch die arabische Erd- und Völkerkunde durchsetzt und beeinflusst, wollen wir hier nur die „vorislamitische Geschichte“

des arabischen Geographen *Abulfeda*<sup>1)</sup> anführen. Sie zerfällt in 5 Bücher, die folgende Titel führen:

1. Von der Reihenfolge der ältesten Geschichte, von den Propheten und den Königen des israelitischen Staates.
2. Von den persischen Königen und andern Dingen, die dahingehören.
3. Von den Pharaonen, von den Königen der ältern und neuern Griechen, von den Kaisern.
4. Von den Fürsten der Araber.
5. Von den übrigen Völkern.

Das 1. Buch beginnt folgendermassen:

„Von Ibn-el-Athir wird folgender Ausspruch unseres Propheten überliefert: Gott, sagt er, hat den Adam aus einer Hand voll Erde erschaffen, die er aus allen Gegenden der Erde zusammengelesen hatte. Daher kommt es, dass, wie die Erde selbst beschaffen war, so auch seine Nachkommen verschieden beschaffen wurden, so dass ihre Farbe entweder rot, oder schwarz, oder weiss, oder zwischen diesen Farben resultierte und ebenso ihre Haut entweder glatt, oder rauh oder aus beidem gemischt.“

Die Araber selbst werden von *Abulfeda* nach andern arabischen Quellen eingeteilt in „ausgestorbene“, in „eingeborne“ und in „eingepfropfte“ d. h. aus dem Auslande nach Arabien gekommene Stämme. Die „eingepfropften“ Stämme gelten als Nachkommen Ismaels, des Sohnes Abrahams aus seiner Sklavin Hagar. „Der Name rührt daher, dass Ismael, obgleich er zuerst nicht arabisch, sondern hebräisch sprach, in der Folge nach Sprache und Sitte ein Araber wurde. Deshalb werden seine Nachkommen „*musta'ribat*“, d. h. Araber von nicht reinem Blute genannt.“

Während aber solchergestalt für die weiter zurückliegenden Zeiten die ethnographischen Angaben der arabischen Schriftsteller durch die biblischen Ueberlieferungen vielfach getrübt erscheinen, verhält es sich für die Zeiten, über welche sie als Zeitgenossen berichten, ganz anders. Durch die Verbreitung der von Muhammed gestifteten Religion über ungeheure Erdräume hin, durch den dadurch gesetzten Expansionstrieb der Araber weit über das Bereich der arabischen Halbinsel hinaus und durch die mit beiden Umständen verbundene Verbreitung der arabischen Sprache als einer weit umher gekannten und benützten Kultursprache wurden die Araber in den Stand gesetzt, ein ethnographisches Tatsachenmaterial zu sammeln, welches das aus dem griechischen und römischen Altertum überlieferte an Umfang, Bedeutung und Zuverlässigkeit bald weit übertraf. Denn die Kenntnisse der Araber erstreckten sich allmählig über ganz Europa mit Ausnahme seines höchsten Nordens, über ganz Süd-asien von China und Indien bis tief nach Zentralasien hinein und über Nordafrika, das Wüstengebiet bis zum Niger und über Ostafrika bis nach Sofala und seinem Hinterland hinab. Hat doch ein einzelner arabischer Reisender, der aus Tanger gebürtige *Ibn-Batuta*, ein Berber, nicht weniger als 24 Jahre (1325—1349) seines Lebens auf Reisen zugebracht und nacheinander Aegypten, Syrien, Persien, Arabien, Sansibar, Kleinasien, Zentral-

<sup>1)</sup> *Abulfeda*, *Historia anteislamica*, ed. H. O. Fleischer, Lipsiae, 1831, S. 13.

asien, Konstantinopel, Buchara, Indien, die Maldiven, Ceylon, Sumatra und China besucht und später, nachdem er nach mehr als 20-jähriger Abwesenheit in seine Heimat zurückgekehrt war, auch noch Südspanien und die westliche Sahara bis nach Timbuktu bereist, bevor er sich endlich für den Rest seines Lebens in Fez niederliess. Ibn-Batuta hat also, wie Oskar Peschel<sup>1)</sup> richtig sagt, „mehr Länder und Völker besucht, als Marco Polo und Heinrich Barth zusammen genommen.“

Ibn-Batuta, dessen grosses Werk eine Fülle ethnographisch interessanten Materiales enthält, war der letzte und grösste der grossen arabischen Reisenden, die uns Nachrichten über fremde Länder und Völker hinterlassen haben. Von den früheren sind für die Völkerkunde im Sinne der „Ethnographie“ hauptsächlich wichtig *Massudi*, der um die Mitte des 10. Jahrhunderts in Kairo starb und dessen „Goldene Wiesen“ (*murudsch ed-dhahab*) eine Menge wichtiger Angaben enthalten, trotzdem auch *Massudi* die ersten 5 Kapitel seines Werkes darauf verschwendet, den biblischen Bericht von der Erschaffung der Welt, die Geschichte der berühmten biblischen Persönlichkeiten bis auf den Messias in arabischer Auffassung zu reproduzieren. Auch *Edrisi*, der im 12. und *Abulfeda*, der im 14. Jahrhundert schrieb, sind als ethnographisch wichtige Schriftsteller zu erwähnen und endlich wollen wir bei dieser Gelegenheit auch des gewaltigen geographischen Wörterbuches des *Jakut* gedenken, das in der von Wüstenfeld besorgten gedruckten Ausgabe sechs dicke enggedruckte Bände füllt. *Jakut* war von Geburt ein Grieche, aber schon als Knabe in arabische Gefangenschaft geraten und von einem arabischen Kaufmann nach Bagdad gebracht worden und hatte hier dank der Milde seines Herrn Gelegenheit, die arabische Sprache gründlich zu erlernen, in der er denn auch später, nach seiner Freilassung, seine Werke verfasste. *Jakut* hat nicht nur selbst grosse Reisen gemacht, sondern auch für die Abfassung seines grossen geographischen Wörterbuches ein Menge von arabischen Quellen benutzt und ausgezogen, die uns ohne seine Auszüge verloren wären. Dahin gehört u. a. der unter dem Namen *Ibn Fozzlan* bekannte Reisende, dem wir die ersten Nachrichten über die heidnischen „Russen des Wolga-Gebietes“ verdanken. Als Beispiel der Art und Weise, in der die arabischen Autoren ihre ethnographischen Beobachtungen wiedergeben, wollen wir hier die Schilderung *Ibn Fozzlan*<sup>2)</sup> von den Menschenopfern anführen, die bei den Russen des 13. Jahrhunderts beim Tode eines ihrer Vornehmen üblich waren. *Ibn Fozzlan* erzählt darüber:

„Wenn ein Oberhaupt von ihnen gestorben ist, so fragt seine Familie dessen Mädchen und Knaben: wer von euch will mit ihm sterben? dann antwortet eines von ihnen: ich. Wenn er dieses Wort ausgesprochen, so ist er gebunden und es bleibt

<sup>1)</sup> Peschel, Oskar, Geschichte der Erdkunde bis auf Alexander von Humboldt und Carl Ritter, München 1877 S. 105.

<sup>2)</sup> Frähn C. M., Ibn. Fozzlan's und anderer Araber Berichte über die Russen älterer Zeit, St. Petersburg, 1823 S. 13 ff.

ihm nicht frei gestellt, sich jemals zurückzuziehen; und wollt' er es ja, so lässt man ihn nicht. Grösstenteils aber sind es die Mädchen, die es tun. Als daher jener Mann, dessen ich oben erwähnte, gestorben war, so fragten sie seine Mädchen: wer will mit ihm sterben? Eine von ihnen antwortete: ich. Da vertraute man sie zweien Mädchen an, die mussten sie bewachen und sie überall, wohin sie nur ging, begleiten, ja bisweilen wuschen sie ihr sogar die Füsse. Die Leute fingen dann an, sich mit der Sache des Verstorbenen zu beschäftigen, die Kleider für ihn zuzuschneiden und alles, was sonst erforderlich ist, zuzubereiten. Das Mädchen trank indessen alle Tage, sang und war fröhlich und vergnügt.

Als nun der Tag gekommen war, an dem der Verstorbene und das Mädchen verbrannt werden sollten, ging ich an den Fluss, in dem sein Schiff lag. Aber dies war schon ans Land gezogen; vier Eckblöcke von Chalendsch- und anderem Holz wurden für dasselbe zurechtgestellt und um dasselbe herum wieder grosse menschenähnliche Figuren von Holz. Drauf zog man das Schiff herbei und setzte es auf das gedachte Holz. Die Leute fingen indes an ab- und zuzugehen und sprachen Worte, die ich nicht verstand. Der Tote aber lag noch entfernt in seinem Grabe, aus dem sie ihn noch nicht herausgenommen hatten. Darauf brachten sie eine Ruhebänk, stellten sie auf das Schiff und bedeckten sie mit wattierten, gesteppten Tüchern, mit griechischem Goldstoff und mit Kopfkissen von demselben Stoffe. Alsdann kam ein altes Weib, das sie den Todes-Engel nennen und spreitete die erwähnten Sachen auf der Ruhebänk aus. Sie ist es, die das Nähen der Kleider und die ganze Ausrüstung besorgte, sie auch, die das Mädchen tötet. Ich sah sie, es war ein Teufel mit finstern, grimmigem Blicke. Als sie zu seinem Grabe kamen, räumten sie die Erde von dem hölzernen Dache, schafften dieses selbst weg und zogen den Toten in dem Leichentuche, in welchem er gestorben war, heraus. Da sah ich, wie er von der Kälte des Landes ganz schwarz geworden war. Mit ihm aber hatten sie in sein Grab berauschende Getränke, Früchte und eine Laute getan, welches alles sie nun auch herauszogen. Der Verstorbene aber hatte sich, die Farbe ausgenommen, nicht verändert. Ihn bekleideten sie dann mit Unterbeinkleidern, Oberhosen, Stiefeln, einem Kurtak und Chaftan aus Goldstoff mit goldenen Knöpfen und setzten ihm eine goldstoffene Mütze mit Zobel besetzt auf. Darauf trugen sie ihn in das auf dem Schiff befindliche Gezelt, setzten ihn auf die mit Watte gesteppte Decke, unterstützten ihn mit Kopfkissen, brachten berauschende Getränke, Früchte und Basilienkraut und legten das alles neben ihn. Auch Brot, Fleisch und Zwiebeln legten sie vor ihn hin. Hierauf brachten sie einen Hund, schnitten ihn in zwei Teile und warfen die ins Schiff; legten dann alle seine Waffen ihm zur Seite, führten zwei Pferde herbei, die sie so lange jagten, bis sie vom Schweiss troffen, worauf sie sie mit ihren Schwertern zerhieben und das Fleisch derselben ins Schiff warfen. Alsdann wurden zwei Ochsen herbeigeführt und ebenfalls zerhauen und ins Schiff geworfen. Endlich brachten sie einen Hahn und ein Huhn, schlachteten auch die und warfen sie eben dahinein.

Das Mädchen, das sich dem Tode geweiht hatte, ging indes ab und zu und trat in eines der Zelte, die sie dort hatten. Da legte sich der Inwohner desselben zu ihr und sprach: sag deinem Herrn, nur aus Liebe zu dir tat ich dies.

Als es nun Freitag Nachmittag war, so führte man das Mädchen zu einem Dinge hin, das sie gemacht hatten und das dem vorspringenden Gesims einer Türe glich. Sie setzte ihre Füsse auf die flachen Hände der Männer, sah auf dieses Gesims herab und sprach dabei etwas in ihrer Sprache, worauf sie sie herunter liessen. Dann liessen sie sie wieder aufsteigen und sie tat, wie das erste Mal. Wieder liess man sie herunter und zum dritten Male aufsteigen, wo sie sich wie die beiden ersten Male benahm. Alsdann reichten sie ihr eine Henne, der schnitt sie den Kopf ab und warf ihn weg. Die Henne aber nahm man und warf sie ins Schiff. Ich erkundigte mich beim Dolmetsch, was sie getan hätte. Das erste Mal (war seine Antwort) sagte sie: Sieh! hier seh ich meinen Vater und meine Mutter; das zweite Mal: Sieh! jetzt sehe



ich meine verstorbenen Anverwandten zusammensitzen; das dritte Mal aber: Siehe! dort ist mein Herr, er sitzt im Paradiese. Das Paradies ist so schön, so grün, bei ihm sind seine Männer und Knaben. Er ruft mich; so bringt mich denn zu ihm. Da führten sie sie zum Schiffe hin. Sie aber zog ihre beiden Armbänder ab und gab sie dem Weibe, das man den Todes-Engel nennt und das sie morden wird. Auch ihre beiden Beinringe zog sie ab und reichte sie den zwei ihr dienenden Mädchen, die die Töchter der Todes-Engel Genannten sind. Dann hob man sie aufs Schiff, liess sie aber noch nicht in das Gezelt. Nun kamen Männer herbei mit Schildern und Stäben und reichten ihr einen Becher berauschenden Getränkes. Sie nahm ihn, sang dazu und leerte ihn. Hiemit, sagte mir der Dolmetsch, nimmt sie von ihren Lieben Abschied. Drauf ward ihr ein anderer Becher gereicht. Sie nahm auch den und stimmte ein langes Lied an. Da hiess die Alte sie eilen, den Becher zu leeren und in das Zelt, wo ihr Herr lag, zu treten. Das Mädchen aber war bestürzt und unentschlossen geworden, sie wollte schon ins Gezelt gehen, steckte jedoch nur den Kopf zwischen Zelt und Schiff. Stracks nahm die Alte sie beim Kopfe, brachte sie ins Gezelt und trat selbst mit ihr hin. Sofort begannen die Männer mit den Stäben auf ihre Schilder zu schlagen, auf dass kein Laut ihres Geschreies gehört würde, der andere Mädchen erschrecken und abgeneigt machen könnte, dermal einst auch den Tod mit ihren Herren zu verlangen. Dann traten sechs Männer ins Gezelt und wohnten samt und sonders dem Mädchen bei. Drauf streckten sie sie an die Seite ihres Herrn. Und es fassten sie zwei bei den Füßen, zwei bei den Händen. Und die Alte, die da Todes-Engel heisst, legte ihr einen Strick um den Hals, reichte ihn zwei von den Männern hin, um ihn anzuziehen, trat selbst mit einem grossen breitklingigen Messer hinzu und stiess ihr das zwischen die Rippen hinein, worauf sie es wieder herauszog. Die beiden Männer aber würgten sie mit dem Stricke, bis sie tot war.

Nun trat nackend der nächste Anverwandte des Verstorbenen hinzu, nahm ein Stück Holz, zündete das an, ging rückwärts zum Schiffe, das Holz in der einen Hand, die andere auf seinem Hinterteil haltend, bis das unter das Schiff gelegte Holz angezündet war. Drauf kamen auch die übrigen mit Zündhölzern und anderem Holz herbei; jeder trug ein Stück, das oben schon brannte und warf es auf jenen Holzhaufen. Bald ergriff das Feuer denselben, bald hernach das Schiff, dann das Gezelt und den Mann und das Mädchen und alles, was im Schiffe war. Da blies ein fürchterlicher Sturm, wodurch die Flamme verstärkt und die Lohe noch mehr angefacht wurde.

Mir zur Seiten befand sich einer von den Russen, den hört' ich mit dem Dolmetsch, der neben ihm stand, sprechen. Ich fragte den Dolmetsch, was ihm der Russe gesagt und erhielt die Antwort: „Ihr Araber, sagte er, seid doch ein dummes Volk: ihr nehmt den, der euch der geliebteste und geehrteste unter den Menschen ist und werft ihn in die Erde, wo ihn die kriechenden Tiere und Würmer fressen. Wir dagegen verbrennen ihn in einem Nu, so dass er unverzüglich und sonder Aufenthalt ins Paradies eingeht“. Dann brach er in ein unbändig Lachen aus und setzte drauf hinzu: seines Herrn (Gottes) Liebe zu ihm machts, dass schon der Wind weht und ihn in einem Augenblick wegraffen wird. Und in Wahrheit, es verging keine Stunde, so war Schiff und Holz und Mädchen mit dem Verstorbenen zu Asche geworden.

Darauf führten sie über dem Orte, wo das aus dem Flusse gezogene Schiff gestanden, etwas einem runden Hügel ähnliches auf, errichteten in dessen Mitte einen grossen Birkenpfahl und schrieben darauf den Namen des Verstorbenen nebst dem des Königs der Russen. Alsdann begaben sie sich weg.“

Soweit also die Schilderung Ibn Fozzlans. Wie man aus seiner minutiösen Beschreibung einer altrussischen Leichenverbrennung mit den begleitenden Tier- und Menschenopfern ersieht, fehlt ihm noch jeder ethno-

logische Zug, jeder Versuch, Einzelheiten der von ihm als Augenzeuge beobachteten Szene mit analogen Sitten bei andern Völkern in Parallele zu setzen und von allgemeineren Gesichtspunkten aus zu betrachten. Gleichwohl aber besitzt seine Schilderung für uns grossen Wert, denn sie macht uns erstlich mit der Kultur der Wolga-Völker in einer Zeit bekannt, die wir anderweitig historisch nicht mehr zu erreichen vermöchten und ferner führt sie uns, speziell in den von Ibn Fozlan so anschaulich geschilderten Bestattungsgebräuchen der heidnischen Russen, manches Detail vor Augen, das erst durch die Vergleichung mit den entsprechenden Sitten anderer Völker seinen vollen Wert gewinnt. Wir wohnen z.B. der Errichtung eines „Kurgan“, d.h. eines der in Ost-Europa und Nordasien, von Rumänien bis Transbaikalien hinüber so häufigen Grabhügel bei, konstatieren aber dabei den wesentlichen Unterschied, dass die prähistorischen Kurgane, mögen sie nun der Bronze- oder der Eisenzeit der sie errichtenden Völker angehören, nicht einfach über der Stätte einer Leichenverbrennung aufgeworfen wurden, sondern über wirklichen Gräbern, in denen die Leichen unverbrannt und mit allerlei Geräte an Waffen, Schmuck und Geschirr beigesetzt wurden. Eine Parallele zwischen der von dem arabischen Reisenden geschilderten „historischen“ und den prähistorischen Bestattungen finden wir dagegen in den zahlreichen Tier-, speziell Pferdeopfern. Auch ist es nicht ausgeschlossen, dass in einzelnen Fällen der prähistorischen Kurgane, wo sich in einem und demselben Grabe die Skelette mehrerer Menschen finden, es sich in ähnlicher Weise um Menschenopfer bei Anlass einer Bestattung eines Vornehmen handelt, wie in dem von Ibn Fozlan geschilderten Falle. Von Interesse ist ferner die mystische Motivierung der altrussischen Leichenverbrennung als eines der arabischen Beerdigung überlegenen Verfahrens. Endlich finden wir in der arabischen Schilderung die rohe Sitte der vorgängigen Prostituierung des als Opfer bestimmten Mädchens und auch diese Sitte wird uns verständlicher, wenn wir gewisse Sitten anderer tiefstehender Völker, wie z.B. der Australier, damit in Parallele setzen, wenn es sich auch bei der bei letztern üblichen Prostituierung nicht um Bestattungsgebräuche, sondern um andere Anlässe des Lebens handelt. Wir werden aus einer solchen Parallele z.B. den Wahrscheinlichkeitsschluss ziehen, dass die Männer, welche vor der Opferung mit dem Mädchen geschlechtlich verkehrten, nicht beliebige Individuen, sondern Leute waren, die in einem bestimmten Verhältnis der Verwandtschaft oder der sozialen Stellung zu dem Verstorbenen standen.

Dies alles aber nur beiläufig, um zu zeigen, in welcher Weise wir heute diese alten Berichte deuten und verwerten können.

Die arabischen Schilderungen über das Leben fremder Völker blieben aber für die Förderung der völkerkundlichen Kenntnisse des Abendlandes sozusagen verloren und erst das 19. Jahrhundert hat davon Nutzen ziehen können, nachdem durch die Lebensarbeit bedeutender Arabisten wenigstens einzelne der geographischen Werke der Araber durch Uebersetzungen all-

gemein zugänglich wurden. Leider ist aber gerade das grosse geographische Wörterbuch des Jakut bis auf den heutigen Tag unübersetzt geblieben und nur in einzelnen Bruchstücken bekannt geworden.

Eine gewisse Bereicherung des ethnographischen Wissens wurde nun für das Abendland zunächst in den Reisen einiger *Missionäre* gegeben, die um die Mitte des 13. Jahrhunderts auf Veranlassung des Papstes Innocenz IV. an den Hof des Mongolenkaisers stattfanden, und welche den Zweck verfolgen sollten, die Mongolen, deren Einfälle ganz Osteuropa in Angst und Schrecken versetzt hatten, zum Christentum zu bekehren und von weitem Einfällen abzuhalten. Die erste dieser Gesandtschaften<sup>1)</sup> fand unter der Führung des Franziskaners *Giovanni Pian di Carpine*, gewöhnlich mit dem französischen Namen als *Frère Jean du Plan Carpin* bezeichnet im Jahre 1246—1247 statt und beansprucht dadurch ein besonderes Interesse, dass durch den Bericht des Pian di Carpine zum ersten Mal eine genaue einlässliche Schilderung der mongolischen Einrichtungen und Sitten nach Europa gelangte. Als Probe der Genauigkeit, mit der Pian di Carpine die Mongolen beschreibt, wollen wir nur die folgende Stelle hier anführen:

„Um von der Heirat, der Kleidung, den Wohnungen, dem Hausrat und Besitz der Tataren zu reden, will ich zuerst anführen, dass ihr Gesicht von dem aller andern Völker der Erde verschieden ist. Denn der Raum zwischen den Augen und Wangen ist sehr breit und ihre Wangen treten stark nach aussen vor. Sie sind sehr gracil und dünn von Taille, meist von mittelgrosser Statur, mit wenig Bart; einige haben indessen einige Haare an der Unterlippe und am Kinn, die sie wachsen lassen, ohne sie je zu schneiden. Auf dem Scheitel haben sie eine Tonsur, wie unsere Priester, und ferner rasieren sie sich alle von einem Ohr zum andern in der Breite von drei Fingern, sodass diese kahlen Stellen mit der Tonsur verschmelzen. Auch rasieren sich alle über der Stirne in der Breite von drei Fingern und die Haare, die zwischen der Platte und dieser Rasur stehen bleiben, lassen sie bis über die Augenbrauen wachsen und auf beiden Seiten der Stirne tragen sie das Haar halblang geschnitten, das übrige Haar lassen sie so lang wachsen wie die Frauen und machen daraus zwei Flechten, die sie binden und hinter dem Ohre zusammenknüpfen. Sie haben ziemlich kleine Füsse.

Jeder kann so viele Frauen nehmen, als er ernähren kann; die einen haben hundert, andere fünfzig, zwanzig, zehn Frauen, bald mehr, bald weniger. Sie heiraten ohne Unterschied ihre nahen Verwandten, ausgenommen ihre Mütter, Töchter und Tanten von Vater- oder Mutterseite, sie können sogar nach dem Tode ihres Vaters ihre Stiefmütter heiraten. Die jüngern Brüder sind auch gehalten, die Frau ihres verstorbenen ältern Bruders oder eine andere Verwandte zu ehelichen.

Die übrigen Frauen können sie wählen, wie sie wollen, ohne dabei einen Unterschied zu machen. Sie kaufen sie sehr teuer von den Eltern der Frauen. Die Frauen gehen nach dem Tode ihres Mannes nicht leicht eine zweite Ehe ein, ausser, wenn etwa einer seine Stiefmutter heiraten will.“

<sup>1)</sup> Die Reisen, die hier hauptsächlich in Betracht fallen, sind u. a. gesammelt herausgegeben worden unter dem Titel:

Bergeron, Pierre, *Voyages faits principalement en Asie dans les XII<sup>me</sup>, XIII<sup>me</sup>, XIV<sup>me</sup> et XV<sup>me</sup> Siècles*, par Benjamin de Tudèle, Jean du Plan-Carpin, N. Ascalin, Guillaume de Rubruquis, Marc-Paul Venitien, Haiton, Jean de Mandeville et Ambroise Contarini, etc. A la Haye, 1735.

In dieser Schilderung finden wir neben dem auffälligsten rassenhaften Merkmal des „mongoloiden“ Gesichtes, neben einer minutiösen Beschreibung der Haartracht auch bereits wichtige *soziologische* Verhältnisse mit hinlänglicher Klarheit angedeutet: das Verbot der Heirat innerhalb gewisser Grade der Blutsverwandtschaft und ferner die bei einer Reihe von Völkern vorkommende Verpflichtung jüngerer Brüder, die Frau ihres verstorbenen älteren Bruders zur Ehe zu nehmen, eine Verpflichtung, deren erstes Beispiel schon das alte Testament enthält und die späterhin in der Ethnologie als „Schwagerehe“ oder „Leviratsehe“ bezeichnet worden ist.

Schon das Jahr 1253 brachte manche interessante und wichtige Ergänzung zu den Nachrichten Pian di Carpine's über die Ethnographie der Mongolen in der Beschreibung, die *Wilhelm von Ruysbroek*, gewöhnlich *Guillaume de Rubruquis* genannt, von seiner Reise an den Hof des Mongolen-Grosschans in Karakorum entwarf. Diese Reise hatte er im Auftrage Ludwigs IX. unternommen, der damals gerade in Syrien weilte, um die Sarazenen zu bekriegen. Die auf die Heiratssitten der Mongolen bezügliche Stelle, die wir als Ergänzung zu den Mitteilungen Pian di Carpine's noch anführen wollen, lautet folgendermassen:

„Was ihre Heiraten anbetrifft, so bekommt niemand eine Frau, wenn er sie nicht kauft, so dass die Töchter zuweilen lange ledig bleiben, da ihre Eltern sie bei sich behalten, bis jemand kommt und sie ihnen abkauft. Sie beobachten die Grade der Blutsverwandtschaft, aber nur den ersten und zweiten, aber sie wissen nichts von Affinitätsverwandtschaft, die sie in keiner Weise berücksichtigen, denn sie können nebeneinander oder nacheinander zwei Schwestern zu Frauen haben. Die Witwen verheiraten sich bei ihnen nie wieder, um so weniger, als sie den Glauben haben, dass alle die Frauen, die ihnen im irdischen Leben gedient haben, ihnen auch im Jenseits dienen werden und dass infolgedessen auch die Witwen immer wieder zu ihren ersten Gatten zurückkehren. Daher rührt auch die hässliche Sitte bei ihnen, dass ein Sohn nach dem Tode seines Vaters dessen sämtliche Frauen heiratet, mit Ausnahme seiner leiblichen Mutter. Denn die Familie des Vaters und der Mutter fällt immer dem Sohne zu, dergestalt, dass er für alle die Frauen, die sein Vater hinterlassen hat, zu sorgen verpflichtet ist, und wenn er will, sie brauchen kann, wie seine eigenen Frauen, um so mehr, als er das nicht für eine Schmach und einen seinem Vater angetanen Schimpf hält, auch wenn die Frauen nach ihrem Tode zu seinem Vater zurückkehren.

Wenn also einer mit einem andern übereingekommen ist, ihm seine Tochter abzukaufen und sie zur Ehe zu nehmen, so veranstaltet der Vater des Mädchens ein Festmahl und das Mädchen flüchtet sich und versteckt sich bei seinen nächsten Verwandten. Dann erklärt der Vater seinem Schwiegersohn, dass seine Tochter nun ihm gehöre, dass er sie suchen und zu sich nehmen möge, wo er sie auch finde. Der andere tut dies und sucht sie eifrig mit allen seinen Freunden; und wenn er sie gefunden hat, packt er sie und führt sie, wie mit Gewalt, nach seiner Behausung.“

In der letztern Bemerkung haben wir einen Fall der schon im alten Rom gebräuchlichen „Scheinentführung“, einer eigentümlichen ethnischen Erscheinung, die bei ganz verschiedenen Völkern vorkommt.

So reichhaltig nun auch die Reisebeschreibungen des Pian di Carpine, des Rubruquis und einiger anderer Reisender jener Zeit hinsichtlich



der gesamten „Ergologie“ der Mongolen und der übrigen, damals geschichtlich stärker hervortretenden Völker Mittelasiens auch waren, so blieb es doch erst viel neuern Zeiten vorbehalten, sie als wichtige ethnographische Quellen gebührend zu würdigen und sie erregten die allgemeine Aufmerksamkeit bei weitem weniger als dies durch die Reisen des venetianischen Reisenden *Marco Polo* der Fall war, dessen Schilderungen erstlich einmal einen weit grössern Teil von Asien beschlagen und durch die Beschreibung der Pracht und des Reichtums der ostasiatischen Länder nicht nur das wissenschaftliche, sondern vor allem das materielle Interesse der abendländischen Völker in einem Masse erweckten, die für die weitem Entdeckungen von weittragendster Bedeutung wurde. Man kann ohne Uebertreibung sagen, dass schon mit *Marco Polo*, dessen Reisen in die Jahre 1271 bis 1295 fallen, die weltgeschichtliche Epoche ihren Anfang nahm, die wir gewöhnlich, nach einem Ausdruck *Oskar Peschels*, als das „Zeitalter der Entdeckungen“, zu bezeichnen pflegen. *Marco Polo* verfasste seinen ursprünglichen Reisebericht nicht selbst, sondern diktierte ihn, während er in Genua im Gefängnis lag, einem Genuesen, namens *Rustichello* von Pisa, wahrscheinlich in zeitgenössisch-französischer Sprache, aus der sie aber bald in andere europäische Sprachen und selbst Mundarten übersetzt wurde, so dass im Laufe der Zeit etwa 58 Ausgaben des „*Milione*“, — so hiess der Reisebericht infolge der darin aufgeführten grossen Zahlen — gedruckt wurden. Da *Marco Polo* seinen Bericht nicht selbst niederschrieb, ist dieser auch in der dritten Person abgefasst <sup>1)</sup>: „Er (d. h. der Gross-Chan) bemerkte *Marco Polo* und frug, wer er wäre. *Niccolò Polo* antwortete, es sei sein Sohn und der Diener seiner Majestät. Da geruhte der Gross-Chan ihn unter seinen besondern Schutz zu nehmen und ernannte ihn zu einem seiner Ehrenbegleiter. Infolge dieses wurde nun *Marco* von allen denen, die zum Hofe gehörten, in hohen Ehren und grosser Würde gehalten. In kurzer Zeit wurde er mit den Sitten der Tataren bekannt, wusste sie sich zu eigen zu machen und verstand die verschiedenen Sprachen der Tataren, so dass er sie nicht allein verstand, sondern auch lesen und schreiben konnte.“ Selbst wo anscheinend in der ersten Person erzählt wird, ist zu erkennen, dass diese sich nicht auf *Polo* selbst, sondern auf den Schreiber seines Diktates sich bezieht. So lesen wir z. B. in der Geschichte vom „*Alten vom Berge*“: „Jetzt wollen wir euch die Sache berichten, nach dem was *Messer Marco* von einer Mehrzahl von Leuten vernahm.“

Wir haben uns hier mit *Marco Polos* Werk nicht weiter zu beschäftigen und können uns darauf beschränken, zu erwähnen, dass ihm die

<sup>1)</sup> *Bürck*. Die Reisen des Venezianers *Marco Polo*, Leipzig, 1855, S. 47. — Der von *Baldelli Boni* publizierte italienische Text sagt etwas allgemeiner: „So kam es, dass dieser *Marco*, der junge Sohn des *Messer* (Herrn) *Niccolò*, da er am Hofe lebte, die Sitten der Tataren und ihre Sprachen und ihre Schrift erlernte und ein gelehrter und überaus geschätzter Mann wurde.“

Neuzeit vollauf gerecht geworden ist und seine Glaubwürdigkeit und Wahrheitsliebe für alle seine Angaben, die auf seinen eigenen Beobachtungen beruhen, als über allen Zweifel erhaben festgestellt hat. Was uns hier einzig interessiert, ist sein Rang als eine Quelle von hervorragender Wichtigkeit nicht bloß für geographische, sondern auch für ethnographische Dinge. Als Probe der gelegentlich lakonischen Kürze, mit der er wichtige Tatsachen berichtet, wollen wir, als Parallele zu den Berichten des Pian di Carpine und Rubruquis, anführen, was er über die Heiratssitten der „Tartaren“ erzählt <sup>1)</sup>:

„Die Frauen sind gut und bewahren die Ehre ihrer Männer gut und verwalten ihre Familie gut. Und jeder kann so viele Frauen nehmen, als er will, bis zu hundert, wenn sein Besitz ihm erlaubt, für sie zu sorgen. Und der Mann zahlt der Mutter des Mädchens (scil. einen Kaufpreis), die Frau aber zahlt dem Manne nichts. Und die erste Frau halten sie für die beste und die wirklichere Frau, als die übrigen und sie haben mehr Kinder als andere Völker wegen ihrer vielen Frauen. Und sie nehmen zu Frauen die Basen und jede andere Frau ausser der (leiblichen) Mutter und sie heiraten die Frau des Bruders, wenn er stirbt. Wenn sie heiraten, werden grosse Hochzeitsfestlichkeiten abgehalten.“

Von den vielen andern Stellen in Marco Polo's Bericht, die ethnographisches Interesse besitzen, wollen wir nur noch eine anführen, welche die Bewohner der Landschaft Ardanda, Ardandam oder Zardandam betreffen, in der wir einen Teil der heutigen chinesischen Provinz Yün-nan zu erblicken haben. Von ihnen heisst es nämlich <sup>2)</sup>:

„Diese Leute tragen sowohl an den Zähnen des Oberkiefers, wie des Unterkiefers einen Ueberzug von Gold, so dass die Zähne aus Gold zu bestehen scheinen. Und dies tun die Männer, nicht aber die Frauen....

Wenn eine Frau niedergekommen ist, so bleibt ihr Mann vierzig Tage im Bett liegen und wascht und besorgt das Kind; und dies tun sie, wie sie sagen, weil nach ihrer Angabe die Frau mit dem Kinde viel Mühsal während der Schwangerschaft auszustehen hatte und daher wollen sie ihr Ruhe gönnen. Und alle Freunde kommen jenen im Bett zu besuchen und sie veranstalten grosse Festlichkeiten miteinander und die Frau steht vom Bette auf und verrichtet die Hausgeschäfte und pflegt ihren im Bett liegenden Mann.“

Hier haben wir erstlich eine Erwähnung der in gewissen Teilen deskontinentalen und insularen Ostasien üblichen *Vergoldung der Zähne*, die natürlich etwas ganz anderes ist, als unsere zahnärztlichen „Goldplomben“ und zweitens für einen Teil von Yün-nan den Nachweis der Sitte des *Männerkindebettes*, deren erste Erwähnung wir schon bei Strabo für die nördlichen Iberer gefunden hatten.

Wenn wir schliesslich noch anführen, dass Marco Polo zahlreiche Fälle von Völkern erwähnt, bei denen die *Ausleihung der Ehefrauen* an

<sup>1)</sup> Baldelli Boni, *Il Milione di Marco Polo*, Firenze, 1827, S. 48 u. 49.

<sup>2)</sup> Baldelli Boni, *Il Milione*, I., S. 114. Hier sei noch bemerkt, dass die lateinische Version des „Codex Riccardianus“ sich über die Couvade etwas klarer ausdrückt: „Ihr Mann aber bleibt vierzig Tage im Bett liegen und besorgt sein neugeborenes Kind. Die Mutter des Kindes aber kümmert sich nicht darum, ausser dass sie ihm die Brust reicht.“

Gäste, also die naiv-rohe Sitte üblich war, die man in neuern Zeiten unter dem Namen der „*Prostitution hospitalière*“ zusammengefasst hat, so mag das Gesagte genügen, um einen Begriff von der Reichhaltigkeit und Wichtigkeit der ethnographischen Notizen des „*Milione*“ zu geben. Leider sind durch das häufige Abschreiben des in verschiedenen Sprachen verfassten Reiseberichtes eine Menge von Ungenauigkeiten und Unsicherheiten in der Schreibung der topischen Namen entstanden, so dass es nicht immer leicht ist, die Angaben Marco Polo's mit Sicherheit auf bestimmte Landschaften und Völker zu beziehen.

Wir wenden uns nun zum eigentlichen „*Zeitalter der Entdeckungen*“.

---

### Drittes Kapitel.

## Das Zeitalter der Entdeckungen.

Die Reisen gebildeter Griechen zu den alten Kulturvölkern des Mittelmeergebietes, die friedlichen und kriegesischen Berührungen der Griechen mit den Persern, die kolonialen Unternehmungen der Griechen, die Eroberungen Alexanders des Grossen, die punischen Kriege der Römer und das Wachstum des Römischen Reiches, die Eroberung von Gallien und Südgermaniens durch die Römer, die Einfälle germanischer Stämme in römisches Staatsgebiet, der Zug der Hunnen quer durch Europa, die Eroberung der iberischen Halbinsel durch die Mauren, die Kreuzzüge, die Eroberungen und Reichsgründungen der Mongolen: alle diese weltgeschichtlichen Ereignisse hatten den europäischen Völkern vielfache Gelegenheit gegeben, sich mit den andersartigen Sitten, Glaubenssätzen und Staatseinrichtungen aussereuropäischer Völker bekannt zu machen. Wie wir an einigen Beispielen gesehen haben, versäumten die Gelehrten denn auch nicht, bei Gelegenheit ihrer geographischen oder, noch häufiger, geschichtlichen Schilderungen dasjenige aufzuzeichnen, was ihnen an den fremden Völkern als besonders merkwürdig erschienen war, wobei sie allerdings zuweilen, namentlich da, wo sie nur vom Hörensagen berichten konnten, nicht selten dem Missverständnis oder selbst dem Wunderglauben ihrer Zeit zum Opfer fielen.

Das Material an ethnographischen Tatsachen, das schon im Laufe der frühern Jahrhunderte aufgespeichert worden war und an dessen Aeufnung Marco Polo einen so hervorragenden Anteil hatte, wurde nun im „*Zeitalter der Entdeckungen*“ sozusagen mit einem Male in früher ganz ungeahnter Weise vermehrt durch die *Entdeckung Amerikas* durch Columbus. Schon die Wiederentdeckung und Eroberung der Canarischen Inseln,

der alten „*Insulae Fortunatae*“, mit ihren Ureinwohnern, den *Guanchen*, dann die Fahrten der Portugiesen längs der afrikanischen Westküste, durch welche den Europäern nacheinander die berberischen Stämme der Wüste und die Negerstämme bis zum Cap der Guten Hoffnung hinab bekannt geworden waren, hatten einen namhaften Zuwachs an völkerkundlicher Kenntnis geliefert. Aber diese wurden doch weit in den Schatten gestellt durch die Entdeckung eines ganz neuen Weltteils jenseits des Atlantischen Ozeans und einer ganz neuen „Rasse“ — das Wort im alten Blumenbach'schen Sinne genommen, — als dessen Bewohner.

Die „Weltgeschichte“ erzählt, wie Columbus durch zwei Briefe des florentinischen Gelehrten Paolo Toscanelli, die sich im wesentlichen an die Schilderungen Marco Polo's von Ostasien und seinen an Gold, edlem Gestein und kostbaren Spezereien überreichen und stark bevölkerten Hafenstädten anlehnten, zum Entwurf seines Planes zu einer Aufsuchung „Indiens“ durch eine Fahrt quer über das Atlantische Meer angeregt worden war. Die Neuzeit hat nun an der Richtigkeit dieser Darstellung Zweifel erhoben und die Aechtheit der Toscanelli-Briefe in Frage gestellt<sup>1)</sup>. Diese Zweifel schienen um so gerechtfertigter, als die Originale dieser angeblichen Dokumente nicht mehr vorhanden zu sein scheinen, sondern uns nur durch die spanische Uebersetzung des Las Casas und durch die von Harris aufgefundene lateinische Abschrift des einen Briefes bekannt sind, als ferner eine der Hauptquellen, aus denen die Existenz dieser Korrespondenz gefolgert wurde, nämlich die Biographie des Columbus durch seinen Sohn Fernando, die bekannten „Historie“, bei nicht wenigen andern Gelegenheiten als unzuverlässig und Irrtümer enthaltend erkannt worden war und als endlich sogar Columbus selbst es in einzelnen seiner Angaben mit der Wahrheit nicht besonders genau genommen zu haben scheint. Wenn aber die Toscanelli-Briefe wirklich Fälschungen darstellten, so blieb die Frage offen, wer der Urheber dieser Fälschungen war, da die Person des Columbus selbst bei dieser Frage ausschied, und ferner war die Frage, zu welchem Zweck diese Fälschungen überhaupt inszeniert worden sein konnten.

Trotzdem aber, entgegen dem ausdrücklichen Zeugnis der „Historie“ des Fernando Colon und des Las Casas, eines intimen Freundes der Familie des Entdeckers, dieser Briefwechsel mit Toscanelli bis auf weiteres zweifelhaft bleibt, scheint doch aus den eigenen Schiffstagebüchern des Columbus soviel mit Sicherheit hervorzugehen, dass er auf irgend eine Weise Kenntnis von den Nachrichten Marco Polo's über die ostasiatischen

<sup>1)</sup> Vergl. über die Frage der Aechtheit der Toscanelli-Briefe u. a.:

Vignaud, Henry, *La lettre et la carte de Toscanelli sur la Route des Indes par l'Ouest*, Paris, 1901. — In dieser Arbeit sucht der Verfasser den wahrscheinlichen Urheber der Fälschung in Bartolomé Colon, dem ältern Bruder des Columbus.

Vignaud, Henry, *Etudes critiques sur la vie de Colomb avant ses découvertes*. Paris, 1905.



Plätze und ihre Reichtümer erlangt hatte und dass er angeblich an Hand einer von Toscanelli gelieferten Karte, die er mit sich geführt hätte, schon auf seiner ersten Reise versuchte, diese reichen „indischen“ Städte aufzusuchen. Denn wir lesen da z.B. unter „Sonntag den 21. Oktober“ vom Jahre 1492 folgendes:

„Ich wollte hier (d. h. auf der Bahama-Insel Saometo) alle Tonnen der Schiffe mit Wasser füllen; ich werde daher, wenn das Wetter es mir gestattet, mich sofort daran machen, diese Insel zu umsegeln, bis ich mit diesem König unterhandeln und sehen kann, ob ich von ihm das Gold, das er nach meinen Erkundigungen besitzt, erlangen kann, um nachher nach einer andern, sehr grossen Insel zu fahren, die, wie ich nach den Zeichen, welche mir die Indianer geben, die ich an Bord führe, Cipango sein muss. Sie nennen sie Colba (Cuba?) und sagen, dass es dort viele grosse Schiffe und Seefahrer gibt. Eine andere Insel nennen sie Bosio und sagen, dass auch diese sehr gross ist. Und die übrigen, die zwischen beiden liegen, werde ich so beim Vorüberfahren sehen und je nachdem ich Vorrat von Gold oder Spezereien finde, werde ich mich über das weitere Vorgehen schlüssig machen. Aber einstweilen habe ich beschlossen, nach dem Festland und nach der Stadt Guisay (d. h. dem Quinsay des Marco Polo) zu segeln, dem Gross-Chan die Briefe Eurer Hoheiten zu überreichen, von ihm Antwort zu verlangen und mit dieser zurückzukehren.“

Diese kleine Probe zeigt, dass Columbus glaubte, bei den von Marco Polo geschilderten Ländern im Osten von Asien, also in der Nähe von „Indien“ nach damaliger Fassung, angelangt zu sein und in diesem Glauben ist er ja auch gestorben. Schon 10 Tage nach seiner Ankunft in Westindien braucht Columbus selbst bereits das Wort „Indier“ (indios) zur Bezeichnung der Eingebornen. Dieser Name, der im Deutschen wahrscheinlich sich auf dem Umweg über das holländische „Indiaan“ zu „Indianer“ erweitert wurde und der Landschaftsname „Westindien“, der auf die ursprünglich in einem viel umfassenderen Sinne gebrauchte, spanische Bezeichnung „Indias occidentales“, im Gegensatz zu den „Indias orientales“ zurückzuführen ist, bilden noch Reminiszenzen aus der Zeit der ersten Entdeckung Amerikas.

Aber Columbus hat nicht bloss der Verdienst des ersten Entdeckers des tropischen Amerika, sondern auch, direkt und indirekt, dasjenige des *ersten Ethnographen der westindischen Bevölkerungen*. Die Schilderungen, die er selbst in seinen Tagebüchern und Briefen vom äussern Habitus der Insulaner, die er aus eigener Beobachtung sowohl mit den Guanchen der Canaren, als mit den Negerstämmen der Guinea-Küste vergleichen konnte, von ihrem Naturell und ihrer „Ergologie“ entwirft, gehören zu dem Reizvollsten, was die zeitgenössische Literatur enthält. Wichtiger aber noch, als seine direkten Beobachtungen, sind die Massnahmen, die er für die Erforschung der gesamten Lebensverhältnisse der Bewohner von Haiti traf und die von einem in jener Zeit sehr bemerkenswerten Weitblick zeugen. Bald nach der Entdeckung Amerikas hatte nämlich Columbus einen katalonischen Hieronymitenmönch, Fray Roman Pane für mehrere Jahre unter die Indianer von Haiti mit dem Auftrage gesandt, alle ihre Gebräuche und alten Ueberlieferungen (tutti i lor riti e le antichità) zu sammeln. Fray

Roman verfasste über seine Untersuchungen einen Bericht, der<sup>1)</sup> die einzige Quelle über die Mythologie der alten Insulaner bildet. Fast zweifellos ist diese Quelle nicht frei von Irrtümern, die in der Schwierigkeit der sprachlichen Verständigung mit den Eingebornen und in dem niedern Bildungsgrad des Mönchs ihren Grund hatten. Trotzdem ist sogar Las Casas genötigt, seine Angaben über die Religion und die Heilkunde der Haitianer grossenteils aus dem Berichte des Fray Roman — Las Casas zitiert ihn als Fray Ramon — zu schöpfen und stellt ihm das Zeugnis eines „einfachen und wohlmeinenden Mannes“ (*hombre simple y de buena intencion*) aus, wenn er auch seine Kenntnis der indianischen Sprache nur sehr gering anschlägt. Wir wollen auch von diesem Bericht eine kleine Probe darlegen.

Nachdem Fray Roman in den Kap. 14—16 erzählt hat, wie die Zauberärzte der Haitianer ihre Kranken behandeln, fährt er (Kap. 17) fort:

„Wenn sie nun die vorerwähnten Dinge getrieben haben und der Kranke etwa doch stirbt, und viele Verwandte hat oder ein grosser Herr ist, der dem genannten *Buhu-itihi* oder Zauberarzt gegenüber mächtig genug ist — denn die, die wenig auszurichten vermögen, brennen nicht danach, mit diesen Zauberärzten Händel zu suchen — so verfährt er, wenn er dem Zauberer schaden will, folgendermassen:

Um zu erfahren, ob der Kranke durch die Schuld des Medizinmannes gestorben ist, oder ob er etwa die von diesem vorgeschriebene Diät nicht eingehalten hat, nehmen sie ein Kraut, das *Gueio* genannt wird und grosse und breite Blätter hat, ähnlich dem Basilienkraut, und das mit einem andern Namen auch *Zachon* heisst. Sie nehmen nun den Saft dieses Krautes, schneiden dem Toten die Nägel und die Stirnhaare ab, und zerreiben sie zwischen zwei Steinen zu Pulver, das sie mit dem Saft des erwähnten Krautes mischen. Die Mischung flössen sie dann dem Toten durch den Mund oder die Nase ein und fragen ihn dabei, ob der Arzt schuld an ihrem Tode sei und ob er die Diät beobachtet habe. Und diese Frage richten sie viele Male an ihn, so lange bis er so deutlich antwortet, als ob er am Leben wäre und auf alles, wonach man ihn fragt, Antwort gibt, indem er erklärt, dass der *Buhu-itihi* die Diät nicht einhielt und dass er Schuld an seinem Tode sei. Und sie erzählen, dass der Zauberarzt dann den Toten fragt, ob er am Leben sei, da er so vernehmlich rede, und der Tote antwortet, dass er gestorben sei. Und wenn sie nun erfahren haben, was sie wissen wollten, so legen sie ihn ins Grab zurück, aus dem sie ihn ausgegraben hatten, um von ihm das zu erfahren, was wir erzählt haben.

Sie stellen aber die vorerwähnte Befragung noch in anderer Weise an, um zu erfahren, was sie wissen wollen. Sie nehmen den Toten und machen ein grosses Feuer an, etwa wie das, womit ein Köhler seine Kohlen brennt und wenn das Holz zu blosser Glut niedergebrannt ist, werfen sie den Toten auf diesen grossen Brandherd und bedecken ihn dann mit Erde, wie der Köhler die Kohlen zudeckt und hier lassen sie ihn nun so lange es ihnen gefällt und befragen ihn unterdessen, wie wir es schon beim andern Verfahren erzählt haben. Der Tote antwortet, dass er nichts darüber wisse und so befragen sie ihn zehn Male und nachher antwortet er dann nicht mehr. Sie fragen ihn ob er tot sei, aber er antwortet über diese zehn Male hinaus nicht mehr.“

<sup>1)</sup> Der Bericht des Fray Pane ist in den Historie (S. 254 — 280 der venetianischen Ausgaben der Historie vom J. 1685) abgedruckt. Auszüge daraus enthält auch das Werk des Pietro Martire d'Anghiera. Eine vollständige Uebersetzung des Berichtes hat Brasseur de Bourbourg in französischer Sprache geliefert (Collection de Documents dans les Langues indigènes, Vol. 3, S. 431—458.

Aus dieser unbeholfenen und sehr wahrscheinlich in einzelnen Details unrichtigen Darstellung lernen wir für das alte Haiti eine besonders buchstäbliche Form der „Totenbefragung“ oder des „Totenorakels“ kennen, der sogenannten *Nekromantie*, deren Spuren uns schon, wenn auch in wesentlich anderer Gestalt, in der Bibel, im griechischen Altertum und im Mittelalter Europas begegnen.

Mit der Entdeckung Amerikas und der sich daranschliessenden raschen Eroberung ungeheurer Ländergebiete durch die Spanier und Portugiesen wurden die Europäer sozusagen mit einem Schlage mit einer gewaltigen Menge von Völkern verschiedenen Sprachtums und verschiedener Kulturhöhe bekannt, deren Bräuche und Einrichtungen z. T. sehr stark von den bisher bekannten abwichen. Obwohl wissenschaftliche völkerkundliche Forschungen im heutigen Sinne der damaligen Zeit noch durchaus ferne lagen, so nötigte schon die praktische Rücksicht auf die Organisation der kolonisatorischen Bestrebungen und der weltlichen und geistlichen Verwaltung der unterworfenen und „bekehrten“ Stämme dazu, sich bis zu einem gewissen Grade mit der Sprache und den sozialen Einrichtungen der höherstehenden dieser Völker bekannt zu machen. Wir finden daher nicht nur die Geschichtswerke der Conquista-Zeit mit zahlreichen ethnographischen Daten durchsetzt, sondern die indianischen Sprachen, die indianische Mythologie und Religion, und endlich die Staatseinrichtungen der grossen Reiche von Mexiko, von Peru usw. riefen im Laufe der Zeit eine reiche Spezialliteratur ins Leben. Deren allgemeine Bedeutung als wichtige wissenschaftliche Quellen wurde allerdings erst von der neuern Zeit erkannt und gewürdigt, während ihr ursprünglicher Zweck ein rein praktischer gewesen war, nämlich die Erleichterung der Verwaltung und Ausbeutung der überseeischen Gebiete.

Wir müssen es uns hier selbstverständlich versagen, auf Einzelheiten dieser überreichen Literatur einzutreten, deren Kenntnis infolge des Umstandes, dass sie zumeist in spanischer und portugiesischer Sprache abgefasst war, sich selten durch Uebersetzungen auch in nicht-romanische Gebiete verbreitete. Es mag genügen, an die Namen des *Columbus* selbst und seiner Freunde *Pietro Martire D'Anghiera* und *Las Casas* zu erinnern, von denen der erste allerdings nie selbst in der Neuen Welt gewesen war, sondern in frischer und anschaulicher Sprache — lateinisch — nach den mündlichen Berichten der Entdecker erzählt, während *Las Casas*, der nachmalige „Bischof von Chiapas“ viele Jahre seines Lebens in den verschiedenen amerikanischen Ländern zugebracht hatte, ferner an den Inkasprössling *Garcilazo de la Vega*, an den Mexikaner *Don Fernando de Alva Ixtlilxochitl*, den Urenkel des letzten Königs von Texcuco, an die Hofchronisten *D. Antonio de Herrera* und seinen Nachfolger *D. Gonzalo Fernandez de Oviedo y Valdés*, an die Geistlichen *Fray Bernardino de Sahagun* und *Fray Juan de Torquemada*, um nur einige wenige der Schriftsteller zu nennen, welche als Quellen für die Ethnographie der Neuen

Welt in der Zeit der Conquista und der ersten Kolonisation in Betracht fallen. Für die von den *Portugiesen* entdeckten und eroberten Gebiete sind in erster Linie *João de Barros* und *Diogo de Couto* zu nennen. Endlich dürfen wir nicht vergessen, unter den wichtigen Schriftstellern der Conquista-Zeit auch den vicentinischen Patrizier *Antonio Pigafetta* <sup>1)</sup> zu erwähnen, der die erste Weltumseglung (1519—1522) mitmachte und beschrieb und dessen Werk eine Reihe interessanter und von der Magelhaens'schen Expedition zum ersten Mal gemachter ethnographischer Beobachtungen enthält. Als Probe davon wollen wir Pigafettas Schilderung der Bewohner der „Ladronen“ oder „Diebsinseln“, die von diesem ersten Besuche der Europäer ihren Namen erhielten, anführen:

„Bei diesem Volke lebt, soviel wir beobachten konnten, jeder wie es ihm beliebt, indem sie kein anderes Gesetz als ihren eigenen Willen kennen. Sie haben keine Religion, auch gibt es unter ihnen niemanden, der über die andern herrschen würde. Sie gehen vollkommen nackt einher. Einige von ihnen sind bärtig, mit schwarzen Haaren, die ihnen bis auf die Lenden herabreichen, aber einige knüpfen das Haar auf dem Kopfe zusammen. Sie tragen kleine Hüte aus Palmblättern auf dem Kopf, von einer den Hüten der Albanesen ähnlichen Form. Sie sind so gross wie wir und wohlgestaltet. Sie sind olivenbraun, kommen aber weiss zur Welt. Ihre Zähne sind künstlich rot und schwarz gefärbt, weil sie dies für eine grosse Schönheit halten. Die Frauen sind schön, von schlanker Gestalt, zarter und weisser als die Männer, mit schwarzem, losem und bis auf die Erde reichendem Haar. Auch die Frauen gehen nackt, wenn sie nicht etwa die Schamteile mit einem kurzen und papierdünnen Baststück bedecken, das aus der innern Bastschicht unter der Rinde der Palmen gewonnen wird. Die Frauen arbeiten nicht auf den Feldern, sondern bleiben zu Hause und beschäftigen sich mit dem Flechten von Matten und Körben aus Palmblättern und ähnlichen für den Haushalt nötigen Arbeiten.

Ihre Nahrung besteht aus Vögeln, fliegenden Fischen, Bataten<sup>2)</sup>, Feigen von der Länge einer Hand<sup>3)</sup>, Zuckerrohr und andern Dingen. Sie salben sich das Haar und den ganzen Körper mit Kokos- und Sesam-Oel<sup>4)</sup>. Ihre Häuser sind aus Holz gebaut und mit Brettern gedeckt, auf welchen sie zwei Klafter lange Bananenblätter ausbreiten. Die Häuser haben Zimmer mit Hängeböden und Fenstern und ihre Betten sind mit sehr schönen Palmmatten bedeckt und aus ziemlich feinem und weichem Stroh hergestellt. Sie haben keine andern Waffen als eine Art Speere mit einer Spitze aus Fischknochen. Sie sind arm, aber intelligent und vor allem diebisch, weshalb wir diese drei Inseln die „Inseln der Diebe“ nannten.

Ihre Unterhaltung besteht darin, mit ihren Frauen in ihren Booten spazieren zu fahren, die den Fusinieren<sup>5)</sup> gleichen, nur sind sie schmaler und alle sind bemalt, die einen rot, andere schwarz. Ihr Segel besteht aus zusammengeinähten Palmblättern und hat die Gestalt eines lateinischen Segels. Auf der dem Segel gegenüberliegenden

<sup>1)</sup> Pigafetta, Antonio, *Primo viaggio intorno al Globo* Terracqueo (ed. Carlo Amoretti). Milano, 1800. S. 51 u. 52.

<sup>2)</sup> Eine Dioscorea-Art.

<sup>3)</sup> Diese Feigen sind die bekannten Bananen.

<sup>4)</sup> Der italienische Text sagt (S. 52); „*Olio di giongoli*“. „*Giongoli*“, ein heute nicht mehr gebräuchliches Wort entspricht dem mittelalterlich-spanischen „*ajonjoli*“, das für „Sesam“ gebraucht wurde und eine volkstümliche Umformung des arabischen Wortes *al-djondjolen* war.

<sup>5)</sup> Fusinieren sind die langen und schmalen Gondeln, mit denen die Bewohner der Ortschaft Fusina, die am festländischen Ufer der Lagunen von Venedig liegt, ihren Verkehr nach Venedig hinüber betrieben.



Seite ist ein dicker zugespitzter Balken angebracht, der mit Querhölzern befestigt ist und als Gegengewicht dient, um sicher segeln zu können. Das Steuerruder hat die Form einer Bäckerschaufel, d. h. es besteht aus einer Stange mit einem Brett am einen Ende. Und da dieses Steuer sowohl als Steuer, wie als Ruder dient, können sie nach Belieben das Vorderteil des Schiffes zum Hinterteil machen und umgekehrt. Diese Insulaner können im Wasser schwimmen und von Woge zu Woge springen wie die Delphine.“

Hier haben wir also die erste Erwähnung der *Zahnfärbung* durch Betelkauen und der „*Auslegerboote*“, welche letztere eine so auffällige Staffage der tropischen und subtropischen Gewässer des indischen und pazifischen Ozeans von Ceylon bis weit in die polynesische Inselwelt hinein bilden. Auch wollen wir anführen, dass Pigafetta der erste Reisende war, der systematisch Vokabularen der Sprachen der Völker sammelte, mit denen er für diesen Zweck lange genug verkehren konnte. So nahm er während der Ueberfahrt durch die Südsee trotz der misslichen Umstände, unter denen sich diese vollzog, von einem der gefangenen Patagonier eine Sammlung von 80 Worten auf und noch ausgedehntere Wörtersammlungen brachte er auf den Philippinen und Molukken und dann in Malacca zusammen.

Wir müssen schlechterdings darauf verzichten, aus der überreichen Literatur des „Zeitalter der Entdeckungen“ noch weitere Proben anzuführen, Eine ungeheure Menge von einzelnen Tatsachen und Schilderungen der Völker und ihrer Sitten und Einrichtungen liegen darin aufgespeichert und vielfach finden sich darunter Dinge erwähnt, deren Wichtigkeit erst die Neuzeit erkannte und die erst Jahrhunderte später Gegenstand wissenschaftlicher Forschung geworden sind. Aber wenn auch die Literatur der Conquista-Zeit in erster Linie als Quellenmaterial für ethnographische Einzel-tatsachen in Betracht fällt, so ist doch hier, wie beim Altertum zu bemerken, dass es auch in diesem Zeitraum nicht völlig an Leuten fehlte, welche das Bedürfnis empfanden, das zu ihrer Zeit vorhandene ethnographische Material zusammenzustellen und im Geiste ihrer Zeit, d. h. nach der damals landläufigen wissenschaftlichen Methode zu verarbeiten. Von Männern dieser Art wollen wir hier nur den Augustinermönch Fray *Hieronymo Roman*<sup>1)</sup> erwähnen, dessen Werk „*Las Repúblicas del Mundo*“ gewissermassen ein Handbuch der damaligen Ethnographie darstellt.

Der Ausdruck „*república*“ hat selbstverständlich bei Roman nicht etwa die Bedeutung von „Republik“ im Sinne eines demokratisch regierten Staatswesens, sondern bloss die allgemeinere eines geordneten Gemeinwesens, gleichgültig, ob dessen Regierung eine autokratische, wie bei der „*República de Moscovia*“ oder eine demokratische, wie bei der „*República de los Sguizaros*“ (d. h. dem Staate der Schweizer) oder eine aristokratische, wie bei dem „Staate von Venedig“ (*República de Venecia*) sei. Das Material, auf das sich Roman in seiner monographischen Bearbeitung der

<sup>1)</sup> Hieronymo Roman, *Repúblicas del Mundo*, divididas en tres Partes, Salamanca, 1595.

einzelnen Gemeinwesen stützt, ist sehr verschiedenartig und daher wiegt in der einen Darstellung mehr das politische, in einer andern das geschichtliche, in einer dritten der ethnographische Moment vor. Als Probe der Darstellungsweise wollen wir aus der „República de Ethiopia“, d. h. aus dem heute als *Abessinien* bekannten Gebiet die Schilderung der Heiratssitten hier anführen: <sup>1)</sup>

„Ihre Heiratsgebräuche sind eigenartig und hübsch. Zuweilen findet die Trauung vor der Kirchentür statt, zuweilen aber auch im freien Feld ausserhalb der Ortschaften, Sie stellen ein Bett auf einem öffentlichen Platze auf und auf dieses setzen sich die Verlobten. Drei Geistliche stellen sich neben sie und beginnen einen Halleluja-Gesang und umschreiten, während sie gewisse Strophen absingen, das Bett und beräuchern es mit Weihrauch. Der Geistliche segnet das Brautpaar mit dem Kreuz, das er trägt, und indem er ihnen die Hände auf den Kopf legt, ermahnt er sie: „Seht zu, dass ihr die Gebote Gottes, die im Evangelium enthalten sind, befolgt und wisset, dass ihr von heute an nicht mehr zwei verschiedene Wesen seid, sondern zwei in *einem* Fleisch und so soll auch euer Wille nur einer sein.“ Dann liest er die Messe, sie geniessen die h. Communion und er erteilt ihnen den Segen. Nachher geschieht etwas anderes: sie schneiden nämlich dem Bräutigam eine Haarlocke ab und ebenso der Braut und nachdem sie diese Flechten in Honigwein getaucht, kleben sie die Haare der Braut dem Bräutigam an die Stelle, wo sie ihm Haare abgeschnitten hatten, und die Haare des Bräutigams befestigen sie der Braut an der Stelle, wo ihr die Locke abgeschnitten wurde. Zuletzt werden sie mit Weihwasser besprengt und dann beginnt das Hochzeitsfest. Wenn es Nacht geworden, bringt man das Brautpaar in die Kammer, wo sie die Nacht zubringen sollen und in dieser Hütte verbleibt die junge Frau einen Monat lang, für alle unsichtbar, ausser für ihren Gatten und den Traupaten, der jenen ganzen Monat hindurch bei den Neuvermählten bleibt. Nach Ablauf dieser Zeit entfernt er sich und die junge Frau darf sich öffentlich zeigen.“

In dieser Beschreibung der Heiratsgebräuche der mittelalterlichen Abessinier finden wir die erste Erwähnung einer symbolischen *Verwendung des Haupthaars als Pfand*, wie sie, wenn auch in etwas anderer Form, auch bei einzelnen „wilden“ Völkern der Jetztzeit gebräuchlich ist.

Ein zweiter Schriftsteller aus dieser Zeit, den wir noch kurz berücksichtigen wollen und der sich bemühte, das zu seiner Zeit bekannte Völkergewimmel von einer höhern Warte aus zu überblicken und zur Lösung einer allgemeineren Frage heranzuziehen, war der Dominikaner Fray *Gregorio Garcia*<sup>2)</sup>: Die Aufgabe, die er sich stellte, erhellt zur Genüge aus dem Titel seines Werkes: „Der Ursprung der Indianer der Neuen Welt und dem westlichen Indien“. Garcia hatte nach seiner eigenen Angabe zwölf Jahre seines Lebens in der Neuen Welt zugebracht und war durch diesen Aufenthalt, wie er sich selbst ausdrückt, mit dem lebhaftesten Wunsche erfüllt worden, „den Ursprung der Indianer zu erforschen und festzustellen, aus welchem Teile der Alten Welt die ersten Besiedler der Neuen eingewandert seien.“ Da sein Werk der geistlichen Zensur unterlag,

<sup>1)</sup> Roman, Hieronymo, *Repúblicas del Mundo*, III. S., fol. 110.

<sup>2)</sup> Garcia, Gregorio, *Orígenes de los Indios de el Nuevo Mundo, e Indias occidentales*. Valencia, 1606. — Die zweite Auflage erschien in Madrid im Jahre 1729.

musste er seine Untersuchung in einer Weise führen, die mit den Lehren der katholischen Kirche nicht in Konflikt geriet. Er beginnt daher sein Werk mit folgenden Worten:

„Um die Herkunft und die Anfänge der Indianer, die das westliche Indien bewohnen, zu behandeln und zu untersuchen, aus welchem Weltteil sie dahin gelangen konnten, müssen drei Dinge vorausgesetzt werden, die gewissermassen die Fundamente bilden, auf welche sich das Gebäude und das Rüstzeug dieses Buches stützen muss.

Als *erstes* dieser Fundamente führt er die biblische Lehre der Abstammung des ganzen Menschengeschlechtes vom ersten Menschenpaare und dessen Nachkommen an. Als *zweites* Fundament gilt ihm die Ansicht, dass die Indianer aus einem der schon vor der Entdeckung Amerikas bekannten Weltteile, Europa, Asien oder Afrika in relativ später Zeit nach ihren jetzigen Wohnsitzen gelangt sein müssen, denn wenn Amerika schon bei der Erschaffung der Welt oder nach der Sintflut, zur Zeit Noahs und seiner Nachkommen bevölkert worden wäre, so würden jedenfalls die Geschichtschreiber und Geographen des Altertums davon ebensowohl gesprochen haben, wie sie die drei andern Weltteile erwähnten. Das *dritte* und letzte Fundament endlich ist darin gegeben, dass alle Philosophen, sowohl die heidnischen, wie die christlichen, sowie die Theologen darin übereinstimmen, dass alles unser Wissen auf einem von vier Wegen gewonnen wird: Wissenschaft, Meinung, Glauben, der nach der Kirchenlehre wieder in den Glauben an die Autorität Gottes, die er in den geoffenbarten heiligen Büchern ausübt (*fides divina* in der Kirchensprache, spanisch: *Fe Divina*) und in den Glauben auf bloss *menschliche* Autorität hin (*fides humana*; spanisch: *Fe humana*) zerfällt.

Indem Garcia diese drei „Fundamente“ für seine Untersuchung festhält, behandelt er nun ausführlich, kritisch und mit einem ganz erstaunlichen Aufwand an Belesenheit in der ganzen bis auf seine Zeit vorhandenen profanen und kirchlichen Literatur die verschiedenen Ansichten, die bis auf seine Zeit über die Herkunft der indianischen Bevölkerungen aufgestellt worden waren. Nach dieser eingehenden Kritik der frühern Ansichten gelangt er dann dazu, seine eigene Meinung zu äussern, die heutzutage selbstverständlich wissenschaftlich nicht mehr haltbar ist, für jene Zeit aber doch einen bemerkenswerten Scharfsinn dokumentiert, namentlich, wenn man die schweren Fesseln in Betracht zieht, in welchen die Kirchenlehre und die Scholastik — Garcias Werk ist dem h. Thomas von Aquino gewidmet — auch einen scharfdenkenden Kopf gefangen hielt. Wenn wir hier Garcias eigene „Meinung“ (*Opinion*) noch wörtlich einschalten, so geschieht es hauptsächlich, weil ein Teil seiner Argumente noch im 19. Jahrhundert gelegentlich wieder aufgetaucht und vertreten worden sind, ohne dass ihre Verteidiger Kenntnis von Garcia hatten <sup>1)</sup>:

„Ich sage also, dass die heutigen Indianer der westlichen Indien und der Neuen Welt weder von einer einzigen Nation oder einem einzigen Volk oder Stamm abstammen, noch aus einer einzigen Gegend der Alten Welt in die Neue Welt gelangt

<sup>1)</sup> Garcia, Gregorio, *Orígen de los Indios*, S. 315. (Ausg. von 1729.)

sind. Auch zogen oder segelten die ersten Ansiedler nicht auf einem einzigen Wege und nicht zur selben Zeit und auch nicht auf dieselbe Weise dahin. Sondern sie stammen tatsächlich von verschiedenen Völkern, von denen die einen über das Meer kamen, durch Stürme gezwungen oder verschlagen, andere ohne diese und mit besonderer Schiffahrteikunst, indem sie jene Länder aufsuchten, von denen sie etwelche Kunde hatten. Andere zogen zu Land einher, indem sie das Gebiet aufsuchten, von dem sie in ernsthaften Schriftstellern Erwähnung getan fanden. Andere gelangten zufällig oder vom Hunger oder von umgebenden Feinden getrieben oder indem sie als Wilde durch Jagd ihrem Lebensunterhalt nachgingen, dahin....

Aber da ich mich noch nicht darüber ausgesprochen habe, von welchen Völkern die Indianer abstammen und von welchem Teile der Alten Welt die ersten Ansiedler nach der Neuen Welt auszogen, so sage ich: Was ich in dieser Hinsicht vermute, ist, dass einige indianische Stämme von den Carthagern abstammen, welche Haiti, Cuba etc. besiedelten. Andere stammen von den zehn Stämmen Israels ab, die verloren gingen und von denen der Prophet Esra<sup>1)</sup> spricht. Andere stammen von den Leuten, die sich in Neu-Spanien und Perú ansiedelten oder welche Ophir dort sich ansiedeln hiess. Andere stammen von den Bewohnern der Insel Atlantis des Plato ab. Andere sind die Nachkommen von Völkern, die in der unmittelbaren Umgebung dieser Insel (d. h. der Insel Atlantis) wohnten und über diese nach den Inseln „Vor dem Winde“ gelangten, die ganz in der Nähe der Gegend liegen, wo die Atlantis sich befunden hatte. Von den Inseln „Vor dem Winde“ kamen sie nach dem (scil. südamerikanischen) Festland. Andere stammen von den Griechen ab, andere von Phöniziern, andere von Chinesen und Tataren und andern Völkern.

Der erste Grund, den ich für diese Annahme habe, liegt in der so grossen Verschiedenheit der Sprachen, der Gesetze, der Sitten, der religiösen Gebräuche und der Trachten.

Der zweite Grund liegt in der Schwierigkeit, zu glauben, dass alle Indianer von Leuten abstammen, die von einer einzigen Gegend der Alten Welt aus und auf eine einzige Art der Wanderung nach der Neuen Welt gelangt wären.

Der dritte Grund ist in dem Umstande gegeben, dass es in jenen Gegenden (d. h. in der Neuen Welt) Sitten, Gesetze, religiöse und profane Gebräuche und Worte und andere Dinge gibt, die von Carthagern, von Hebräern, Atlantikern, Spaniern, Römern, Griechen, Phöniziern, Chinesen und Tataren herrühren. Dies ist ein Argument von grosser Beweiskraft dafür, dass die Indianer auf dem Wege des freundschaftlichen Verkehrs oder der Eroberung und des Krieges sich allmählig in solcher Weise vermischten, dass in der Abstammung, den Sitten, Sprachen und Gesetzen Mischformen aus verschiedenen der vorgenannten Völker hervorgegangen sind.

Ein gutes Beispiel hiefür haben wir in Spanien, wo wir versichern können, dass es heute Mischungen von allen den Völkern gibt, die je nach Spanien gelangt sind. Dies wird bewiesen durch die vielen Worte und Sitten aller dieser Völker, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Aber noch deutlicher wird dies in unsern Indien, wo es Spanier, Indianer, Portugiesen, Galizier, Bizcainer, Catalonier, Valenzianer, Franzosen, Italiener, Griechen und Neger gibt und sogar Mauren und verkappte Zigeuner oder wenigstens Leute, die einen Fetzen von dieser Rasse haben, auch fehlen Abkömmlinge von Juden nicht: alle diese Leute müssen sich, da sie in denselben Provinzen wohnen, auf dem Wege der Heirat oder auf dem Wege illegitimer Geschlechtsverbindung allmählig miteinander vermischen.“

Vieles von dem, was spätere Zeiten über die Herkunft der amerikanischen Urbevölkerungen zu Tage förderten, ist sicherlich auf keine

<sup>1)</sup> Esra IV, 13, 40—47.



bessern Gründe gestützt, als diejenigen waren, deren sich García bei seiner Argumentation bediente.

Es ist klar, dass der Ertrag der eigentlichen Entdeckungszeit an ethnographischen Kenntnissen auch durch die Reisen des 16. und 17. Jahrhunderts noch manche Bereicherung erfahren musste. Aber schon die Literatur des Entdeckungszeitalters blieb zu einem grossen Teil auf ihre Ursprungsländer Spanien und Portugal beschränkt und nur verhältnismässig wenig davon, wie z. B. die Anklageschriften des Bartolomé de las Casas, die Briefe des Petrus Martyr Anglerius, die Reisebeschreibung des Italieners Benzoni drang durch Uebersetzungen in weitere Kreise des nicht-romanischen Europas hinaus. Dieser beschränkten Verbreitung der eigentlichen Entdeckungsliteratur ist ja auch der Zufall zuzuschreiben, dass die von Columbus entdeckte Neue Welt nicht nach ihm, sondern nach einem der „kleinen Entdecker“, Amerigo Vespucci, benannt wurde.

Auch die mit so erstaunlicher Schnelligkeit während des 16. und 17. Jahrhunderts erfolgte Eroberung *Sibiriens* durch russische Kosaken, durch welche die Russen zum ersten Mal mit einer grossen Zahl teils noch ganz unbekannter, teils kaum dem Namen nach bekannter aussereuropäischer Bevölkerungen bekannt wurden, blieb zunächst für die ausser-russischen Länder Europas ohne Bedeutung. Erst die zweite kamtschatkische Expedition (1733—1743) erschloss Sibirien in ethnographischer Hinsicht auch wissenschaftlich, während früher der grösste Teil Nordasiens unter der unbestimmten Bezeichnung der „Tartarei“, seine Bevölkerungen als „Tartaren“ zusammengefasst worden waren.

Mittlerweile, d. h. im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts waren auch einzelne Teile von *Afrika* wenigstens in seinen Randgebieten besser bekannt geworden. Die Bekehrungsversuche der portugiesischen Missionäre in Abessinien und im „Königreich Kongo“, die Kolonisationsversuche der Holländisch-Ostindischen Kolonie im Süden Afrikas, namentlich auch der immer lebhafter aufblühende Handel mit afrikanischen Negersklaven nach den amerikanischen Besitzungen der europäischen Kolonialmächte wurden für die Erweiterung der ethnographischen Kenntnisse von Wichtigkeit. So schildert z. B. der portugiesische Missionär *Francisco Alvarez* der im Jahre 1520 nach Abessinien kam, die damaligen Zustände und Einrichtungen dieses Reiches, *Eduardo Lopez*, der im Jahre 1578 nach dem Kongo-Reiche kam und der italienische Franziskaner *Giovanni Antonio Cavazzi da Monte-cuccolo*, der auf seinen Wunsch in die Mission am Kongo delegiert wurde und dort im Jahre 1668 ankam, lieferten nicht nur landeskundliche, sondern auch ethnographische Schilderungen der von ihnen besuchten Gegenden, Lopez greift sogar weit über das Kongo-Reich hinaus und berichtet nicht nur über die Reiche längs der afrikanischen Ostküste, über die Insel São Lourenço, d. i. das heutige Madagaskar und über Abessinien, das damals noch als Reich des „Erzpriester Johann (Preste João)“ bezeichnet wurde, sondern auch über das im Innern von Südafrika gelegene

goldreiche Land Monomotapa, das erst in neuen Zeiten wieder der Gegenstand von Hypothesen geworden ist, die sich bereits bei Lopez<sup>1)</sup> erwähnt finden: Er sagt nämlich:

Von den Gestaden, die zwischen gemelten Flüssen Magnice und Cuama seynd, streckt sich das Keyserthumb Monomotapa vber das stette Land, da ein grosse Menge Goldtgruben ist, welches in alle vmliegende Orte vnd in Sofala geführt wird, auch in die andern Länder Africae: vnd etliche seynd, die dafür halten, dass von diesem Ort vnd auss disem Reich Salomon habe lassen sein Gold bringen, das er am Tempel zu Jerusalem verbawt, welches nicht gar vnglaublich ist, dann in Ländern Monomotapae viel grosser, herrlicher und alter Gebew gefunden werden, welche von künstlichem Werck, herrlicher Bawmeisterey vnd Architectur von Stein, Kalck vnd Holtz aufgeführt seynd, dergleichen man in vmliegenden Ländern und Prouincien nit spüren noch sehen kann.“

Was Lopez hier etwas überschwenglich beschreibt, sind die Ruinen von Symbaoe oder, nach heutiger Schreibweise Simbabwe, die in neuern Zeiten von verschiedenen europäischen Reisenden untersucht worden sind und über deren Urheber und Erbauungszeit die Ansichten noch stark auseinander gehen. Lopez ist aber der erste, der diese merkwürdigen Bauten überhaupt erwähnt<sup>2)</sup>.

Eine ausführliche und wertvolle Monographie eines aussereuropäischen Volksstammes, nämlich der *Hottentotten*, verdanken wir dem deutschen Reisenden *Peter Kolb*, der im Beginn des 18. Jahrhunderts (1704—1713) Südafrika bereiste und über alles, was er an Land und Leuten Merkwürdiges beobachtete, in 64 Briefen berichtet, die jetzt noch für manche Einzelheit ein wichtiges Quellenwerk darstellen. Doch ist seine Schreibweise so breitspurig, dass wir hier auf die Anführung wörtlicher Auszüge verzichten müssen. Wir können das um so eher tun, als sein Werk nicht, wie einzelne der früher erwähnten spanischen und portugiesischen Autoren des Entdeckungszeitalters, eine bibliographische Seltenheit bildet, sondern leicht zugänglich und zudem in deutscher Sprache geschrieben ist.

---

<sup>1)</sup> Lopez, Eduart, Warhaffte vnd Eigentliche Beschreibung dess Königreichs Congo in Africa, (aus dem Portugiesischen übersetzt von Augustin Cassiodorus) Francfort am Mayn, 1597. S. 66.

<sup>2)</sup> Auch Barros (*Asia Dec. I.*) spricht von diesen Ruinen. Nach ihm war Monomatápa oder Benomotápa nicht der Name der Landschaft selbst, sondern der Titel ihres Beherrschers und „Symbaoe“ war die allgemeine Bezeichnung, womit die Eingebornen alle diese gemauerten Gebäude belegten. Der Name Symbaoe soll „Hof“ im Sinne von „Fürstenhof“ bedeutet haben. Ueber der Tür einer aus grossen, sorgfältig aber ohne Mörtel zusammengefügt Steinen bestehenden, quadratischen, festungsähnlichen Baute dieser Art soll eine Inschrift angebracht gewesen sein, von der einige unterrichtete arabische Kaufleute, welche in diese Gegend gekommen waren, erklärten, dass sie sie nicht lesen könnten und dass sie überhaupt nicht wüssten, in welcher Schrift sie abgefasst wäre. Schon die Araber jener Zeit hielten diese Ruinen für sehr alt und wussten über deren Erbauer ebenso wenig etwas, wie die Eingebornen selbst. — Bekanntlich hat Karl Peters in dieser Gegend das salomonische Goldland Ophir vermutet, eine Ansicht, die, wie das im Texte gegebene Zitat aus Lopez zeigt, keineswegs neu ist, sondern schon von den Portugiesen geäussert wurde.

Hatten wir schon in Fray Hieronymo Roman einen fleissigen kompilatorischen Schriftsteller aus dem Ende des 16. Jahrhunderts kennen gelernt, so treten uns von dieser Zeit an auch Kompilatoren anderer Nation entgegen, welche bemüht waren, dasjenige, was ihnen in den Werken der spanischen und portugiesischen Schriftsteller erwähnenswert erschien, auch dem germanischen Sprachtum zugänglich zu machen. Von diesen Kompilatoren ist wohl keiner bekannter und zu seiner Zeit mehr gelesen worden, als der Holländer *O. Dapper*, dessen Folianten eine Fülle von Material aus verschiedenen z. T. schwer zugänglichen Quellen über die Sitten und Einrichtungen aussereuropäischer Völker enthalten und auch heute noch gelegentlich benützt werden können.

---

## Viertes Kapitel.

### **Die Anfänge „ethnologischer“ d.h. vergleichend-völkerkundlicher Betrachtungsweise. Die Herkunft der Völkernamen. — Die Anfänge der anthropologischen Systematik.**

So war im Laufe der Zeit seit dem Altertum bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts allmählig eine erstaunliche Zahl von Völkern verschiedener Hautfarbe, verschiedenen Sprachtums, verschiedener Religion und mit verschiedenen Rechtsanschauungen, Sitten und Gebräuchen bekannt geworden. Von dieser Zeit an tritt nun immer stärker und häufiger das Bestreben hervor, das in zahllosen Werken zerstreute ethnographische Material unter gewisse vergleichende Gesichtspunkte zu bringen und nach diesen zu ordnen, mit andern Worten, neben der bloss ethnographischen auch die *ethnologische* Behandlungsweise des vorhandenen Stoffes zu entwickeln.

In diese Kategorie vergleichender Werke können wir z. B. dasjenige des französischen Jesuitenpaters *Lafitau*<sup>1)</sup> rechnen, dessen Werk schon in seinem Titel: „Die Sitten der amerikanischen Wilden, verglichen mit den Sitten der ältesten Zeiten“ diese vergleichende Tendenz bereits erkennen lässt. Lafitau selbst hatte fünf Jahre lang als Missionär unter den Irokesen gelebt und konnte sich, was für seine Untersuchungen noch wichtiger war, auf die Mitteilungen seines Ordensbruders P. Julien Garnier stützen, der über 60 Jahre lang unter den indianischen Stämmen Kanadas zugebracht

<sup>1)</sup> Lafitau, *Mœurs des Sauvages Américains, comparées aux mœurs des premiers Temps*, 2 Bände, Paris, 1724.

hatte und nach Lafitau's Angabe nicht nur genau mit den Sprachen der Huronen und den fünf Dialekten der Irokesen, sondern auch genügend mit dem Algonkin, der damals verbreitetsten Sprache des östlichen Kanada, vertraut war.

Es ist klar, dass Lafitau trotz seiner Belesenheit in der antiken und neuen Literatur uns heute veraltet erscheint. So erhebt er sich in seiner Herleitung der indianischen Stämme noch nicht über den Standpunkt, den schon weit früher Gregorio Garcia eingenommen hatte. Auch ist es begreiflich, dass seine Erziehung als Jesuit ihn für seine Vergleiche der „Sitten der Wilden“ in erster Linie auf das römische und griechische Altertum und die diesem bekannten Völker einerseits und auf die Bibel anderseits hinweisen musste. Innerhalb dieser, durch seine Zeit und seine Stellung als Jesuit gegebenen Schranken aber bewegt er sich mit sehr anerkennenswerter Objektivität und besonders wohltuend wirkt bei der Lektüre seines Werkes der Umstand, dass dieses durchweg den Geist nicht nur eines gebildeten, sondern auch eines den „Wilden“ gegenüber human denkenden Mannes erkennen lässt. In einzelnen Beziehungen ist aber das Werk Lafitau's gewissermassen klassisch geworden. Er ist z. B. der erste, der die matriarchalische Organisation der Irokesen und die davon abhängige eigentümliche Art der Verwandtschaftsbezeichnungen schildert<sup>1)</sup>, Dinge, die dann erst sehr viel später, d. h. um die Mitte des 19. Jahrhunderts, von Lewis H. Morgan<sup>2)</sup> genauer untersucht und für diesen genialen Ethnologen zum Ausgangspunkt für sein klassisches Werk über die Systeme der Blutsverwandtschaft<sup>3)</sup> wurden. Lafitau ermangelt auch nicht, die mutterrechtliche Organisation der Irokesen mit der durch Herodot und andere antike Schriftsteller berichteten Organisation der Lykier in Parallele zu bringen<sup>4)</sup>. Und da man zu seiner Zeit für eine so auffällige ethnographische Uebereinstimmung noch keine andere Erklärung kennen konnte, als die der direkten Verwandtschaft, so gesteht Lafitau auch, dass er ursprünglich, gestützt auf die Aehnlichkeit der „gynaekokratischen“ Organisation bei den alten Lykiern und den Irokesen-Stämmen geneigt war, letztere als Nachkommen der alten Lykier zu betrachten. Reiflicheres Studium der Frage, namentlich die Ueberlegung, dass ähnliche Organisationen, die er noch irrtümlich als „Gynaekokratie“ oder „Frauenherrschaft“ bezeichnet, im Altertum weit verbreitet waren, bringen ihn aber doch zu der Ansicht, dass eine direkte Verwandtschaft der Lykier mit den Irokesen und Huronen nicht mit Sicherheit aus ihrer Stammesorganisation gefolgert werden dürfe.

---

1) Lafitau, *Mœurs des Sauvages Amériquains*, I., S. 552 u. ff.

2) Morgan, Lewis Henry, *League of the Ho-dé-no-sau-nee or Iroquois*, Rochester, 1851) 2. Aufl. von Lloyd, 1904).

3) Morgan, Lewis Henry, *Systems of Consanguinity and Affinity of the Human Family*, Washington, 1871 (Smithsonian Contributions to Knowledge).

4) Lafitau, *Mœurs des Sauvages Amériquains*, I., S. 69—79.



Noch wichtiger ist aber ein anderer Punkt: Lafitau ist der erste, der für die seltsame Sitte des „Männerkindbettes“ die Bezeichnung „Couvade“ anführt, die also durch ihn in die ethnologische Terminologie eingeführt worden ist. Er sagt darüber<sup>1)</sup>:

„Ich nenne „unterscheidende und charakteristische Züge“ gewisse auffälligere und weniger allgemeine Sitten. Dahin gehört z. B. der Brauch, den bei gewissen Völkern die Ehemänner beobachteten, sich zu Bett zu legen, wenn ihre Frauen niedergekommen waren, sich dabei von ihren Frauen bedienen und alle die Hilfsleistungen erweisen zu lassen, die man überall anderwärts der Wöchnerin selbst erweist. Denn obwohl dieser Brauch mit der Religion zusammenhängt, ist er doch recht seltsam. Nun finde ich ihn bei den Iberern oder den ältesten Völkern Spaniens, ich finde ihn bei den alten Bewohnern von Corsica, sie war bei den Tibarenern in Asien vorhanden, sie existiert noch heute in einigen unserer Provinzen, die Spanien benachbart sind und wo man dies „faire couvade“ nennt, sie findet sich gegen Japan hin und in Amerika bei den Caraiben und Galibis. Könnte man bei einer Sitte, die so seltsam erscheint, nicht vermuten, dass sie von den erstern dieser Völker zu den letztern gelangt ist; um so eher, als Strabo und die Mehrzahl der Autoren uns den Weg zeigen, welchen die Iberer, die von Asien nach Spanien gekommen waren, eingeschlagen haben, um von Spanien nach Asien zurückzukehren, wo derselbe Name Iberien dem Land, das sie bewohnten, verblieben ist. Konnten sie nicht von dort aus sich nach Amerika verpflanzen?“

Dieses Beispiel zeigt zur Genüge, in welcher Weise Lafitau die ihm bekannten ethnographischen Daten verwendet, um allgemeinere Fragen zu diskutieren. Wenn er nun auch im vorliegenden Falle nicht besonders glücklich argumentiert, so können wir zu seiner Entschuldigung anführen, dass noch spät im 19. Jahrhundert namhafte Ethnologen, wie *Horatio Hale*<sup>2)</sup> und tüchtige Naturforscher, wie *Thomas Belt*<sup>3)</sup>, in ähnlicher Weise eine Verwandtschaft der alten Iberer mit den amerikanischen Indianern zu konstruieren versuchten. Wir werden daher auch über Lafitau milder urteilen.

Bis zu dieser Zeit war noch kein Versuch gemacht worden, das Chaos der bis jetzt bekannt gewordenen Rassen und Völker nach irgend einem Prinzip zu ordnen und einzuteilen. Die Völkernamen, die sich bisher in der Literatur fanden, waren das Werk verschiedener Umstände, zuweilen des reinen Zufalls, nicht selten auch des Missverständnisses gewesen und gelegentlich sind unter einem und demselben Namen Völker ganz verschiedener Stellung zusammengefasst worden, was zu vieler Verwirrung Veranlassung gab. Wenn wir versuchen, die bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts gebräuchlichen Völkernamen nach den Momenten zu ordnen, die zu ihrer Aufnahme in den europäischen Sprachenschatz führten, so können wir sie etwa in folgende Gruppen zerfällen:

1. *Völkernamen, die aus dem Altertum herübergenommen sind.* Dahin gehören Bezeichnungen, wie Aethiopier, Aegypter, Araber, Basken,

<sup>1)</sup> Lafitau, *Mœurs des Sauvages Américains*, S. 49 u. 50.

<sup>2)</sup> Hale, *Horatio*, *Indian Migrations, as evidenced by Language*. Chicago, 1883 (*American Antiquarian* for January and April 1883), S. 24 (Separatum).

<sup>3)</sup> Belt, *Thomas*, *The Naturalist in Nicaragua*, London, 2nd ed., 1888. S. 364 ff.

Britannier, Burgunder, Kelten, Etrusker, Goten, Alamannen, Schotten, Belgier, Germanen, Perser, Inder, Chinesen (Sinae) und viele andere.

2. *Namen, die seit der Völkerwanderung bekannter wurden.* Hier sind zu nennen: Franken, Hunnen, Longobarden, Bulgaren, Finnen, Dänen, Schweden usw.

3. *Durch die Berührung mit den Arabern kamen in Gebrauch:* „Abessinier“, „Berber“, „Kopten“, „Himyariten“, „Kurden“, „Nubier“, „Kaffern“, „Suahili“ und andere.

4. *Durch die Reisen von Europäern an die Höfe der Mongolenkaiser* kamen im Abendland die Bezeichnungen „Tataren“, „Mongolen“, „Samojeden“, „Ruthenen“ und einige andere auf.

5. *Seit der Zeit der Kreuzzüge erlangte die Benennung „Sarazenen“* für die mohammedanischen Bevölkerungen Westasiens allgemeine Verbreitung in den europäischen Sprachen.

6. *Den raschesten und stärksten Zuwachs zum Inventar der Völkernamen lieferte aber das Zeitalter der Entdeckungen.* — In dieser Zeit begegnen uns zuerst in *Afrika* Namen, wie „Yoloff“, „Mandingo“, „Tucuroes“, „Neger“; in *Asien* treten uns eine ganze Reihe auch heute noch geläufiger ethnischer Bezeichnungen entgegen, wie „Canaresen“, „Japaner“, „Malabaren“, „Malayen“, „Nair“, „Siamesen“ und viele andere. Besonders reich aber gestaltete sich der Zuwachs an neuen Namen in *Amerika* und hier lassen sich auch die allgemeinen Momente, welche der Bildung von Völkernamen zugrunde liegen, noch am leichtesten erkennen. Wir können den Prozess der Bildung von Völkernamen auf folgende Momente zurückführen:

a) *Einheimische* Namen werden einfach und ohne Verständnis in die europäischen Sprachen übernommen und diesen nicht selten durch mehr oder weniger eingreifende Lautveränderung mundgerecht gemacht. Wo bei solchen eingebornen Völkernamen eine sprachliche Analyse möglich ist, zeigt es sich, dass manche derselben überhaupt keine Völkernamen sind, sondern einfach die Bezeichnung „Mensch“ im Gegensatz zum Tier darstellen. Beispiele dieser Art, die allerdings aus späterer Zeit, als der Beginn des 18. Jahrhunderts stammen, sind „Innuit“ für die nördlichsten Randvölker Amerikas, „Kanaken“, ein Wort, das heute ziemlich wahllos für polynesishe und melanesische Bevölkerungen, namentlich für die von den Europäern der Südseekolonien „angeworbenen“ Südsee-Insulaner gebraucht wird. Dieses rührt aber ursprünglich vom Ausdruck „kanaka“ her, der in der Sprache der Sandwich-Insulaner „Mensch“ bedeutet. Ein afrikanisches Beispiel dieser Art ist die ethnische Bezeichnung „Bantu“, die in der Sprache der südlichen „Bantu“-Völker „Menschen“ (Ba-ntu, vom Singular u-ntu) bedeutet. Ebenso bedeutet der Name der Eingebornen der Kurilen, Südsachalins und des Nordens von Jesso, „Ainu“, nichts anderes als „Mensch“.

b) Völkernamen werden einfach aus den *Landschafts-Namen* gebildet, wie z.B. Mexikaner, Peruaner, Feuerländer, Hyperboräer und viele andere. Oder sie drücken in eingebornen Sprachen den Aufenthaltsort der betreffenden Stämme aus. Dahin gehört z.B. der Name „Suahili“, der dem Arabischen entnommen ist und nichts anderes besagt, als „Küstenbewohner“.

c) Eine dritte Gruppe von Stammnamen entstammen nicht der Sprache der Völker, auf die sie angewendet werden, sondern den *Sprachen ihrer Nachbarn* und bringen die Idee zum Ausdruck, dass es sich um „Fremde“ im allgemeinen Sinne oder speziell um sprachlich Fremde oder um Völker tieferer Kulturstufe handelt. So finden sich in Mexiko und Zentralamerika mehrere Völker, die von den alten Schriftstellern als „Chontales“ aufgeführt werden. So gibt es „Chontales“ im Staate Oajaca, „Chontales“ in Tabasco, „Chontales“ in Honduras und „Chontales“ in Nicaragua. Nun ist dieser Name „Chontales“ dem Nahuatl, d.h. der sogenannten „aztekischen“ Kultursprache von Mexiko entnommen und bedeutet „Fremde“ (*chontalli*). Ebenso gibt es in Mexiko und Zentralamerika mehrere Bevölkerungen, denen die Mexikaner den Namen „Popoloca“ beileigten. Sogibt es Popoloca — mit der Aussprachsvariante Pupuluca — im Staate Puebla, in Oajaca, in Michoacan und endlich im Süden von Guatemala. Alle diese, als „Popoloca“ bezeichneten Stämme stehen in keinerlei Beziehung zu einander, sondern reden *verschiedene* Sprachen. Auch Popoloca bedeutete eben im Nahuatl nichts anderes als „Fremde“, „Barbaren“ oder „Leute von fremder Sprache und Stammeszugehörigkeit“. Gelegentlich wird auch der Ausdruck „Stumme“ auf fremdsprachige Völker angewendet. Ein Beispiel auf europäischem Boden haben wir in dem Namen, womit die Russen die Deutschen benennen, nämlich *Njemzi*, *Njemez* bedeutete im ältern Russischen den „Stummen“, daher dann auch den des Russischen Unkundigen, endlich spezieller den „Ausländer“ im Westen von Russland, also den „Deutschen“.

d) Eine weitere Gruppe von Völkernamen beruht auf besonders *anthropologischen* oder *ethnographischen* Merkmalen.

Von *Körpermerkmalen* hergenommen sind z.B. die folgenden Völkerbezeichnungen:

1. *Neger*, ein Wort, das aus dem Spanischen entlehnt ist, wo die dunkelhäutigen und kraushaarigen Afrikaner als „negros“ d.h. „Schwarze“ bezeichnet wurden. Das französische „nègre“, das englische „negro“ und das nordamerikanische verächtliche Sobriquet „nigger“ gehen direkt auf das spanische „negro“ zurück. In späterer Zeit belegten die Spanier die ebenfalls dunkelhäutigen und kraushaarigen Binnenstämme der Philippinen mit dem Namen der „negritos“, d.h. der „kleine Neger“ oder „Negerchen“. Und ebenso wurden die Ureinwohner Australiens ihrer dunklen Hautfarbe wegen vielfach als „Australneger“ bezeichnet.

2. *Mauren*. — Dieses Wort geht zurück auf das spätgriechische μαῦρος „dunkel“, „schwarz“ und steht in etymologischem Zusammenhang

mit dem Namen *Μαῦροι* und *Μαυροῦσσοι*, womit schon im Altertum die nordafrikanischen Bevölkerungen von „Mauretanien“, d. h. des heutigen Marokko bezeichnet wurden. Mauretanien ist daher „Das Land der dunkelfarbigen Völker“. Seit der Zeit der maurischen Eroberung Spaniens kam in letztem Lande der Name „moros“<sup>1)</sup> für die invadierenden Nordafrikaner in Gebrauch, von dem im Spanischen das Adjektiv „moreno“, d. h. „maurenfarbig“, „dunkel“, speziell „braun“ abgeleitet ist, und das als „Moor“, ins Englische und als „Mohr“ ins Deutsche übergang. Als „moros“ wurden in der Literatur der Conquista-Zeit auch vielfach die zivilisierten muhammedanischen Völker Indiens und Indonesiens bezeichnet.

3. *Patagonier*. — Als die Spanier auf der Expedition des Fernando Magallanes zum ersten Mal mit den Indianern an der Südspitze des südamerikanischen Festlandes bekannt wurden, fiel ihnen nicht nur die grosse Statur dieser Indianer, sondern auch ihre Fähigkeit auf, in gewaltigen Sätzen zu rennen, so dass die Europäer sie nicht einholen konnten. Da die Patagonier nach der Reise des Magallanes längere Zeit nicht mehr besucht wurden, tat die Phantasie ein übriges und die Patagonier figurieren daher lange Zeit in der Literatur als „Gigantes“, d. h. „Riesen“. Den Namen der „Patagones“, der wörtlich „Grossfüsse“ oder „Grosstatzen“ bedeutet, erhielten sie wohl weniger wegen einer auffälligen Grösse ihrer Füsse, als wegen der erstaunlichen Leistungen im Laufen.

4. *Papua*. — Der Name „Papua“, unter dem wir heute in erster Linie die Stämme von Neu-Guinea verstehen, rührt her von dem malayischen Wort „papûa“ (nach holländischer Schreibweise papoeah) das kraushaarig bedeutet.

Von *ethnographischen* Merkmalen sind beispielsweise folgende Namen genommen:

1. *Eskimo*. — Der erste Namen, unter dem die „Eskimo“ in der Literatur erscheinen, ist einfach „Grönländer“ gewesen. Sie selbst bezeichnen sich, wie früher erwähnt, als „Innuït“ (sing. *Innuik*) d. h. „Menschen“. Die Bezeichnung „Eskimo“ ist durch die Nordamerikaner in Kurs gekommen und ist anscheinend der Sprache eines ihrer indianischen Nachbarstämme, nämlich dem Abenaki, einem Zweige der Algonkin-Familie entnommen. Im Abenaki bedeutet nämlich „*Eskimantsic*“: „diejenigen, die rohe Fische essen“ und „*Eski-mwhan*“: „er isst rohes Fleisch“. In dieser Rede brachten die Abenaki die ihnen selbst fremde Sitten der Eskimo zum Ausdruck, das Fleisch der Fische und der Jagdtiere zu verzehren, ohne es zu kochen.

Beiläufig sei bemerkt, dass auch die Spanier seinerzeit einen jetzt ausgestorbenen indianischen Stamm, der in der Gegend von Reynosa auf

<sup>1)</sup> Als „moriscos“ wurden im Spanischen diejenigen „moros“ bezeichnet, die unter dem Drucke der politischen und kirchlichen Verhältnisse das Christentum angenommen hatten, um der Verfolgung zu entgehen.



der mexikanischen Seite des untern Rio Grande del Norte lebte, von der Sitte, das Fleisch roh zu verzehren, als „Comecrudos“, d. h. „Rohesser“ bezeichneten.

2. *Encabellados*. — Mit diesem Namen belegten die spanischen Entdecker gewisse indianische Stämme am mittlern Rio Napo. In jenen entlegenen Gegenden hatten die Jesuiten, von Quito in die östlichen Niederungen herabsteigend, seit dem Jahre 1637 eine Reihe von Missionen gegründet, die sich im ganzen, im Sinne der Jesuiten-Missionen überhaupt, gut entwickelten, trotzdem sie zeitweise durch die Sklavenjagden der Portugiesen von Brasilien herüber und durch die dadurch veranlassten Aufstände der Indianer zu leiden hatten, bis sie im Jahre 1767 ganz eingingen. Da mehrere der von den Jesuiten administrierten Stämme ihr Kopfhaar lang wachsen und frei flattern liessen, wurden sie von den Spaniern als „Encabellados“, d. h. „die in ihr Kopfhaar eingehüllten“ bezeichnet und die Jesuiten unterschieden sogar unter den vielen indianischen Sprachen jener Gegend eine besondere „Lengua encabellada“ als Muttersprache mit verschiedenen Dialekten.

3. *Entablillados*. — Die „Kraniopädie“, d. h. die Sitte, die menschliche Schädelform im Kindesalter künstlich umzugestalten, war zwar keineswegs auf Amerika beschränkt, aber doch dort weiter verbreitet, als in irgend einem andern Kontinente. In der Nähe von Quito lebte nun ein Stamm, dem die Spanier dieser Sitte wegen speziell den Namen der „Entablillados“ d. h. der „Eingeschienten“ beileigten, weil hier die Sitte, dem neugeborenen Kinde den Kopf zwischen zwei Brettern einzuklemmen, zu einer besonders auffälligen Kopfform führte.

4. *Orejones*. — „Orejon“ bedeutet im Spanischen wörtlich „Grossohr“ und wurde auf einige indianische Stämme angewendet, welche in besonders auffälliger Weise der Sitte huldigten, Einschnitte in die Ohrenlappen zu machen und diese durch eingesetzte Holz- oder Steinscheiben auszudehnen. Da diese Sitte besonders in Amerika verbreitet war, so traf es sich, dass die Bezeichnung „Orejones“ Stämmen beigelegt wurde, die nicht nur in andern Beziehungen, wie Sprache usw. von einander verschieden waren, sondern auch geographisch weit von einander getrennte Gebiete bewohnten, so dass von einer gegenseitigen Verwandtschaft keine Rede war. So treffen wir eine Gruppe von Stämmen, die als „Orejones“ bezeichnet wurden, längs des Oberlaufes des Rio Iça, im äussersten Süden des südamerikanischen Staates Columbien und ferner einen „Orejones“-Stamm, der früher in der Umgebung der Stadt San Antonio in Texas lebte, heute jedoch ausgestorben ist. — Dem spanischen „Orejones“ entspricht das portugiesische *Botocudos* („Gepflöckte“) für die mit gewaltigen Ohr- und Lippenpflöcken versehenen brasilianischen Stämme.

Mit diesen paar Beispielen ist die Liste der Völkernamen, die auf besonders augenfälligen ethnographischen Merkmalen beruhen, keineswegs erschöpft. Namentlich waren es die englisch als „Trappers“ (Wildfallen-

steller) und französisch als „Coureurs des bois“ (Waldläufer) bekannten Pelzjäger, die seit den letzten Dezennien des 17. Jahrhunderts immer tiefer in die indianischen Gebiete Kanadas und der nachmaligen Vereinigten Staaten eindringen und die eine Anzahl von Stammnamen in allgemeine Aufnahme brachten, welche auf gewisse ethnische Eigentümlichkeiten der betreffenden Stämme gegründet waren. Dahin gehören Namen wie „Flatheads“ oder „Flachkopf-Indianer“ für die Stämme am Columbia-Flusse und südlich davon, welche die Sitte der künstlichen Abflachung des kindlichen Schädels kultivierten. Dann die „Blackfeet“ oder „Schwarzfuss-Indianer“, die von den Quellen des Missouri bis an die Rocky Mountains hinüber ein weites Gebiet bewohnten, die „Nez-Percés“ oder „Durchbohrten Nasen“ die eine Untergruppe der „Flatheads“ bildeten und in den gebirgigen Landschaften am obern Columbia-Flusse lebten; die „Root-Diggers“ oder „Wurzelgräber“ eine Abteilung der „Snakes“ oder Schlangen-Indianer“, die in der Gegend des grossen Salzsees ihre Sitze hatten; endlich wollen wir noch die „Pueblo Tribes“ oder „Dorf-Indianer“ erwähnen, die zwar in mehrere sprachlich ganz verschiedene Gruppen zerfallen, aber ihre gemeinsame Benennung der „Pueblo-Indianer“ von ihren festen gemauerten und mehrstöckigen dorfähnlichen Ansiedelungen erhalten haben, die einen so charakteristischen Zug im Landschaftsbilde der von ihnen bewohnten Gegenden von Arizona und New Mexico bilden.

Wir sehen also, dass es recht verschiedene Umstände waren, denen die seit dem Altertum bis ins 18. Jahrhundert auftretenden Völkernamen ihre Entstehung verdanken. An einem einheitlich durchgeführten Prinzip, Ordnung in dieses Chaos von Völkern zu bringen, fehlte es bis zu dieser Zeit vollständig.

Als den ersten Versuch, das menschliche Geschlecht systematisch einzuteilen, können wir die Uebersicht der menschlichen Rassen betrachten, welche der grosse schwedische Naturforscher *Carolus Linné* in seinem „Systema Naturae“ gegeben hat. Dieser Versuch ist in mehrfacher Hinsicht von grossem Interesse, weshalb wir ihn nach der als klassisch betrachteten 10. Auflage des Systema Naturae vom Jahre 1758 hier in wörtlicher Uebersetzung anführen wollen.

Linné stellte bekanntlich an die Spitze der Säugetiere als deren erste Ordnung die Primaten (Primates), deren auszeichnende Merkmale 4 parallele obere Schneidezähne und 2 an der Brust sitzende Saugwarzen bilden. Diese Ordnung der Primaten umfasst 4 Gattungen: Homo oder Mensch, Simia oder Affe, Lemur oder Halbaffe und Vespertilio oder Fledermaus.

Die Gattung Mensch zerfällt Linné in 2 Spezies oder „Arten“, nämlich 1. in den *Homo sapiens* und 2. den *Homo troglodytes*. Die Spezies *Homo sapiens* zerfällt er wieder in 6 verschiedene „Varietäten“: *Homo sapiens ferus*, *americanus*, *europaeus*, *asiaticus*, *afer*, *monstrosus*. Auf diese Weise präsentiert sich das System Linné's für den Menschen in folgender Weise:

**Mensch** erkenne dich selbst.

1) Der *intelligente* Mensch. Der am Tage lebende Mensch, verschieden nach Kultur und Wohnsitz.

Der *wilde* Mensch. Vierfüssig, stumm, behaart.

Der junge Bärenmensch aus Litthauen, 1661.

Der junge Wolfsmensch aus Hessen, 1344.

Der junge Schafmensch aus England.

Der junge Hannoveraner.

Die zwei Knaben aus den Pyrenäen 1719.

Johannes von Liège.

a) Der *Amerikaner*. — Rothäutig, cholerisch, aufrecht.

Mit schwarzen, geraden, dicken Haaren, breiter Nase, fleckigem Gesicht und fast bartlosem Kinn;

ausdauernd, heiter, frei;

bemalt sich mit roten kunstvollen Linien;

wird von der Gewohnheit regiert.

β) Der *Europäer*. — Weiss, sanguinisch, muskulös.

Mit üppigem, gelblichem Haupthaar und blauen Augen;

von beweglichem, sehr scharfsinnigem und erfinderischem Geist;

bedeckt sich mit enganliegenden Kleidern;

wird durch Gesetze regiert.

γ) Der *Asiate*. — Von brauner Farbe, melancholischem Temperament, steif.

Mit schwärzlichem Haar und braunen Augen;

ernst, prachtliebend, geizig;

bekleidet sich mit losen Gewändern;

wird durch Meinungen regiert.

δ) Der *Afrikaner*. — Schwarz, von phlegmatischem Temperament, schlaff;

mit schwarzem, gekräuselttem Haar, sammtartiger Haut, platter Nase, dicken Lippen. Die Weiber haben bauschige Geschlechtsteile und in der Sägezeit lang herniederhängende Brüste;

verschmitzt, träge, nachlässig;

schmiert sich mit Fett ein;

wird durch Willkür regiert.

ε) Der *monströse* Mensch. — a) Infolge der Landesnatur; b) Durch Kunst.

a) Die *Alpenbewohner* sind klein, behend, furchtsam.

Die *Patagonier* sind gross und träge.

b) Menschen, die, um weniger fruchtbar zu sein, nur einen Hoden haben: die *Hottentotten*.

Mädchen, die durch ihren geschnürten Unterleib binsenschlank erscheinen: *Europäerinnen*.

c) Grossköpfe, mit kegelförmigem Kopf: die *Chinesen*.

Flachköpfe, mit vorn zusammengepresstem Kopf: die *Canadier*.

Er lebt zwischen den Wendekreisen freiwillig und mühelos, auf der übrigen festen Erde gezwungen.

2) Der *Höhlenmensch*. — Führt eine nächtliche Lebensweise.

Der *Waldmensch* Orang Outang.

Der *Kakurlacko*.

Er wohnt in den Grenzgebieten von Aethiopien und auf Java, Amboina und Ternate in Höhlen.

Untersuchen wir nun diese Linné'sche Klassifikation kritisch, so können wir daran etwa folgendes bemerken: Was Linné unter der Bezeichnung des *Homo sapiens ferus*, also des „wilden“ Menschen zusammenfasst, sind die ihm aus der Literatur bekannt gewordenen vereinzelt Exemplare sogenannter „Haarmenschen“, bei denen also abnormer Weise der ganze Körper oder einzelne Partien desselben mit einem Haarkleide bedeckt sind. Irrig ist dagegen seine Angabe, dass solche abnorme Individuen „vierfüssig“ und „stumm“ seien. Die übrigen Varietäten des *Homo sapiens* sind rein geographisch, wobei Linné bei ihrer Charakterisierung rein *somatische* Merkmale mit *psychischen* und rein *ethnographischen* kombiniert. Rein anthropologisch sind die Angaben über Haut- und Augenfarbe, sowie über den Haarwuchs, in psychologischer Beziehung hält Linné sich an die alte, schon von dem griechischen Arzte Galenus aufgestellte Lehre von den vier Temperamenten, von denen je eines für eine der vier von Linné aufgestellten geographischen Varietäten des *Homo sapiens* charakteristisch sein soll. Ebenfalls dem psychischen Gebiet entnommen sind die Angaben über die bezeichnenden Charakterzüge der vier Varietäten: der Amerikaner ist ausdauernd, heiter, freiheitsliebend, der Afrikaner verschmitzt, faul und nachlässig, der Europäer beweglichen Geistes, sehr scharfsinnig und erfinderisch. Ethnographisch dagegen sind die Angaben über die Art der Bekleidung, der Bemalung der Haut beim Amerikaner, der Einfettung beim Afrikaner, sowie die Charakteristik der vermeintlichen Regierungsform der einzelnen Varietäten: Gewohnheit, Gesetz, Meinung, Willkür. Was Linné endlich als „*Homo monstrosus*“ zusammenfasst, sind drei Paare von Gegensätzen: die kleinen und beweglichen Alpenbewohner werden den grossen und trägen Patagoniern, die spitzköpfigen Chinesen den flachköpfigen kanadischen Indianern gegenübergestellt, während ein drittes Paar aus den Hottentotten, die nach Peter Kolbs Bericht durch das Ausschneiden eines Hodens einhodig (*monorchides*) werden und den schnürleibigen europäischen Mädchen gebildet wird.

Was schliesslich Linné's zweite Spezies, den „Höhlenbewohner“ (*Homo troglodytes*) anbelangt, deren Zugehörigkeit zur engern Gattung *Homo* Linné ausdrücklich betont, so erhellt aus seiner Beschreibung, dass es sich dabei, gerade wie beim *Homo monstrosus*, um nichts anderes als um eine gelegentlich innerhalb aller menschlichen Rassen auftretende Abnormität handelt, nämlich um Fälle von Albinismus, d. h. des völligen Mangels des färbenden Pigmentes in der Haut, den Haaren und den Augen.

Im grossen und ganzen müssen wir also sagen, dass unbeschadet der unsterblichen Verdienste Linné's um die beschreibenden Naturwissenschaften seine Einteilung des Menschengeschlechtes in Arten und Varietäten noch auf einer Stufe steht, deren Bescheidenheit wir erst dann voll würdigen können, wenn wir bedenken, welches ungeheure Material sich bis zu seiner Zeit bereits angesammelt hatte, das ihm aber vollständig fremd geblieben war. Dies mag z. T. mit Linné's Abneigung gegen das Erlernen



fremder Sprachen — er verstand eigentlich nach seiner eigenen Angabe nur Schwedisch und Lateinisch<sup>1)</sup> — z.T. aber auch damit zusammenhängen haben, dass der überwiegende Teil des damals schon tatsächlich vorhandenen ethnographischen Stoffes in spanischen und portugiesischen Werken aufgestapelt lag, von denen nur wenige durch Uebersetzungen und Auszüge der gelehrten Welt ausserhalb der pyrenäischen Halbinsel zugänglich waren. Immerhin aber berührt es uns seltsam, dass noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein auf allen andern Gebieten der Naturbeschreibung so souveräner Geist, wie Linné, sich bezüglich des Menschen so unsicher fühlte, dass er über die Alpenbewohner und die Albinos die Märchen in sein Werk aufnahm, die etwa ein Messbudenbesitzer einem ländlichen Publikum auftischt, wenn er ihm einen Zwerg oder einen Albino vorführt. Der erstaunliche Tiefstand der völkerspsychologischen Kenntnisse bei Männern, welche, wie Linné, ausser-europäische Völker nur aus der Literatur kennen lernten, geht auch zur Genüge aus Linné's Meinung hervor, dass die vier geographischen Menschenrassen sich auch nach den vier Temperamenten sondern. Wie unvergleichlich viel höher als diese dürftigen und schablonenhaften Ansichten der Linné'schen Zeit stehen die Schilderungen, die uns ein Ibn-Batuta, ein Marco Polo, ein Las Casas, ein Lafitau auf Grund eigener vorurteilsloser Beobachtung und Erfahrung über die Psyche ausser-europäischer Völker hinterlassen haben!

Linné hatte in einem anonymen Schriftsteller<sup>2)</sup> einen Vorläufer gehabt, der in einer Abhandlung vom Jahre 1684 die gesamte Menschheit auf *vier Grundstämme* reduzierte, denen aber ein anderes Einteilungsprinzip zu Grunde lag, als das rein geographische Linné's. Der *erste* Stamm umfasste nämlich ganz Europa mit Ausnahme von Lappland, ferner Südasien, Nordafrika und ganz Amerika, der *zweite* Stamm war gebildet von den Bewohnern des übrigen Afrika; der *dritte* Stamm umfasste den ganzen Rest von Asien mit den südöstlich davon gelegenen Inselgruppen, der *vierte* endlich war bloss von den „Lappen“ gebildet.

In ähnlichen Bahnen wie der Anonymus bewegen sich auch die Einteilungen, welche die nächsten Nachfolger Linné's von den Menschenrassen gaben. So unterschied der englische Dichter *Oliver Goldsmith* 6 Varietäten: 1. die *polare* oder, wie wir heute sagen würden, die „hyperboräische“, 2. die *tatarische* oder *nordasiatische*, 3. die *südasiatische*, 4. die *Neger Afrika's*, 5. die *amerikanische* und endlich 6. die *europäische* Varietät.

<sup>1)</sup> Linné erzählt in seiner in der 3. Person gehaltenen Lebensbeschreibung von sich selbst: „Sein Geist war so gänzlich nicht für Sprachen eingerichtet (hans genie war sa aldeles intet för språk), dass er weder Englisch lernte, noch Französisch, noch Deutsch, noch Lappisch, ja nicht einmal Holländisch, trotzdem er volle drei Jahre in Holland lebte.“ (Egenhändig anteckningar af Carl Linnaeus om sig sjelf, Stockholm, 1823. S. 36.)

<sup>2)</sup> Zitiert bei Blumenbach, *De generis humani varietate nativa*, 3. Aufl., S. 50.

Der Professor der Zoologie in Göttingen, *Joh. Christ. Polyc. Erxleben*<sup>1)</sup> stellte an die Spitze seines Werkes über die Säugetiere ein System der Menschenrassen, das gegenüber dem Linné'schen einen entschiedenen Fortschritt bedeutet, indem es bloss auf rein körperliche Merkmale gegründet ist, und zudem auch verschiedene Irrtümer Linné's korrigiert. Innerhalb der einen Species *Homo sapiens* unterscheidet nämlich Erxleben folgende Varietäten:

1. Die *Lappen*. — Klein, weiss, muskulös, mit flachem breitem Gesicht, spitzem etwas vorstehendem und kaum behaartem Unterkiefer, kleinen, tiefliegenden, schwarz-braunen Augen, kleiner stumpfer Nase, aufgetriebenen Backen, grossem Mund, dicken Lippen, grossen Ohren, geraden, schwarzen und dicken Haaren, ziemlich langen Armen, und ziemlich kleinen Händen und Füssen.

In den nördlichen Gegenden von Europa, Asien und Amerika.

2. Die *Tataren*. — Mitteltgross, olivenbraun, mit flachem und breitem Gesicht, runzliger Stirne, kleinen, tiefliegenden, schwarzen Augen, breiten Augenbrauen, kurzer dicker Nase, aufgeblähten Wangen, vortretendem spitzem Kinn, spärlichem Bartwuchs, ziemlich langen, ziemlich weit von einander abstehenden Zähnen, schwarzen, ziemlich dicken Haaren, dicken Schenkeln und ziemlich kurzen Unterschenkeln.

In Asien vom Himalaya gegen den Polarkreis hin.

3. Die *Asiaten*. — Mitteltgross, fahlgelb, steif, mit schwärzlichen Haaren, kleinen schwarzen Augen, niedergedrückter Nase, dicken Lippen, und nach vorn gerichteten Zähnen.

Jenseits des Ganges.

4. Die *Europäer*. — Mitteltgross, weiss und muskulös, mit üppigen gelblichen Haaren, blauen oder braunen Augen, ziemlich schmalen Lippen.

5. Die *Afrikaner*. — Gross und schwarz, mit einer Haut, die durch ein ziemlich dickes und schwarzes Rete Malpighi sammetartig erscheint, schwarzen, krausen Haaren, schwarzen oder grünen Augen, platter Nase, aufgeworfenen Lippen, aufgetriebenem Bauch, und grossen Brüsten bei den Frauen.

Hauptsächlich in Westafrika.

6. Die *Amerikaner*. — Mitteltgross, rot, mit schwarzen, geraden, dicken Haaren, fleckigem Gesicht, kleiner Stirne, schwarzen Augen, Adlernase, breiten Nasenlöchern, fast bartlosem Kinn (falls dies nicht etwa bloss auf Kunst beruht).

Der „Wilde Mensch“ von Linné ist keine Rasse.

Der nächtliche Höhlenmensch (*Homo troglodytes nocturnus*), der nicht mit dem Orang Utang (*Simia satyrus*) zu verwechseln ist, wird zuweilen als eine krankhafte Erscheinung in der heissen Zone, seltener ausserhalb derselben gefunden: die Afrikaner nennen ihn „Dondo“, die Portugiesen „Albino“, die Indier „Kackerlack“, „Kalkalak“, „Kalkalatt“, in der gewöhnlichen Sprache wird er als „weisser Neger“ (*Leucaethiops*) bezeichnet. Er ist kleiner als seine Landsleute, von sehr weisser Farbe, mit sammetartiger oder schuppiger Haut, weissen, zuweilen gelblichen Haaren, häufig ohne Schamhaare und bartlos, mit goldgelber, seltener blass-bläulicher Regenbogenhaut, bei Nacht sieht er, aber schwach (eine Nickhaut ist kaum vorhanden). Der Leib ist schwach. Der Tod tritt früh ein.

Diesem ist auch der „gefleckte Neger“ (*Aethiops maculatus*) an die Seite zu stellen, der ebenfalls eine krankhafte Erscheinung ist.

Die „Riesen“ von Patagonien, die „Zwerge“ (*Pygmaei*) der Alten — falls es sich bei diesen nicht etwa um Affen handelt — verweist Erxleben

<sup>1)</sup> Erxleben, Io. Christ. Polyc., *Systema regni animalis, Mammalia*, Lipsiae, 1777.

ebenso ins Reich der Fabelwesen, wie die Hermaphroditen von Florida und die geschwänzten „Teufelsmenschen“ (*Homo lucifer*) der antarktischen Länder, von denen ältere Beschreibungen berichten.

Im ganzen bedeutet das System Erxlebens gegenüber dem Linné'schen einen beträchtlichen Fortschritt. Während nun Erxleben die *gesamte* körperliche Erscheinung des Menschen bei der Aufstellung seiner Rassen berücksichtigt, entnahmen ein paar andere Systeme ihr Einteilungsprinzip lediglich der *Hautfarbe*. Wir brauchen sie hier um so weniger im Einzelnen anzuführen, als sie nur noch historisches Interesse beanspruchen können und als das Wesentliche derselben in dem sogleich zu besprechenden Werke Blumenbachs zitiert ist.

Von allen Einteilungen der ältern Zeit hat aber keine eine so allgemeine und so nachhaltige Bedeutung erlangt, wie diejenige des Göttinger Professors der Naturgeschichte *Johann Friedrich Blumenbach*. Die kleine und unscheinbare Jugendarbeit, in der er die Stellung des Menschen in der Natur zum ersten Mal gründlich untersuchte, hat im Laufe der Zeit drei Auflagen erlebt, von denen die dritte und letzte den klassischen Schriften über die Lehre vom Menschen beizuzählen ist<sup>1)</sup>. Blumenbach kommt bei seiner Untersuchung zu dem Resultat, dass erstlich die sämtlichen menschlichen Rassen (*varietates*) trotz ihrer anscheinend so grossen Verschiedenheit doch auch in ihren extremsten Gliedern nur *eine einzige* zoologische Species, den *Homo sapiens* Linné's bilden und dass ferner die Abgrenzung von „Varietäten“, wie man damals sagte, oder von „Rassen“, wie wir heute sagen, innerhalb der einen „Art“ in hohem Grade willkürlich sei, da die verschiedenen Varietäten durch Uebergänge miteinander verbunden sind. Unter diesem Gesichtspunkt sind daher auch die von Blumenbach selbst aufgestellten „Varietäten“ zu beurteilen. Während er in der ersten Auflage seines Werkes nur *vier* Varietäten angenommen hatte, wurde er durch die mittlerweile in Ostasien und Amerika neu hinzugekommenen Kenntnisse dortiger Völker veranlasst, in den beiden spätern Auflagen die *fünf* Rassen anzunehmen, deren Charakteristik wir hier wörtlich anführen wollen, weil sie auch heute noch nicht aus den zoologischen und geographischen Lehrbüchern verschwunden sind.

„§ 82. *Kennzeichen und Grenzen dieser Varietäten*. Ueberhaupt lassen sich diese fünf Varietäten durch nachfolgende Merkmale und Beschreibungen unterscheiden und bestimmen. Ehe ich diese Merkmale aufführe, muss ich jedoch im voraus erinnern, dass man erstlich, wegen ihrer mannigfaltigen Verschiedenheit dem Grade nach, nicht bloss eines oder das andere derselben, sondern mehrere in Verbindung mit einander betrachten müsse; dann aber, dass auch selbst diese zusammengenommenen Kennzeichen nicht so bleibend seien, dass sie nicht in jeder Varietät unendlichen Ausnahmen unterworfen sein sollten. Indes ist doch diese Uebersicht so abgefasst, dass sie im allgemeinen hinlänglich deutliche und klare Begriffe gibt.

<sup>1)</sup> Blumenbach, Io. Frid., *De generis humani varietate nativa*, Gottingae, 1795, ed. 3. Eine Uebersetzung der 3. Auflage lieferte *Johann Gottfried Gruber* unter dem Titel: „Ueber die natürlichen Verschiedenheiten im Menschengeschlechte, Leipzig, 1798. — Dieser Uebersetzung ist das im Texte gegebene Zitat entnommen.

#### *A. Kaukasische Varietät.*

Von weisser Farbe, mit roten Wangen, schwärzlichem oder nussbraunem Haar, gerundetem Kopf.

Mit ovalem, regelmässigerem Gesicht, in welchem die einzelnen Teile nicht zu stark ausgezeichnet sind, flacherer Stirne, engerer, leicht gebogener Nase, kleinem Munde.

Mit senkrecht unter einander stehenden Vorderzähnen des obern und untern Kiefers.

Mit sanft hervorstehenden Lippen (vorzüglich der Unterlippe), vollem, rundem Kinn.

Ueberhaupt von jener, nach unsern Begriffen von Ebenmass, reizenden und schönen Gesichtsform.

Zu dieser ersten Varietät gehören die Europäer (mit Ausnahme der Lappen und übrigen Finnen), die westlicheren Asiaten bis zum Flusse Obi, dem kaspischen Meere und Ganges. Endlich die Einwohner des nördlichen Afrika.

#### *B. Mongolische Varietät.*

Von gelbbrauner Farbe.

Von schwarzem, härterm, weder krausem noch dichtem Haar.

Mit gleichsam viereckigem Kopfe, breitem und plattem Gesicht; und deshalb mit minder abgesonderten, sondern gleichsam in einander fliessenden Zügen, eine flache, sehr breite Glabell, eine kleine eingedrückte Nase, runde, herausstehende Bausbacken, die Oeffnung der Augenlider enger, geradliniger, das Kinn hervorragend.

Zu dieser Varietät gehören die übrigen Bewohner Asiens (mit Ausnahme der Malayen auf der letzten Halbinsel des Ganges), die finnischen Völker in dem kalten Teile von Europa, Lappen und andere, und aus dem nördlichsten Amerika die von der Beringstrasse bis zum äussersten bewohnten Grönland verbreiteten Eskimos.

#### *C. Die äthiopische Varietät.*

Von schwarzer Farbe, schwarzem und krausem Haar, schmalem, an den Seiten eingedrücktem Kopfe, mit unebener, höckerrichter Stirne, herausstehenden Jochbeinen, mit mehr hervorliegenden Augen, mit einer dicken und mit den herausstehenden Oberkiefern gleichsam zusammenfliessenden Nase, mit engerer, vorwärts verlängerter Kinnladenwölbung, schräg hervorragende Oberschneidezähne, wulstige Lippen (besonders die Oberlippe), und ein zurückgebogeneres Kinn.

An vielen krumme Beine.

Zu dieser Varietät gehören alle Afrikaner bis auf die nördlichen.

#### *D. Amerikanische Varietät.*

Von Kupferfarbe, schwarzem, hartem und schwachem Haar, die Stirne niedrig, die Augen tiefliegend, eine stumpfe, jedoch herausstehende Nase.

Das Gesicht ist zwar insgemein breit und dickwangig, jedoch nicht flach und platt, sondern die Teile drücken sich *en profil* deutlich aus und sondern sich von einander ab.

Die Form von Stirn und Scheitel ist bei den meisten erkünstelt.

Hiezu gehören alle Bewohner Amerikas bis auf die Eskimos.

#### *E. Malayische Varietät.*

Ihre Farbe ist schwarzbraun, das Haar schwarz, weich und kraus, dabei dicht und voll, die Stirn schmaler, die Nase fleischiger, breiter und kolbig; der Mund gross, die Oberkiefer etwas hervorragend, die Gesichtszüge, *en profil* besehen, ziemlich hervorspringend und von einander abgesondert.

Die letzte Varietät enthält die Südseeinsulaner nebst den Bewohnern der marianischen, philippinischen, molukkischen, sundischen Inseln und der Halbinsel Malakka.



Dies also das System Blumenbachs. Wenn wir uns hier auch auf eine kurze Wiedergabe desselben beschränken müssen, so wollen wir doch erwähnen, dass damit der reiche Inhalt des kleinen Buches Blumenbachs keineswegs erschöpft ist, sondern dass es sich auch heute noch empfiehlt, die weitem Ausführungen dieses ungewöhnlich scharfsinnigen und belesenen Naturforschers im Original nachzulesen.

Blumenbach ist der Begründer der „Anthropologie“ im engern, heutigen Sinne und die Sorgfalt, mit der er alle mit der Stellung des Menschen im Reiche der Säugetiere verknüpften Fragen diskutiert, verdient in der Tat alles Lob, um so mehr als er selbst keine überseeischen Reisen gemacht und ausser-europäische Menschen nur aus den Reisebeschreibungen und seiner allerdings für die damalige Zeit ausserordentlich reichen Schädelammlung kennen gelernt hatte. Von der rohen Vorstellung Linné's, wonach jedem Kontinent auch eine besondere Menschenrasse entsprechen sollte, hatte sich Blumenbach mit Erfolg emanzipiert, so dass er in einzelnen Fällen, wie zwischen Eskimo und Indianern, zwischen Nordafrikanern und Negern, die Grenzen seiner Rassen sogar mitten durch die Kontinente hindurch verlaufen lässt. Es ist daher begreiflich, dass sich die fünf Blumenbach'schen Rassen noch lange, nachdem bereits eine Reihe anderer anthropologischer Systeme aufgestellt worden waren, wenigstens im deutschen Sprachgebiet, nicht nur in den Lehrbüchern der Schulgeographie, sondern auch der Zoologie erhalten haben. Wie sehr Blumenbach mit seiner Behauptung Recht hatte, dass die Abgrenzung von Rassen innerhalb der einheitlichen menschlichen Spezies willkürlich sei, beweisen die ausserordentlichen Differenzen in der Zahl der Rassen, welche von seinen Nachfolgern aufgestellt wurden. *Virey* nahm nur zwei Rassen an, *Cuvier* drei, *Häckel* dagegen schon elf, *Friedrich Müller*, der sich im übrigen stark an *Häckel* anlehnt, zwölf, *Morton* zweiundzwanzig.

---

## Fünftes Kapitel.

### Einfluss der Reisen James Cook's. — Die Anfänge der vergleichenden Linguistik.

Mit der dritten Auflage von Blumenbach's kleinem Buch sind wir am Ende des 18. Jahrhunderts angelangt. Wie wir gesehen haben, war es im 18. Jahrhundert in erster Linie die *Körpernatur* des Menschen, welche das wissenschaftliche Interesse in Anspruch nahm und zu einer festern Umgrenzung der allmählich bekannt gewordenen „Varietäten“ des Menschengeschlechtes führte. Von einer wissenschaftlichen *ethnologischen* Behand-

lung des in der Literatur aufgespeicherten Materials ist bis zu dieser Zeit noch nicht die Rede, wenn wir von den oben erwähnten Anfängen absehen. Denn wenn auch einzelne ethnographische Daten für die rechtswissenschaftlichen, kulturgeschichtlichen und soziologischen Werke dieses Zeitraums benützt wurden, so bewegen sich doch die meisten Schriftsteller über diese Materien, soweit sie sich nicht auf die Kulturvölker des klassischen Altertums beschränkten, in ihren Spekulationen doch zu sehr in allgemeinen und vielfach schablonenhaften Redensarten, als dass ihre Werke als wirklich „ethnologische“ betrachtet werden dürften. Weder Montesquieu's berühmter „Esprit des Lois“ (1748), noch Voltaire's „Essai sur les mœurs et l'esprit des nations“ (1754), noch Rousseau's „Contrat social“ (1762), noch endlich, um auch ein deutsches Werk dieses Zeitraums anzuführen, Herder's „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ (1785—1792) können daher trotz ihres Wertes nach andern Richtungen und trotz mancher geistvoller Aperçus, als wirklich fördernd für die spezifisch ethnologische Kenntnis des Menschen betrachtet werden. Es macht sich vielmehr während des 18. Jahrhunderts ein starker Unterschied zwischen denjenigen Schriftstellern welche, wie *James Cook* und seine deutschen Reisebegleiter *Johann Reinhold Forster* und sein Sohn *Johann Georg Adam Forster*, sowie *Adalbert von Chamisso*, Menschen primitiverer Kultur aus eigener Anschauung und Beobachtung kannten und denen bemerklich, die sich den Menschen im Urzustand ausschliesslich aus der Lektüre so konstruierten, wie sie ihn für ihre Spekulationen am besten brauchen konnten.

Gerade die Reisen Cook's, die in die Jahre von 1768—1779 fallen, durch welche so manche die Südsee und den vermeintlichen „südlichen Kontinent“ (*Terra australis*) betreffende geographische Frage endgültig gelöst wurde, hatten auch für die Erweiterung der ethnographischen Kenntnisse eine Bedeutung, die für die Geschichte der Völkerkunde grundlegend wurde und ausserordentlich viel dazu beitrug, in Europa das Interesse für ausser-europäische Völker in einer Weise zu beleben, wie es seit der Entdeckung Amerikas nicht mehr der Fall gewesen war. Die Schilderungen Cook's von den Inseln der Südsee und ihren Völkern müssen zu ihrer Zeit ausserordentlich populär gewesen sein, denn auch Voltaire kannte sie und benützte z.B. ein von Cook auf Tahiti geschildertes Erlebnis in ziemlich genauer Anlehnung an das Original zu seiner satirischen Erzählung: „*Les oreilles du Comte Chesterfield et le chapelain Goudman*“.

In Deutschland trugen namentlich die farbenreichen Schilderungen von der Inselwelt der Südsee, die Georg Forster von der zweiten Cook'schen Reise entwarf, die er mit seinem Vater, dem Naturforscher Johann Reinhold Forster, als dessen Amanuensis mitgemacht, mächtig dazu bei, das Interesse für fremde Völker und deren Sitten zu beleben. „Wäre es mir erlaubt“, sagt Alexander von Humboldt <sup>1)</sup> eigene Erinnerungen anzurufen; mich selbst

<sup>1)</sup> Humboldt, A. von, Kosmos, II. S. 5.

zu befragen, was einer unvertilgbaren Sehnsucht nach der Tropengegend den ersten Anstoss gab; so müsste ich nennen: Georg Forsters Schilderungen der Südsee-Inseln; Gemälde von Hodges, die Ganges-Ufer darstellend, im Hause von Warren Hastings in London; einen kolossalen Drachenbaum in einem alten Turme des botanischen Gartens bei Berlin.“ „Der Schriftsteller,“ äussert sich A. von Humboldt an anderer Stelle<sup>1)</sup> „welcher in unsrer vaterländischen Literatur nach meinem Gefühle am kräftigsten und am gelungensten den Weg zu dieser Richtung (d.h. dem wissenschaftlichen Naturstudium) eröffnet hat, ist mein berühmter Lehrer und Freund Georg Forster gewesen. Durch ihn begann eine neue Aera wissenschaftlicher Reisen, deren Zweck vergleichende Völker- und Länderkunde ist.“

So sehen wir, wie vom frühen Mittelalter bis zum Schluss des 18. Jahrhunderts im Anschluss an die überseeischen Entdeckungen und Eroberungen der seefahrttreibenden Völker Westeuropas und an die grossen Landreisen russischer und in russischen Diensten stehender deutscher Forscher in dem, durch die frühern Eroberungen der Kosaken so rasch unterworfenen Sibirien sich allmählich in den Gesichtswerken und Reisebeschreibungen und, für die Länder des römisch-katholischen Religionskreises auch in den Berichten der Missionäre, eine ungeheure Menge von Einzelmateriale aufstapelte, das nur noch der Sichtung und Verarbeitung unter allgemeinen, d.h. ethnologischen Gesichtspunkten harrete. Nun ist schon aus den rein praktischen Gründen der gegenseitigen Verkehrsanbahnung, unter den ethnographischen Merkmalen eines Volkes eines der wichtigsten seine *Sprache*. Es ist daher begreiflich, dass sich die ersten Anläufe ethnologischer, d.h. vergleichender Betätigung auf *linguistischem* Gebiete zeigten. Ihre Wurzel reicht allerdings in eine Zeit zurück, wo von einer wirklich wissenschaftlichen Behandlung vergleichend-sprachwissenschaftlicher Probleme noch keine Rede sein konnte, sondern wo die einschlägigen Dinge noch unter dem Gesichtspunkt blosser Kuriositäten betrachtet wurden. Der fremdartige Klang ausser-europäischer Idiome, die man sich vermittelt der schon frühzeitig vorhandenen Uebersetzungen des „Vaterunser“ in die meisten europäischen und westasiatischen Sprachen vorzuführen versuchte, die seltsamen Formen der Alphabete asiatischer Schriftvölker, die man allmählich infolge der christlichen Missionstätigkeit kennen lernte, bildeten den ersten Ausgangspunkt derartiger Untersuchungen und diese reichen bis in die Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst zurück. In jener Zeit, ums Jahr 1427, lieferte *Johann Schildberger*, der im Kriege gegen die Türken in deren Gefangenschaft geraten und während 32 Jahren in einem

---

<sup>1)</sup> Humboldt, A. von, Kosmos, II. S. 72. Seltsamer Weise lässt Humboldt den Umstand ganz unberücksichtigt, dass Georg Forster in seinen beiden, auf die zweite Cook'sche Expedition bezüglichen Werken nur als Vermittler der wissenschaftlichen Ideen seines Vaters, des Naturforschers Johann Reinhold Forster, gegenüber dem deutschen Publikum auftritt und auftreten will.

grossen Teile Asiens als Sklave herumgeführt worden war, bereits eine Uebersetzung des Vaterunser in armenischer und in tatarischer Sprache. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts (1555) führt *Conrad Gesner*<sup>1)</sup>, dessen Verdienste wir sonst auf andern Gebiete zu suchen gewohnt sind, in seinem *Mithridates* das Vaterunser bereits in 22 Sprachen auf, nämlich in Aethiopisch, Englisch, Arabisch, Armenisch, Wallisisch, Chaldäisch, Deutsch, Flandrisch, Isländisch, Schweizerisch, Geldrisch, Griechisch, Hebräisch, Spanisch, Ungarisch, Böhmisches, Slawisch, Polnisch, Italienisch, Churwälsch, Sardinisch der Städte und Sardinisch des Landes.

Nachdem sich auch im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts das Material wieder stark vermehrt hatte, konnte um die Mitte des 18. Jahrhunderts der „*Orientalische und Occidentalische Sprachmeister*“<sup>2)</sup> bereits 100 Alphabete und das Vaterunser in 200 Sprachen und Mundarten dem gelehrten Publikum vorlegen.

Einen sehr namhaften Fortschritt über alles bisher Erreichte bildeten aber zu Ende des 18. Jahrhunderts die linguistischen Schriften des spanischen Geistlichen *Don Lorenzo Hervás*, der zuerst italienisch, später spanisch schrieb. Alle seine Werke sind zu grossen literarischen Seltenheiten geworden. Es ist klar, dass die linguistischen Argumentationen des Hervás unsern heutigen Kenntnissen nicht mehr entsprechen können und daher nur noch historischen Wert besitzen, so sehr auch der Verfasser bemüht ist, mit einer für seine Zeit erstaunlichen Belesenheit alles ihm irgendwie zugängliche literarische Material für seine Untersuchungen zu benützen. So gelang es ihm, in seinem *Vocabulario poliglotta*<sup>3)</sup> 63 Stammwörter in 154 Sprachen miteinander zu vergleichen und in seinem *Saggio pratico delle lingue*<sup>4)</sup> nicht weniger als 307 Vaterunser in verschiedenen Sprachen zusammenzubringen. Von den fünf Bänden seines *Catálogo de las lenguas de las naciones conocidas*<sup>5)</sup> ist der erste der wichtigste, da er die amerikanischen Sprachen behandelt, über welche dem Verfasser ein ungewöhnlich reiches Originalmaterial in den Berichten vieler Missionäre zu Gebote

<sup>1)</sup> Gesner, Conradus, *Mithridates, de differentiis linguarum tum veterum, tum quae hodie apud diversas nationes in toto orbe terrarum in usu sunt, observationes*, Zürich, 1555, 8.

<sup>2)</sup> *Orientalischer und Occidentalischer Sprachmeister*, welcher nicht allein 100 Alphabete nebst ihrer Aussprache, auch einigen Tabulis polyglottis verschiedener Sprachen und Zahlen vor Augen legt, sondern auch das Gebet des Herrn in 200 Sprachen und Mundarten mit derselben Charakteren und Lesung nach einer geographischen Ordnung mittheilet. Leipzig, 1748.

<sup>3)</sup> Hervás, Don Lorenzo de, *Vocabulario poliglotta con prolegomeni sopra più di CL Lingue*, Cesena 1786.

<sup>4)</sup> Hervás, Don Lorenzo de, *Saggio pratico delle Lingue con prolegomeni e una raccolta di orazioni Dominicali in più di trecento Lingue e Dialetti*, Cesena 1787.

<sup>5)</sup> Hervás, Don Lorenzo, *Catálogo de las Lenguas de las Naciones conocidas y numeracion, division y clases de estas segun la diversidad de sus Idiomas y Dialectos*. Madrid 1800.



stand. Es sind daher gerade in diesem Werke eine Fülle wertvoller historischer und linguistischer Angaben enthalten, wenngleich natürlich die sprachphilosophischen Grundanschauungen des Verfassers durchaus auf der biblischen Ueberlieferung beruhen und daher längst veraltet sind. Die nahen Beziehungen des Abate Hervás zur katholischen Mission und den Gründungen der Jesuiten in Südamerika machen es begreiflich, dass seine Angaben über das spanische Amerika reichhaltiger und besser sind, als über das englische Nordamerika. Aber auch hier ist der Fleiss und die Gewissenhaftigkeit anzuerkennen, mit der er bemüht ist, sich bis in die entlegenen Gebiete von Alaska und Grönland hinauf ausreichendes Material zu einer Klassifikation der dortigen Sprachen zu verschaffen.

Durch Lorenzo Hervás war dergestalt die vergleichende Linguistik aus dem Stadium einer blossen Kuriositätensammlung herausgehoben und auf eine weite weltumspannende Basis gestellt worden, wenngleich von einer wissenschaftlich genügenden Methode der Linguistik noch um so weniger die Rede sein konnte, als für die weitaus überwiegende Zahl der äusser-europäischen schriftlosen Sprachen keine Grammatiken, sondern nur mehr oder weniger dürftige Wörtersammlungen und Uebersetzungen des Vater-unser und allenfalls der für die katholische Katechisation notwendigen Gebete und Interrogatorien vorhanden waren. Dass unserm Autor aber eine richtige Einsicht in die Grundprinzipien linguistischer Forschung bereits vorschwebte, mögen ein paar seiner allgemeinen Ueberlegungen beweisen:

„In den Umständen und der Lage, in der sich das menschliche Geschlecht heute befindet, lassen sich die Menschen nach ihren Sitten und der grossen Verschiedenheit in den Einzelheiten ihrer äussern Erscheinung in „Völker“ (naciones) einteilen. Stets aber liessen sie sich, früher, jetzt und in der Zukunft, mit der grössten Klarheit und Genauigkeit in Völker scheiden auf der Grundlage der verschiedenen Sprachen, die sie reden. Der Sprachen haben sich daher zu allen Zeiten Gelehrte und Ungelehrte als des sichersten Mittels bedient, um die verschiedenen Stämme des Menschengeschlechtes zu unterscheiden. Die verschiedenen Sprachen bieten, wenn sie geschrieben werden, dem Leser zwei Merkmale ihrer Verschiedenheit dar, nämlich die einzelnen Wörter und dann das kunstreiche Gefüge der Grammatik, in dem sie sich zusammenordnen, um die Rede zu bilden. Und wenn sie geredet werden, zeigen sie noch ein *drittes* Merkmal, nämlich dasjenige der Aussprache oder des Wortakzentes, mit dem die Worte ausgesprochen werden. Jedes dieser drei Merkmale dient dazu, die Verschiedenheit der Stämme zu erkennen: diejenigen, welche alle drei Merkmale vereinigt erhalten haben, müssen als ursprüngliche betrachtet werden, d. h. als Stämme, die sich rein und selbständig erhalten haben und unveränderlich die charakteristischen Kennzeichen der Familien, von denen sie abstammen, forterhalten.“

Dass dem Padre Hervás aber auch der Umstand, dass einzelne Völker im Lauf ihrer Geschichte ihre ursprüngliche Sprache gegen eine fremde vertauscht haben, wohlbekannt war, geht aus folgender Äusserung hervor <sup>1)</sup>:

„Ein Volk gelangt dazu, sein eigenes Idiom aufzugeben, wenn es von einem andern nicht nur die Worte, sondern auch das grammatikalische Gefüge erhalten hat; aber in diesem Falle wird es immer viele Idiotismen seiner alten Sprache bewahren,

<sup>1)</sup> Hervás, D. Lorenzo, Catálogo de las Lenguas, I., S. 17.

an denen man erkennen kann, dass es nicht zu dem Stamme gehört, der ihm seine jetzige Sprache gegeben hat. Der Franzose, der vor alters keltisch redete, und der Spanier, der ursprünglich das Kantabrische oder Baskische redete, sprechen heute Sprachen, die Dialekte des Lateinischen sind. Wer sie aber aufmerksam analysiert und mit dem Keltischen oder dem Kantabrischen vergleicht, wird leicht bemerken, dass der Franzose in seiner Sprache nicht wenige keltische Idiotismen, der Spanier in seinem lateinischen Dialekt viele kantabrische Idiotismen braucht, dass ferner sowohl der Franzose wie der Spanier viele Worte aus ihren alten respektiven Sprachen bewahrt haben und dass je nach deren grammatikalischem Geiste diese Worte vielen lateinischen Worten die Endungen gegeben haben . . . .

„Wenn zufällig die kantabrische und die keltische Sprache ausgestorben wären und wir sie daher nicht mit den Sprachen vergleichen könnten, welche die Franzosen und die Spanier heute reden, so würden wir nichtsdestoweniger infolge der Verschiedenheit der Idiotismen den Schluss ziehen können, dass vor alters die Franzosen und die Spanier verschiedene Sprachen redeten . . . .

„Wenn in der Sprache eines Volkes sich Worte aus vielen verschiedenen Sprachen vorfinden, so kann dies die Folge eines intensiven Handels oder Verkehrs mit jenen fremden Nationen sein und gewöhnlich ist es die Folge davon, dass dieses Volk in verschiedenen Zeiten von vielen dieser Nationen unterworfen worden ist. Die persische Sprache wimmelt von hindostanischen, chaldäischen, griechischen, tatarischen und arabischen Worten und die Geschichte erzählt uns, dass in Persien fast beständig ein Zu- und Abströmen, ein Einziehen und Wiederabziehen und Kriege der hindostanischen, chaldäischen, griechischen, tatarischen und arabischen Nationen stattgefunden haben.“

„Jede Stammsprache besass ursprünglich ihre eigene und besondere Aussprache, die im wesentlichen in ihren Dialekten unveränderlich sich forterhält, wie dies deutlich und tatsächlich alle Stammsprachen und ihre Dialekte erkennen lassen. Die jeder Sprache eigentümliche Aussprache ist, wie oben gesagt wurde, das dritte auszeichnende Merkmal der Sprachen. Dieses Merkmal ist für die Frage der Stammeszugehörigkeit das am meisten charakteristische, da es nach meiner Ansicht bei ihnen unauslöschlich ist. Es kommt nicht selten vor, dass Leute von Talent in einer fremden Sprache so vollkommen *schreiben* lernen, wie die nationalen Litteraten jener Sprache, so dass sie sich in ihren Schriften in nichts von diesen unterscheiden. Aber sehr selten ist dies beim *Reden* fremder Sprachen der Fall, denn bei allen Völkern pflegen die Fremden leicht an ihrer Aussprache erkannt zu werden. Nach meiner Ansicht kann es als allgemein gültige Regel aufgestellt werden, dass alle Völker im wesentlichen stets die alte Aussprache ihrer entsprechenden Ursprachen beibehalten und dass dies nicht nur bei denen der Fall ist, welche die betreffenden Sprachen oder Dialekte derselben immer gesprochen haben, sondern auch bei denen, die ihre Ursprache aufgegeben haben und fremde Sprachen reden. So spricht der Franzose gegenwärtig seine fremde Sprache, d. h. einen lateinischen Dialekt, mit seiner alten Aussprache, d. h. der keltischen und der Spanier spricht seine fremde Sprache, also auch einen lateinischen Dialekt, mit seiner alten Aussprache, welche die kantabrische oder baskische ist. Nehmen wir an, dass ein Baske aus den Bergen, der keine andere Sprache als sein Baskisch reden konnte und ein Franzose ziemlich gut spanisch reden lernen: so wird der Spanier, der sie mit etwas unter sich verschiedener Aussprache sprechen hört, den Franzosen als Fremden erkennen und den Vizcayer für seinen Landsmann. Diesen wird er für seinen Landsmann halten, falls er weiss, dass die gutturale Aussprache der Silben *ja, je, ji* etc., welche der Vizcayer als Fremder aussprechen wird, fremden, d. h. arabischen und nicht spanischen Ursprungs ist.“

Diese Stellen mögen genügen, um den Sinn und Geist zu zeigen, in welchem der Catálogo de las Lenguas abgefasst ist. Trotz der wissen-

schaftlichen Hemmung, die ihm aus seiner Stellung als Priester durch die Gebundenheit an die kirchliche Lehre und durch seine scholastische Erziehung erwachsen musste, wirkt doch bei ihm die stete Anknüpfung an einen realen Untergrund gegenüber den vielfach bloss theoretisierenden und philosophierenden Spekulationen der Zeit der Aufklärungsphilosophie nicht weniger wohlthuend, als die Unparteilichkeit und Vorurteilslosigkeit, mit der dieser ausserordentliche Mann den Sprachen ganz entlegener Wildstämme ganz dieselbe Liebe und dasselbe Interesse entgegenbringt, wie den Sprachen der grossen Kulturnationen Südeuropas und Westasiens.

Bald nach dem Erscheinen des *Catálogo de las Lenguas* des Padre Hervás erschien auf deutschem Sprachgebiet ein ähnlich angelegtes, aber auf umfassenderes Material gestütztes linguistisches Sammelwerk unter dem Titel: „*Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde*“<sup>1)</sup> das von *Johann Christoph Adelung* begonnen und nach dessen Tode von Prof. Dr. *Johann Severin Vater* fortgesetzt und beendet wurde. Es enthält gegenüber den sprachlichen Werken des Lorenzo Hervás manche wichtige Bereicherung, namentlich auch hinsichtlich der allgemeinen Ausführungen über die einzelnen Sprachen und Sprachgruppen. Aber es ist doch für die damalige Sachlage bezeichnend, dass sehr viele der mitgeteilten Sprachproben, zu denen wieder das „*Vaterunser*“ verwendet wird, dem *Saggio pratico* des Hervás entnommen werden mussten. Einen prinzipiellen Fortschritt gegenüber Hervás bedeutet das grosse Adelung-Vater'sche Werk zwar kaum, aber der Fleiss und die Sorgfalt, mit der aus unzähligen Einzelwerken ein grosses linguistisches Material hier zusammengetragen und nach Möglichkeit kritisch verarbeitet ist, verdient auch heute noch unsere Anerkennung und Bewunderung.

Wir müssen mehrere Jahrzehnte überspringen, um wieder auf ein Werk zu stossen, das mit ähnlicher Unparteilichkeit, aber in noch weit vollkommenerer Weise, weil auf der soliden Grundlage einer vertieften sprachwissenschaftlichen Schulung aufbauend, die Sprachen aussereuropäischer, z. T. sogar schriftloser Völker zum Gegenstand einer weitausgreifenden Untersuchung machte. Dies ist die monumentale Untersuchung *Wilhelm von Humboldt's*<sup>2)</sup> über die Sprachen der malayo-polynesischen Völker, die nach dem Tode ihres Verfassers von seinem Bruder Alexander von Humboldt unter dem Titel „*Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java*“ herausgegeben wurde. In der grossen „*Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Ent-*

<sup>1)</sup> Adelung, J. Chr., *Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde mit dem Vaterunser als Sprachprobe in beinahe fünfhundert Sprachen und Dialekten*. I. Berlin 1806. II., III. (von J. S. Vater herausgegeben) Berlin 1809—1816.

<sup>2)</sup> Humboldt, Wilhelm von, *Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java, nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*, in: *Abhandlungen der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin*, Berlin 1836—1839.



wicklung des Menschengeschlechtes“ entwickelt W. von Humboldt seine allgemeinen sprachphilosophischen Anschauungen in einer so grossartigen Weise, dass diese auch heute noch lesenswerte Abhandlung gegenüber den Ausführungen des Padre Hervás einen ungeheuren Fortschritt bedeutet. Allerdings beruht dieser auch zu einem namhaften Teil darauf, dass eben zu von Humboldt's Zeit das allgemeine sprachliche Wissen einen gewaltigen stofflichen Zuwachs und, hauptsächlich infolge des mittlerweile erwachten Interesses an *indologischen* Studien, auch eine wissenschaftliche Vertiefung erfahren hatte. In dieser Hinsicht ist nicht nur die „Einleitung“, sondern auch die Bemerkung über das Verhältnis bloss lexikalischer und grammatikalischer Sprachvergleichung bezeichnend, die W. von Humboldt seiner speziellen Behandlung der polynesischen Idiome vorausschickt. Wir lesen da <sup>1)</sup>:

„Bisher hat man für die hier in Rede stehenden Sprachen grösstenteils nur die Vergleichung von Wörterverzeichnissen angewendet. Obgleich diese Methode allein nicht ausreichen kann, so ist sie keineswegs zu tadeln. Man muss nur die Wörter zur Vergleichung gehörig vorbereiten, und sie nach ihrem richtigen Laut und ihrer scharf aufgefassten Bedeutung zusammenstellen. Man muss aus dem Mangel auffallender Aehnlichkeit nicht gleich auf Verschiedenheit der Sprachen schliessen, da tiefere Untersuchung oft Einerleiheit in, dem ersten Anblick nach auffallend abweichenden Lauten entdeckt, und muss aus der sich findenden Gleichheit vieler Wörter nicht gleich weitere Schlüsse ziehen, als sie zu machen berechtigt. Unmittelbar nämlich beweist sie nichts, als dass Wörter aus der einen Sprache in die andere übergegangen sind, was bei gar nicht verwandten Sprachen der Fall sein kann . . .“

„Die Untersuchung des grammatischen Baues führt tiefer in die Natur der Sprache, und die Gleichheit konkreter grammatischer Formen ist der sicherste und unwiderleglichste Beweis der Stammverwandtschaft, da alsdann Einerleiheit des Materials und Gebrauchs, folglich der gesamten Sprachbehandlung zusammentrifft. Dagegen ist das bloss Dasein, oder der Mangel dieser oder jener grammatischen Form in einer Sprache kaum mehr als ein Anstoss, bestimmteren Verwandtschaftsspuren nachzuforschen. Ueberhaupt ist die Frage, ob die Untersuchung der Grammatik oder des Wörternvorrats wichtiger für das Erkennen der Verwandtschaft sei? durchaus unrichtig gestellt. Es ist weder das Eine noch das Andere abgesondert, die ganze Sprache ist es, die aus beiden besteht. Ohne die, der Sprache erst Individualität gebenden Laute, ist der bloss grammatische Bau ein ideales Gewebe, in dem auch sehr verschiedene Sprachen einander gleich sehen können. Durch genaue Kenntnis der Grammatik wird aber der Wörternvorrat erst verständlich. Das Eine kann und darf nicht vom Andern getrennt werden. Nur so viel ist gewiss, dass selbst die einseitige grammatische Einsicht richtiger, als die bloss Wörterkenntnis, zum Ziele führt, und dass der Mangel derselben zu gefährlichen Irrtümern verleiten kann.“

Ausgehend von der *Kawi*-Sprache, die, reichlich mit indischen Elementen durchsetzt, auf Bali die Rolle einer heiligen Sprache spielt, auf Java und Madura das Idiom der Dichtungen aus der ältesten Sagenzeit und des grossen Heldengedichtes Brata-Joeda war, geht W. von Humboldt dazu über, auf Grund der Materialien, die ihm über verschiedene malayopolynesischen Sprachen zu Gebote standen, eine vergleichende Grammatik dieses Sprachstammes zu entwerfen. Grundlage und Durchführung sind

---

<sup>1)</sup> Humboldt, W. von, Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java, 3. Band, S. 431 und 432.



von solcher Grossartigkeit, dass man ohne Uebertreibung sagen kann das Humboldt's Werk über die Kawi-Sprache nicht nur alles weit hinter sich lässt, was bis zu jener Zeit an vergleichend linguistischen Untersuchungen vorhanden war, sondern dass dieses gewaltige Werk den Beginn der neuern Sprachwissenschaft markiert, trotzdem es eine entlegene und damals ausser dem gewöhnlichen Bereich der zu jener Zeit gewöhnlich betriebenen Sprachstudien liegende Sprachfamilie behandelt.

In seiner „Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues“ spricht W. von Humboldt auch bereits von „ethnographischen und linguistischen Untersuchungen“ und brauchte somit als einer der Ersten den Ausdruck „ethnographisch“ in einem Sinne, der seine spätere Umgrenzung wenigstens andeutete. Allerdings tauchen die Bezeichnungen „Ethnographie“ und „Ethnologie“ schon früher, schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts, gelegentlich in der Litteratur auf. Aber ihre Fassung war noch willkürlich und ihre Abgrenzung gegen die „Geographie“, „Anthropologie“ und „Psychologie“ noch nicht konsequent durchgeführt. Obwohl beiden Ausdrücken das griechische *ἔθνος* in seiner allgemeinen Bedeutung von „Volk“, „Stamm“ zu Grunde lag, so klang und klingt bei einigen Schriftstellern auch heute noch, die engere Auffassung des Neuen Testaments nach, in welchem „ethnisch“ gelegentlich als gleichbedeutend mit „heidnisch“ im Gegensatz zu Christen und Juden gebraucht wird, eine Beschränkung, die auch bei Diogenes Laërtius wiederkehrt und sich durch das Mittelalter forterhielt. Eine ähnliche Neigung besteht auch heute noch, indem manche Ethnologen als spezifisches Studienobjekt ihrer Disziplin die „Naturvölker“ angesehen wissen wollen, während sie die „ethnographischen“ und „ethnologischen“ Erscheinungen bei den „Kulturvölkern“ der „Geschichte“, „Kulturgeschichte“, dem „Folk-lore“ usw. zuweisen.

---

## Sechstes Kapitel.

### Weitere Entwicklung der Rassensystematik.

### Anfänge und Entwicklung der Urgeschichte.

Mit der Erwähnung von W. von Humboldt's „Kawi-Sprache“ haben wir bereits eine spätere Phase in der Entwicklung der „Völkerkunde“ berührt. Sehen wir uns daher danach um, was seit dem Erscheinen der 3. Auflage von Blumenbach's Untersuchung „De generis humani varietate nativa“ bis auf Humboldt's „Kawi-Sprache“ auf dem Gebiete der *Rassenlehre* geleistet worden war, so fällt hier schon in methodischer Beziehung in Betracht, dass mittlerweile ein neues Moment, nämlich der schon im

18. Jahrhundert von dem holländischen Arzt *Petrus Camper*<sup>1)</sup>, Professor in Groningen, aufgestellt und nach ihm benannte „*Camper'sche Gesichtswinkel*“ in dieselbe eingeführt worden war. Camper hatte sich schon in jungen Jahren eifrig mit den bildenden Künsten und der Lektüre kunstwissenschaftlicher Werke beschäftigt und war dadurch darauf geführt worden, auf die Unterschiede in der menschlichen Kopf- und Gesichtsbildung zu achten und den Gesetzen des Schönen in der menschlichen Gesichtsbildung nachzuspüren. „Als ich achtzehn Jahre alt war“, erzählt Camper selbst, „liess mich mein Lehrer Herr Carl de Moor der Jüngere, dessen Gewogenheit gegen mich ich allen meinen Fortschritt in der Malerkunst verdanke, ein schönes Stück von van de Tempel kopieren, worin ein Mohr vorkam, welcher mir gar nicht gefiel. Er war ein Mohr durch die Farbe, aber ein Europäer an Gestalt. Ich konnte mir selbst kein Genüge schaffen; und da ich weder deutlichen Unterricht, noch Aufschluss in diesem Stücke erhielt, so musste ich es endlich aufgeben. Als ich die Kupfer nach Guido Reni, Carlo Marat, Seb. Ricci und P. P. Rubens mit Aufmerksamkeit betrachtete, fand ich, dass sie in ihren Gemälden von den Weisen aus Morgenland ebenso, wie van de Tempel, schwarze Menschen, aber keine Mohren, gemalt hatten. Der berühmte und grosse Kupferstecher Visscher allein schien mir der Natur getreu gefolgt zu sein und einen Mohren gut abgebildet zu haben.“

Derartige Ueberlegungen waren es also, die Petrus Camper veranlassten, die charakteristischen Züge der Kopf- und Gesichtsbildung bei Menschen und Tieren aufzusuchen und ein Verfahren ausfindig zu machen, um diese charakteristischen Züge graphisch zum Ausdruck zu bringen. Er begann daher, nicht bloss Köpfe von Menschen und Tieren miteinander zu vergleichen, sondern legte auch eine Sammlung von menschlichen Schädeln verschiedener Rassen an, deren Vergleichung ihn nun zur „Darstellung einer neuen Art, allerlei Menschenköpfe mit Sicherheit zu zeichnen“ führte<sup>2)</sup>:

„Als ich zu dem Negerkopfe den Kopf eines Kalmucken erhielt, diese beiden mit einem Europäischen verglich, und einen Affenkopf daneben stellte, sah ich, dass eine von der Stirn zur Oberlippe gezogene Linie den Unterschied zwischen den Gesichtern dieser Nationen angab und die Uebereinkunft des Negers mit dem Affen deutlich machte. Ich reihete einige dieser Gesichter auf eine Horizontallinie und zog die Gesichtslinie unter verschiedene Winkeln dazu. Liess ich nun die Gesichtslinie vorwärts herüberfallen, so erhielt ich ein antikes Gesicht; liess ich sie hinterwärts fallen, ein Negergesicht; neigte sie sich noch mehr zurück, so gab diese Linie einen Affen, einen Hund, eine Schnepfe. Hieraus erhellt also die erste Grundlage dieses Lehrgebäudes.“

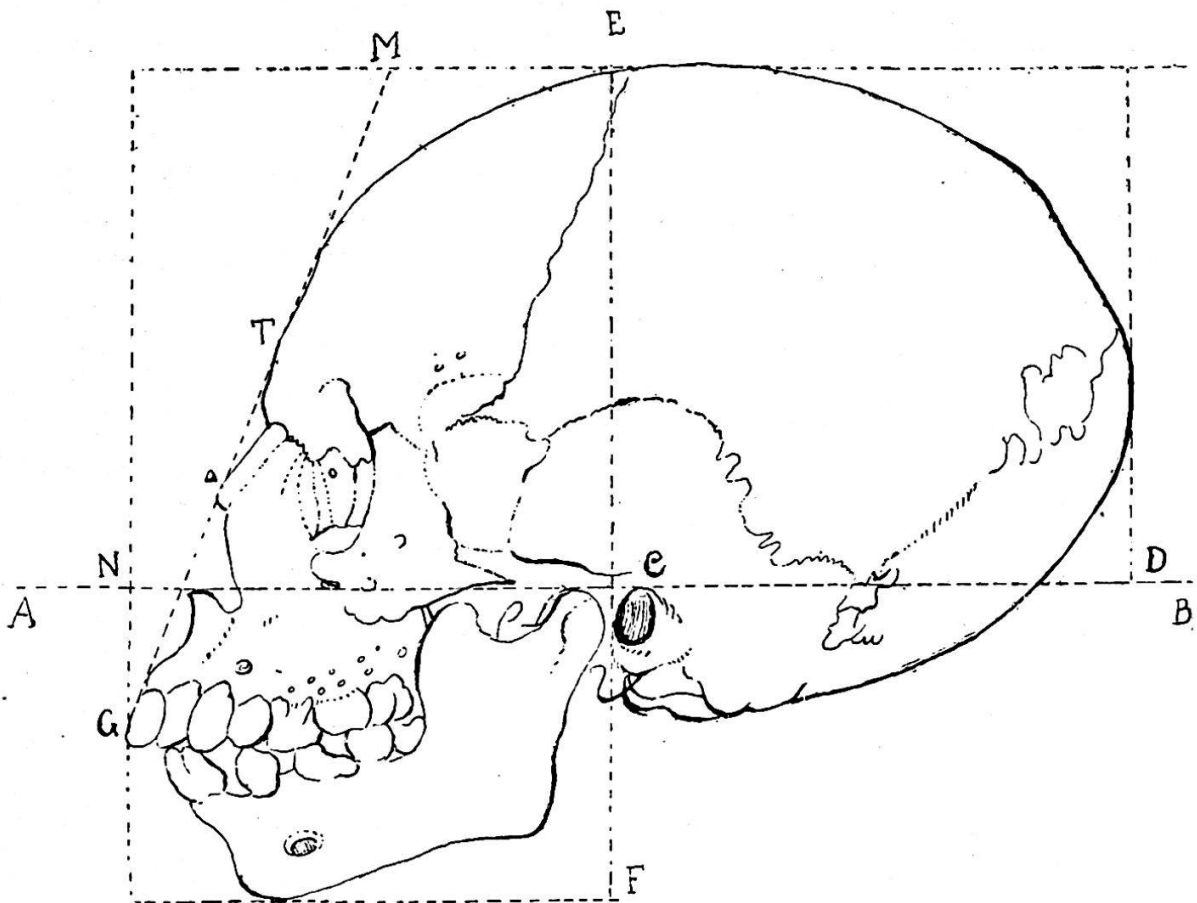
1) Camper, Peter, Ueber den natürlichen Unterschied der Gesichtszüge im Menschen verschiedener Gegenden und verschiedenen Alters; über das Schöne antiker Bildsäulen und geschnittener Steine; nebst Darstellung einer neuen Art, allerlei Menschenköpfe mit Sicherheit zu zeichnen. Nach des Verfassers Tode herausgegeben von seinem Sohne Adrian Gilles Camper. Uebersetzt von S. Th. Sömmering. Berlin 1792.

2) Camper, ebenda, S. 17 und 18.

Dieses „Lehrgebäude“ basiert also in erster Linie auf der vergleichenden Betrachtung der Köpfe in der *Profilansicht*. Um diese genau und für alle Köpfe einheitlich durchführen zu können, konstruierte sich Camper ein besonderes Instrument, das als der Vorläufer der heutigen in der messenden Anthropologie gebräuchlichen „Schädelträger“ oder Craniophore zu betrachten ist. Leider bildet es Camper nicht ab, sondern beschreibt bloss das Instrument selbst und seine Anwendung in folgenden Worten:

„Ich zog nämlich eine Horizontallinie längs dem untersten Teile der Nase N und dem Gehörgange C, und ordnete alle vier Schädel<sup>2)</sup> auf die verlängerte Linie AB so genau als möglich, indem ich vorzüglich die Richtung des Wangenbeines im Auge behielt.

„Um die wahre Gestalt und die wechselseitige körperliche Beziehung der Teile auf einander genau zu bestimmen, brauchte ich einen wechselnden Augenpunkt, so dass meine Augenlinie allemal in einem rechten Winkel auf den Mittelpunkt des Gegenstandes fiel, gerade wie es Baumeister mit Hintansetzung der Regeln der Perspektive, welche den Teilen jederzeit eine Ungestalttheit gibt, folglich sie nicht an ihre wahre Stelle bringt, zu tun gewohnt sind: deshalb habe ich auch beständig nur mit einem Auge gesehen.



„Zu mehrerer Bequemlichkeit machte ich mir ein kleines Werkzeug, welches jedoch gross genug war, um den grössten Schädel darauf zu stellen. Es besteht aus einem horizontalen, viereckigen, rechtwinkligen Brett oder Täfelchen, auf dessen Mitte ein viereckiges, rechtwinkliges Rähmchen aufgerichtet ist. Dieses besteht aus kleinen

<sup>1)</sup> Die „vier Schädel“ sind: zwei Affenspezies, ein Neger und ein Kalmücke.

Latten, welche mit gleich weit entfernten Löcherchen durchbohrt sind, dass man nach Gefallen lotrechte und horizontale Fäden durchziehen kann.

„Die vordere Seite<sup>1)</sup> des viereckigen Bretts ist mit messingenen Stiftchen ebenso wie das oberste Lättchen des Rähmchens abgeteilt, um von dort aus schräg niederwärts gleiche Fäden zu spannen und den wahren Punkt auf dem Brettchen finden zu können, indem man nämlich das Auge so richtet, dass der schräge Faden mit dem senkrechten in Eins zusammentrifft.

„Wenn ich nun das Täfelchen so hoch vor mich hingestellt hatte, dass die Höhe meines Auges mit der horizontalen Linie AB übereinkam, so stellte ich einen Schädel nach dem andern auf das Täfelchen, hinter die Fäden des beschriebenen Rähmchens. Mittelt einer solchen Spannung der Horizontalfäden, dass sie die vornehmsten Teile gleichsam abschnitten, und mittelst der senkrechten, erhielt ich alle nötigen Schneidepunkte, um mit Sicherheit zu zeichnen.

„Auf diese Art fand ich in allen Figuren die Linien ND und EF, welche sich in C oder der vordern Seite des Hörgangs schnitten, so wie auch Berührungspunkte dem Hinterhaupt D gegenüber, wodurch sich die Grösse oder das Verhältnis von MC zu CD ergibt, welches in der Folge von vielem Nutzen und grossem Gewichte sein wird, weil der Punkt C im Menschen gemeiniglich in die Schwerlinie des ganzen Körpers EF, folglich in den Mittelpunkt der Bewegung des Kopfes fällt, oder in die Stelle der Zusammenlenkung der Gelenkknöpfe des Grundbeins mit dem ersten Halswirbel . . . .

„Ferner, da ich durch den Schluss der Zähne den Mund in G bestimmte, konnte ich von G längs des Nasenbeins  $\triangle$  und der Stirne T eine schräge Linie GM ziehen, welche, ihres grossen Nutzens wegen zur Bestimmung der besondern Gesichter, mit Recht „Gesichtslinie“ (Linea facialis) genannt werden kann.“

Zur Illustration des „Camper’schen Gesichtswinkels“ möge hier von den vier auf seine Horizontallinie AB eingestellten Schädeln (Fig. 1: geschwänzter Affe unbestimmter Spezies; Fig. 2: Orang Utang; Fig. 3: Negerknabe, im Zahnwechsel begriffen; Fig. 4: Europäer) einzig die nach der Originalzeichnung durchgepauste Fig. 3 „Schädel eines jungen Negers“ wiedergegeben werden. Sämtliche in dem Textzitat aus Camper nicht erwähnte Linien und Schnittpunktsbezeichnungen sind dabei weggelassen, da sie für das Verständnis des Zitates nicht notwendig sind und nur verwirrend wirken würden. Die bei Camper allen vier Figuren gemeinsame Grundlinie AB kommt in unserer Zeichnung natürlich nur in einem kurzen Stück zur Darstellung. Camper bemerkt zu dieser Zeichnung „Die Gesichtslinie MG macht mit der Horizontallinie ND einen Winkel von 70 Graden.“

Dies also Camper’s eigene Schilderung seines Verfahrens zur Bestimmung des nach ihm benannten „Gesichtslinienwinkels“. Seine Messungen ergaben ihm, dass dieser Winkel „in der Natur eine äusserste Grösse und eine äusserste Kleinheit (ein Maximum und ein Minimum) von 70 bis zu 80 Graden hat; alles was darüber läuft, ist nach Kunstregeln gemacht und alles, was sich unter 70 Grad neigt, gibt eine Aehnlichkeit mit Affen“.

Die einfache Ueberlegung, wie das Experiment und Camper’s eigene Zeichnungen, zeigen in gleicher Weise, dass der Camper’sche Gesichtswinkel nicht unmittelbar am Schädel selbst gemessen werden kann, da der

<sup>1)</sup> d. h. die dem Beobachter zugewendete Seite.



Schnittpunkt der von Camper gewählten „Horizontallinie“ mit der „Gesichtslinie“ nicht auf einen festen Punkt am Schädel, sondern in die Luft fällt, also ein virtueller Punkt ist. Es scheint, dass einzelne der spätern Autoren sich nicht die Mühe nahmen, Camper's Beschreibung seines Verfahrens nachzulesen, sondern sich damit begnügten, seine Zeichnungen zu betrachten und auf diese ihre Diskussion über den Wert oder Unwert des Camper'schen Gesichtswinkels zu stützen. Und so ist denn sein Schicksal in der weiteren Entwicklung der Rassenlehre ein verschiedenes gewesen. Der vielbelesene Blumenbach<sup>1)</sup>, der ihn bereits kannte, verwirft ihn durchaus, da 1. „diese ganze Gesichtslinie höchstens nur auf diejenigen Varietäten des Menschengeschlechts anwendbar sei, welche in der Richtung der Kinnladen von einander abweichen, keineswegs aber auf jene, welche auf ganz entgegengesetzte Weise sich vielmehr durch ein in die Breite gezogenes Gesicht auszeichnen.“ 2. Zeigen Schädel ganz verschiedener Völker zuweilen ganz dieselbe Richtung der Gesichtslinie, während umgekehrt an Schädeln eines und desselben Volkes, die in andern Merkmalen miteinander übereinstimmen, doch die Gesichtslinie sehr verschieden sein kann. „So habe ich“, sagt Blumenbach, „z.B. indem ich dieses schreibe, zwei Schädel vor mir, den eines Negers aus Kongo und eines Litthauers; an beiden ist die Gesichtslinie fast eine und dieselbe; und der Habitus doch äusserst verschieden, wenn man den engen und fast schifförmigen Kopf des Negers mit dem viereckigen des Litthauers vergleicht. Dagegen aber habe ich zwei andere Schädel von Negern bei der Hand, die im Profil erstaunlich von einander abweichen und beide bezeugen, wenn man sie von vorne betrachtet, durch die enge, fast zusammengedrückte Hirnschale, höckerige Stirn usw. offenbar ihren Negerursprung.“ 3. Bedient sich nach Blumenbach's auf Camper's Abbildungen gestützter Ansicht, Camper selbst „seiner beiden Normallinien so willkürlich und unbeständig, variiert so oft mit den fixierten Punkten, nach welchen er jene Linien richtet und von welchen alle ihre Wirkung und Richtigkeit abhängt, dass er hierdurch selbst stillschweigend eingesteht, er sei über ihren Gebrauch ungewiss und zweifelhaft.“

*Georges Cuvier*<sup>2)</sup>, der Begründer der beiden so wichtigen Wissenschaften der vergleichenden Anatomie und der Paläontologie der Wirbeltiere, hatte die alte Linné'sche Klassifikation der Säugetiere durch eine andere ersetzt, in der die alte Ordnung der Primaten Linné's aufgelöst und die Gattungen „Homo“ und „Simia“ zu zwei gleichberechtigten Ordnungen erhoben wurden. Aus Linné's Gattung Homo bildet Cuvier die monotypische Ordnung der Bimana oder „Zweihänder“, während er die alte Gattung Simia in verschiedene Gattungen auflöst und mit den Vertretern

<sup>1)</sup> Blumenbach, J. Fr., Ueber die natürlichen Verschiedenheiten im Menschengeschlechte, S. 145—147.

<sup>2)</sup> Cuvier, Georges. Le Règne animal, distribué d'après son organisation, pour servir de base à l'histoire naturelle des animaux et d'introduction à l'anatomie comparée, Paris 1817.

der Linné'schen Gattung Lemur zu der Ordnung der Quadrumana oder „Vierhänder“ zusammenfasst.

Den Menschen betrachtet Cuvier als eine einzige zoologische Spezies, „da alle Individuen sich ohne Unterschied mit einander vermischen und fruchtbare Nachkommen liefern können“. Dagegen beobachtet man am Menschen „gewisse vererbare Bildungen (certaines conformations héréditaires) die das ausmachen, was man als „Rassen“ (races) bezeichnet.“

In der Schilderung dieser „Rassen“ nimmt Cuvier einen Standpunkt ein, der sich prinzipiell nicht wesentlich über denjenigen Linné's erhebt und der von der ersten Auflage des „Règne animal vom Jahre 1817 bis zur letzten, noch von Cuvier selbst besorgten vom Jahre 1829, keinerlei Fortschritt aufweist. Cuvier unterscheidet drei Rassen, wobei allerdings gesagt werden muss, dass er seine Einteilung ausdrücklich nur auf die Erdteile Europa, Asien und Afrika beschränkt wissen will, da er die Nachrichten über die Völker Amerikas, Australiens und Polynesiens für noch zu fragmentarisch hält, um die Rassenzugehörigkeit dieser Völker schon bestimmen zu können. Ebenso scheint ihm die Stellung der Lappen, Samojeden und Eskimos noch unbestimmbar zu sein.

Die erste der drei Rassen Cuvier's ist die „weisse“ oder „kaukasische“. „Sie zeichnet sich durch die Schönheit des von ihrem Kopfe gebildeten Ovals aus; auch ist sie diejenige, aus der die zivilisiertesten Völker hervorgegangen sind, diejenigen, welche im allgemeinen die andern beherrscht haben. Sie variiert durch die Farbe der Haut und der Haare.“

Die zweite Rasse ist die „gelbe“ oder „mongolische“.

„Die mongolische Rasse ist erkennbar an ihren vortretenden Oberbacken (pommettes), an ihrem flachen Gesicht, den schmalen und schiefstehenden Augen, ihren graden und schwarzen Haaren, ihrem dünnen Bart und ihrer olivenbraunen Hautfarbe. Sie hat grosse Reiche in China und Japan gegründet und zuweilen ihre Eroberungen bis herwärts von der Grossen Wüste ausgedehnt, aber ihre Zivilisation ist immer stationär geblieben.“

Die dritte Rasse ist die „schwarze“ (nègre) oder „äthiopische“. „Die schwarze Rasse ist auf die Gegenden südlich vom Atlas beschränkt: ihre Hautfarbe ist schwarz, ihre Haare kraus, ihr Schädel zusammengedrückt und die Nase breitgedrückt; ihr vorspringendes Maul und ihre dicken Lippen nähern sie deutlich den Affen: die Völkerschaften, welche sie zusammensetzen, sind immer Barbaren geblieben.“

Die weitere Einteilung dieser drei Rassen in „Zweige“ (rameaux) gewinnt Cuvier nach linguistischen Gesichtspunkten. So teilt er die „kaukasische“ Rasse in einen „aramäischen“ oder „syrischen“ Zweig. Zu diesem gehören die Assyrier, Chaldäer, Araber, Phönizier, Juden, Abessinier, wahrscheinlich auch die Aegypter. Innerhalb dieses, stets zum Mystizismus neigenden Zweiges sind die verbreitetsten Religionen entstanden.

Der „indische“, „germanische“ und „pelasgische“ Zweig umfasst das Sanskrit, die heilige Sprache der Inder und die Stammsprache der Mehrzahl der Sprachen Indiens, das Alt-pelasgische, die gemeinsame Muttersprache des Griechischen, Lateinischen, vieler ausgestorbener Sprachen, aller südeuropäischen Sprachen, dann des Gotischen oder „Deutschen“ (tudesque), aus dem die Sprachen des europäischen Nordens und Nordwestens hervorgegangen sind: Deutsch, Holländisch, Englisch, Dänisch, Schwedisch und ihre Dialekte; endlich das „Slavonische“ (langue esclavonne) die Muttersprache der Idiome des europäischen Nordostens: des Russischen, Polnischen, Böhmisches und Wendischen. Innerhalb dieses „grossen und ehrwürdigen“ (grand et respectable) Zweiges der kaukasischen Rasse haben die Philosophie, die Wissenschaften und Künste, deren Hüterin sie seit dreissig Jahrhunderten war, ihren Ursprung genommen. In Europa waren diesem Zweig die Kelten, die von Norden kamen und die Cantabrer, die von Afrika nach Spanien übersetzten, vorausgegangen. Ihm gehören auch die alten Perser, die mit den Indiern einerlei Ursprung hatten, und ihre Nachkommen an.

Zum „skythischen“ oder „tatarischen“ Zweige der kaukasischen Rasse gehörten die Skythen und die Parther, von neuern Völkern die Türken, Finnländer und Ungarn, die tatarischen Stämme im Norden und Osten des Kaspischen Meeres an.

Als „Zweige“ der „mongolischen“ Rasse, deren Verbreitungsgebiet im Osten des tatarischen Zweiges der kaukasischen Rasse beginnt, erwähnt Cuvier die Kalmücken, die Kalkas, die Chinesen, die Mandschu, die Japaner und Koreaner, ferner „fast alle Horden in Nordost-Sibirien“ und vielleicht auch die Ureinwohner der Marianen, Carolinen und der diesen benachbarten Inselgruppen. Die Malayen des Südens der malayischen Halbinsel und der Sunda-Inseln, sowie der zahllosen kleinen Südsee-Inseln hält Cuvier für näher mit den Indiern als mit den Mongolen verwandt, während er die Stellung der Stämme „mit schwarzer Hautfarbe und mit Negergesicht“ im Innern einiger der grossen Inseln, diejenige der Papuas, der Bewohner von Neu-Holland und von Van Diemensland zu den afrikanischen Negern für noch unsicher ansieht.

In den Zeitraum zwischen der ersten und letzten Auflage von Cuvier's „Règne animal“ fällt das Erscheinen des Werkes von J. J. Virey <sup>1)</sup>, eines französischen Arztes: „Histoire naturelle du genre humain“, eines umfassenden Werkes, in dem der Mensch auf der Grundlage der damals vorhandenen anatomischen, anthropologischen und ethnologischen Kenntnisse nach allen seinen physischen und psychischen Seiten hin behandelt wird. Bezüglich der Rassenfrage ist es bemerkenswert, dass Virey nicht bloss verschiedene *Rassen*, sondern sogar zwei verschiedene *Spezies*, zu deren

<sup>1)</sup> Virey, J. J. Histoire naturelle du genre humain, nouvelle édition augmentée et entièrement refondue, 3 Bde. Paris 1824. — Die erste Auflage war im Jahre 1801 erschienen.

Unterscheidung er neben andern Merkmalen nun auch den Camper'schen Gesichtswinkel einführt, den Blumenbach als Rassenmerkmal energisch abgelehnt, Cuvier überhaupt nicht erwähnt hatte. Diese beiden Spezies charakterisiert Virey<sup>1)</sup> in folgender Weise:

„I. Die *erste* Spezies hat als körperliche Merkmale eine weisse oder bloss olivengelbe oder bronzebraune, niemals aber schwarze Hautfarbe, gerade oder lange Haare, einen Gesichtswinkel, der sich bis auf 85 oder 90 Grad öffnet, eine sehr gerade Statur; sie besitzt geschriebene Gesetze; ihre geistigen Merkmale sind eine entwickeltere Intelligenz, als alle andern Rassen sie haben, eine mehr oder weniger vollkommene Civilisation, eine Geschicklichkeit und eine Industrie, die diejenigen der andern Rassen übertreffen, und gewöhnlich Mut und Liebe zum Ruhm. Diese Art zerfällt in 4 Hauptzweige, die in 7 Stämme eingeteilt werden können. Der malayische Stamm hat schon etwas vom Negertypus an sich.“

II. Die *zweite* menschliche Art unterscheidet sich von der vorerwähnten durch eine kastanienbraune oder schwarze Hautfarbe, die nie weiss oder bronzefarbig ist, ausser bei gewissen Krankheiten, durch schwarze, mehr oder weniger wollige Haare, die immer sehr kraus oder kurz sind, durch aufgeworfene Lippen, und einen Gesichtswinkel von 75 bis höchstens 85 Grad; durch eine etwas geneigte Körperhaltung, ein nachlässiges und wie müdes Aussehen, durch etwas nach aussen vortretende Kniee und für gewöhnlich durch Nacktheit. In geistiger Hinsicht ist diese Art durch eine beschränkte Intelligenz, eine stets unvollkommene Civilisation; durch weniger wahren Mut, Kunstfertigkeit und Geschicklichkeit, als die andere Art charakterisiert; auch neigt sie stärker zu den Freuden der Sinne als zu moralischen Empfindungen und nähert sich mehr dem Tiere. Man kann in ihr zwei Rassen unterscheiden, von denen jede in 2 Familien zerfällt.

Von diesen zwei „Arten“ des Menschengeschlechtes, ihren „Rassen“ und „Familien“, die er noch weiter einlässlich schildert und durch einige schlechte Abbildungen illustriert, gibt Virey folgende Zusammenstellung:

Das Menschengeschlecht	Erste Art Gesichtswinkel von 85 Graden	1. Weisse Rasse:	{ arabisch-indische Familie keltische und kaukasische
		2. Gelbe Rasse:	{ chinesische kalmückisch-mongolische lappisch-ostiakische
		3. Kupferfarbige Rasse:	amerikanische oder caraibische
		4. Dunkelbraune Rasse:	malayische oder polynesische
	Zweite Art Gesichtswinkel von 75 bis 80 Graden	5. Schwarze Rasse:	{ Kaffern Neger
		6. Schwärzliche Rasse:	{ Hottentotten Papuas

Bei weitem das wichtigste und vom nachhaltigsten Einfluss begleitete Werk dieser ältern Zeit waren die „Untersuchungen über die Naturgeschichte des Menschengeschlechtes“ des englischen Arztes *James Cowles Prichard*<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Virey, J. J., *Histoire naturelle du genre humain*, I. S. 437 ff.

<sup>2)</sup> Prichard, James Cowles, *Researches into the Physical History of Mankind*, 4. Aufl., London 1841—1851.



Er widmete sie dem ihm befreundeten Blumenbach, dessen kleinem Werk er, wie er selbst gesteht, die wichtigste Förderung zu verdanken hatte. Den Ausgangspunkt zu Prichard's späterem Werk bildet seine Dissertation vom Jahre 1808, die er im Jahre 1813 erweiterte und in eine neue Form brachte. Auch diese blieb aber nicht die endgültige, sondern die spätern Auflagen des Werkes wurden nach Massgabe des mittlerweile gewonnenen Zuwachses an anthropologischen und ethnographischen Kenntnissen stetig umgearbeitet und erweitert, so dass die letzte (vierte) Auflage endlich ein Werk von fünf stattlichen Bänden ausmachte.

Was Prichard's „Researches“ von vornherein von allen ihren Vorgängern aufs Vorteilhafteste unterscheidet, ist das Bestreben des Verfassers, seine Untersuchung auf die allerbreiteste Grundlage zu stellen und zunächst einige Vorfragen allgemeiner und die gesamte Welt der Organismen betreffender Art zu lösen, bevor er daran ging, die Antwort auf diese Vorfragen auch auf das Menschengeschlecht anzuwenden und daran nachzuprüfen. Er tut dies in einer so gründlichen Weise, dass seine Ausführungen auch heute noch, wo doch unter dem Einflusse der Lehren Darwins und der Deszendenztheorie so manches in unsern Ansichten über den Menschen anders geworden ist, sehr lesenswert sind. Etwas befremdend wirkt auf den kontinentalen Leser allerdings der Eifer, mit dem Prichard bemüht ist, sich in der Frage nach dem Alter des Menschengeschlechtes auch mit der biblischen Schöpfungssage auseinander zu setzen. Erfreulicherweise trägt aber sein wissenschaftlicher Sinn letzten Endes den Sieg über die Bibelgläubigkeit davon und er tröstet sich mit der Feststellung, dass die biblische Chronologie sich nur bis zur Erbauung des Tempels oder wenigstens bis zur Trennung der Stämme zurückverfolgen lässt: „Ueber dieses Ereignis zurück können wir nie wissen, wie viele Jahrhunderte oder sogar wie viele Jahrtausende wahrscheinlich verstrichen sind, seit der erste aus Erde geformte Mensch das Ebenbild Gottes wurde und den Hauch des Lebens empfing.“<sup>1)</sup>

Nachdem Prichard die Unzulänglichkeit aller historischen Dokumente für die Aufhellung der Urgeschichte der Menschheit dargetan, kommt er zum Schluss, dass anthropologische Fragen sich überhaupt nur auf dem Wege umfassender naturwissenschaftlicher Forschung lösen lassen und zwar sind die beiden hierbei zunächst in Betracht fallenden Vorfragen die folgenden:

1. „Ob es in der organischen Welt ein durchgehendes Gesetz der Natur war, in jeder einzelnen Spezies einen einzigen Stamm oder Familie hervorzubringen, oder aber dieselben Arten an verschiedenen Orten ins Leben zu rufen und sie, und zwar unabhängig von irgendwelchen zentralen Punkten, allgemein über die Erde hin zu verbreiten: in andern Worten, ob alle organischen Wesen jeder einzelnen Art auf einen gemeinsamen Ursprung zurückgeführt werden können?

<sup>1)</sup> Prichard, James Cowles, Researches into the Physical History of Mankind, 4 Ed., vol. 5, S. 570.

2. Ob alle menschlichen Rassen zu einer einzigen Art gehören? ob, in andern Worten, die körperlichen Unterschiede, welche verschiedene Stämme unterscheiden lassen, derart sind, dass sie aus der Variation eines einzigen Urtypus entstanden sein können, oder ob sie als konstante und daher spezifische Merkmale betrachtet werden müssen?“

Die erste Frage sucht Prichard nun an der Hand der Daten zu lösen, welche ihm die geographische Verbreitung der Pflanzen und Tiere, soweit sie zu seiner Zeit bekannt war, an die Hand gab. Er kommt dabei zu dem Wahrscheinlichkeitsschlusse, dass in der Tat jede Pflanzen- und Tierfamilie *einen einzigen* Ursprungsherd besass, von welchem aus sie sich nach Massgabe ihrer Organisation und äusserer Gelegenheitsursachen auf weitere Gebiete verbreitete. Die Frage nach der Arteinheit oder Artvielfalt des Menschengeschlechtes löst Prichard dahin, dass es in der Tat nur *eine einzige zoologische Spezies „Mensch“* gebe. Er baut diesen Schluss, mit dem er sich bewusst in Widerspruch mit einzelnen seiner Vorgänger, wie Virey, Bory de Saint Vincent u. a. setzt, auf einer umfassenden Vergleichung aller ihm zugänglichen körperlichen und psychischen Merkmale der einzelnen Rassen auf. Bei der Diskussion der verschiedenen Typen der menschlichen Schädel weist auch Prichard, wie schon vor ihm Blumenbach, den Camper'schen Gesichtswinkel als anthropologisches Kriterium energisch zurück, da derselbe weder als Maßstab für die Intelligenz der einzelnen Rassen, noch als Maßstab für die quantitative Entwicklung des menschlichen Gehirns, noch endlich — und hier zitiert Prichard die schon früher erwähnten Aussprüche Blumenbachs über die Variabilität des Gesichtswinkels innerhalb einer und derselben Rasse — als Rassenmerkmal zu verwenden sei. Dagegen weist Prichard darauf hin, dass Camper in seinen unpublizierten Abhandlungen über Knochen bereits einen Gedanken ausspreche, der ihn, wenn er ihn weiter verfolgt hätte, zu wichtigern und umfassenderen Entdeckungen hätte führen können: Camper hatte nämlich bereits beobachtet, dass die Breite des Kopfes bei verschiedenen Rassen derart verschieden ist, dass z. B. die Schädel der „Asiaten“, womit Camper wohl seinen Kalmücken meint, die grösste, die Schädel der afrikanischen Neger dagegen die geringste Breite aufweisen, während die Schädel der Europäer eine mittlere Breite zeigen. Blumenbach hatte, unabhängig von Camper, dieselbe Beobachtung gemacht und darauf, neben andern Merkmalen, bei seiner Gruppierung der Schädel der fünf Rassen Rücksicht genommen.

Prichard selbst führt einige Ausdrücke in die Anthropologie ein, die z. T. unverändert, z. T. in etwas anderer Form auch bei spätern Autoren wiederkehren. So teilt er die Menschen nach der Farbe der Haare in drei „Varietäten“ ein: 1. die *schwarzhaarige* oder „melanocomose“ oder „melanose“ Varietät, charakterisiert durch schwarzes oder sehr dunkles Haar. 2. Die *gelbe* oder „xanthose“ (xanthous) Varietät, ausgezeichnet durch gelbes oder sogenanntes „rotes“ oder lichtbraunes Haar und Augen

von blauer oder sonst heller Farbe. Die Haut ist im allgemeinen bei den Angehörigen dieser Varietät hellfarbig. 3. Die *weisse* oder „leukose“ (leucous) Varietät. Unter dieser Bezeichnung fasst Prichard alle die pathologischen Vorkommnisse von Pigmentlosigkeit der Haut und der Haare zusammen, die innerhalb aller menschlichen „Varietäten“ gelegentlich auftreten und die Linné's zweite Spezies der Gattung Homo, den „Homo troglodytes“ ausmachen. In etwas anderem Sinne als Prichard brauchte später auch Huxley die griechischen Adjektive μέλας schwarz und ξανθός gelb zur Bezeichnung seiner „melanochroiden“ und „xanthochroiden“ Gruppe.

Hinsichtlich der *Schädelform* unterscheidet Prichard<sup>1)</sup> drei Typen:

1. Die *symmetrische* oder ovale Form, die für die Europäer und Westasiaten charakteristisch ist.

2. Den *schmalen* und langen Schädel, dessen vielleicht am stärksten ausgesprochenes Beispiel der Schädel der Neger von der Goldküste ist.

3. Den *breiten* Schädel mit viereckigem Gesicht, der für die „turanschen“ Stämme charakteristisch ist, und wovon die Mongolen ein gutes, die Eskimo sogar ein extrem entwickeltes Beispiel liefern.

Auf Grund aller in Betracht fallenden Körpermerkmale teilt Prichard das ganze Menschengeschlecht in sieben „Klassen von Völkern“ (classes of nations), die sich nach seiner Meinung durch scharfe Grenzlinien von einander unterscheiden.

Die *erste* Klasse umfasst die Europäer und diejenigen Völker, die in ihrer Schädelform und andern Körpermerkmalen den Europäern gleichen, was bei manchen Völkern in Asien und einigen in Afrika der Fall ist.

Die *zweite* Klasse wird von den Völkern gebildet, die in der äussern Erscheinung und in der Kopfform den Kalmücken, Mongolen und Chinesen nahe verwandt sind.

Diese beiden Klassen bezeichnet Prichard als „iranische“ und „turansche“ Völker, da er die sonst dafür üblichen Ausdrücke „kaukasische“ und „mongolische“ Rasse absichtlich vermieden wissen will.

Die *dritte* Klasse umfasst die Eingebornen von Amerika mit Ausnahme der Eskimo und einiger Stämme, die diesen letztern mehr als dem Grossteil der Bewohner der Neuen Welt gleichen.

Die *vierte* Klasse wird nur aus der Rasse der Hottentotten und Buschmänner gebildet.

Eine *fünfte* Klasse bilden die „Neger“ im engeren Sinne.

Die *sechste* Klasse umfasst die Papua oder wollhaarigen Völker von Polynesien.

Die *siebente* Klasse endlich besteht aus den Rassen der „Alfuren“ (Alfourou) und der Australier.

<sup>1)</sup> Prichard, James Cowles, Researches into the Physical History of Mankind, I. S. 247.

„Es gibt allerdings“, sagt Prichard am Schlusse seiner Uebersicht, „einige Völker, die nicht als völlig in eine dieser Abteilungen hineinfallend betrachtet werden können, aber sie können als der einen oder andern derselben nahe stehend gelten (they may be looked upon as approximating to one or another of them.“

In der speziellen Behandlung der einzelnen Völker und Völkergruppen beschränkt sich Prichard durchaus nicht auf die „physische“ Anthropologie, sondern schildert ebensowohl, und zwar mit einer höchst anerkennenswerten Belesenheit nicht nur in der englischen, sondern auch in der französischen und deutschen Litteratur, nach den besten damals vorhandenen Quellenwerken auch die *ethnographischen* Verhältnisse sehr eingehend. Durch die Gleichmässigkeit der Durcharbeitung des gesamten Materials nimmt das Werk Prichard's schon in rein methodischer Beziehung die höchste Stufe ein, die in der vordarwinischen Zeit in der Wissenschaft von Menschen überhaupt erreicht worden ist.

Prichard betrachtete, wie wir gesehen haben, alle „Varietäten des Menschengeschlechtes als Angehörige einer und derselben „Spezies.“ „Der Ausdruck Spezies“, meint er <sup>1)</sup>, „darf nur auf solche Vereinigungen von Individuen angewendet werden, die einander derart gleichen, dass, wenn nur die bekannte und gut nachgewiesene Tätigkeit der natürlichen Ursachen in Betracht gezogen wird, alle Unterschiede zwischen ihnen erklärt werden können und kein Hindernis für uns bilden, sie als die Nachkommen eines einzigen Stammes, oder, was dasselbe ist, von genau gleichen Rassen zu betrachten.“ Prichard war also ein Vertreter der älteren Schule der „*Monogenisten*“ oder derjenigen Naturforscher, die dem gesamten Menschengeschlecht einen einheitlichen Ursprung und damit auch einen einzigen Ursprungsherd zuschrieben, wobei die Frage, ob diese einheitliche Abstammung von einem einzigen Paare, wie es die biblische Ueberlieferung behauptet, oder gleich von mehreren Paaren aus geschehen sei, zunächst ganz nebensächlich ist und von den einzelnen Vertretern des Monogenismus, je nach dem grössern oder geringern Grade ihrer Bibelgläubigkeit auch in wissenschaftlichen Dingen, verschieden beantwortet wurde.

Aber schon zu Prichard's Zeiten, sogar schon lange vor ihm fehlte es nicht an Leuten, die einen *polygenetischen*, d. h. mehrfachen Ursprung des Menschengeschlechtes annehmen zu müssen glaubten und die sich bei dieser Annahme bald auf die morphologischen Unterschiede der einzelnen „Rassen“, wie Hautfarbe, Haarbeschaffenheit, Körperwuchs usw., bald aber auf *psychische* Unterschiede stützten und in letzterer Hinsicht nicht bloss auf die grosse Zahl gänzlich verschiedener Sprachen, sondern namentlich auch auf die tiefgreifenden *kulturellen* Unterschiede zwischen den einzelnen „Rassen“ hinwiesen und auf letztere gegründet, „höhere“ und „niedere“ Rassen unterschieden. Das Wesentliche bei dieser Begriffbestimmung sollte

<sup>1)</sup> Prichard, Natural History etc., I., S. 108.



nicht etwa bloss in der *gegenwärtigen* Verschiedenheit der Kulturhöhe gelegen sein, sondern mit dem Begriff einer „niedern“ Rasse war gleichzeitig auch der weitere Begriff eines dauernden, der betreffenden Rasse für immer innewohnenden Mangels an Kulturfähigkeit verbunden.

Es ist begreiflich, dass unter den Eindrücken einer Jahrhunderte alten Negersklaverei namentlich in den Vereinigten Staaten auch unter den Männern der Wissenschaft die Anhänger der Lehre von „höhern“ und „niedern“ Rassen, als deren Vertreter hier selbstverständlich die Neger galten, besonders zahlreich waren und dass diese Lehre im weitern dann auch eo ipso zu der Ansicht eines polygenen Ursprungs des Menschengeschlechtes führte. Der Anthropologe *Samuel George Morton* und die Verfasser der „*Indigenous Races of the Earth*“<sup>1)</sup>, speziell *Geo R. Gliddon*, der Verfasser des Kapitels V. (*The Monogenists and the Polygenists*) in dem genannten Werke mögen als Vertreter des Polygenismus in Amerika genannt sein. In Europa war es in dieser Zeit hauptsächlich das grosse Werk des Grafen *Joseph Arthur de Gobineau*, „*Ueber die Ungleichheit der menschlichen Rassen*“, das die Argumente für eine ursprüngliche Verschiedenheit der einzelnen Glieder des Menschengeschlechtes geschickt gruppierte und dadurch eine nachhaltige, wenngleich wie mir scheint weit übertriebene Autorität in der Frage der Einheit oder Vielheit des Menschengeschlechtes erlangte, die auch heute noch nicht ganz verschwunden zu sein scheint. Es mag daher gerechtfertigt sein, Gobineau's Grundanschauung hier zu skizzieren.

Gobineau nimmt für das Menschengeschlecht *drei* grosse scharf von einander geschiedene Grundtypen (*trois grands types nettement distincts*) an: den *schwarzen*, den *gelben* und den *weissen*, denen er implicite die Dignität besonderer Spezies zuerkennt. Er bezeichnet sie aber als „sekundäre Typen“, indem er die Frage offen lässt, ob dieselben von Anfang an verschieden oder bloss divergente Zweige eines primären Grundtypus, des „*individu adamite*“ waren. Diese drei Typen charakterisiert er in folgender Weise:<sup>2)</sup>

„Die *schwarze* Varietät ist die geringste und nimmt die unterste Stufe der Leiter ein. Der Charakter von Tierheit, der sich in der Form ihres Beckens ausprägt, erlegt ihr vom Augenblick der Empfängnis an ihre Bestimmung auf. Sie soll geistig nie aus dem engsten Kreise herauskommen. Und doch ist's nicht reinweg nur ein Stück Vieh, dieser Neger mit der schmalen, schiefen Stirn, der in der mittleren Partie seines Schädels die Anzeichen gewisser plumpgewaltiger Kräfte trägt. Wenn sein Denkvermögen mittelmässig oder sogar gleich null ist, so besitzt er dafür im Begehren und folglich im Willen, eine oft furchtbare Heftigkeit. Mehrere seiner Sinne sind in einer Stärke entwickelt, die den beiden andern Rassen unbekannt ist: hauptsächlich der Geschmack und der Geruch.“

<sup>1)</sup> Nott and Gliddon, *Indigenous Races of the Earth*, Philadelphia 1857.

<sup>2)</sup> Gobineau, A. de, *Essai sur l'inégalité des races humaines*, I., S. 350, ff., Paris 1853.

„Aber just hier, in eben dieser Gierigkeit seines Empfindungslebens, liegt das auffallendste Merkmal seines niederen Ranges. Alle Nahrungsmittel sind ihm recht, keines erfüllt ihn mit Widerwillen, keines stösst ihn ab. Was er wünscht, ist nur zu essen, unmässig, toll darauflos zu essen; es gibt kein eckelhaftes Aas, das unwürdig befunden würde, in seinem Magen zu versinken. Ebenso ist es mit den Gerüchen, und seine Sinnlichkeit findet sich nicht nur mit den stärksten, sondern auch mit den widerwärtigsten ab. Mit diesen Hauptcharakterzügen verbindet er eine Unbeständigkeit der Laune, eine Veränderlichkeit der Gefühle, in die Nichts einen Halt zu bringen vermag und die für ihn die Tugend wie das Laster aufhebt. Man kann sagen, dass gerade die Leidenschaft, mit welcher er den Gegenstand, der seine sinnliche Empfindung in Schwingung versetzt und seine Gier entflammt hat, ein Unterpfand für die schnelle Beruhigung der einen und das rasche Vergessen der andern ist. Endlich legt er gleich wenig Wert auf sein Leben wie auf das Anderer; er tötet gerne, um zu töten, und diese, so leicht in Bewegung zu setzende menschliche Maschine ist angesichts des Leidens entweder von einer Feigheit, die sich gern in den Tod flüchtet oder von einer entsetzlichen Unempfindlichkeit.“

„Die *gelbe* Rasse stellt sich als das Widerspiel dieser Menschenart dar. Der Schädel, anstatt zurückgebogen zu sein, zieht sich gerade nach vorne hin. Die Stirn, breit, knochig, oft vorspringend, nach oben herausgearbeitet, lastet auf einem dreieckigen Gesicht, in dem Nase und Kinn keinen der plumpen und rohen Vorsprünge zeigen, welche den Neger auszeichnen. Eine allgemeine Hinneigung zur Fettleibigkeit ist hier nicht gerade ein ganz spezieller Zug, doch findet er sich häufiger bei den gelben Stämmen, als bei den übrigen Arten. Wenig physische Kraft, Hang zur Gleichgültigkeit, im Gefühlsleben keiner jener seltsamen Exzesse, die bei den Schwarzen so gewöhnlich sind. Schwaches Begehren, ein eher eigensinniger als ausschweifender Wille, ein beständiger, aber ruhiger Sinn für materielle Genüsse; bei einer seltenen Gefrässigkeit mehr Auswahl unter den Speisen, die sie befriedigen sollen, als bei den Negern. In allen Dingen Tendenz zur Mittelmässigkeit: ein ziemlich leichtes Begreifen alles dessen, was nicht zu hoch noch zu tief ist; Liebe zum Nützlichen, Achtung vor der Regel, Bewusstsein von den Vorteilen einer gewissen Dosis von Freiheit. Die Gelben sind praktische Leute im engeren Sinne des Wortes. Sie träumen nicht, sie finden keinen Geschmack an Theorien, erfinden wenig, sind aber im Stande zu würdigen und sich anzueignen, was ihnen frommt. Ihre Wünsche beschränken sich darauf, so angenehm und so bequem als möglich zu leben. Man sieht, dass sie den Negern überlegen sind. Es ist eine Volksmasse und ein Kleinbürgerstand, den jeder Zivilisator zur Grundlage seiner Gesellschaft zu wählen wünschen dürfte; nicht aber ein Material, daraus sich diese Gesellschaft schaffen lässt oder das ihr Nerv, Schönheit und Tatkraft geben könnte.“

„Es kommen nun die *weissen* Völker. Besonnene Energie, oder besser gesagt, ein energischer Geist; Sinn für das Nützliche, aber in einer viel weitem, höheren, kühneren, idealeren Bedeutung dieses Wortes als bei den gelben Völkern; eine Beharrlichkeit, die sich Rechenschaft von den Hindernissen gibt und auf die Dauer die Mittel findet, um sie zu beseitigen; bei grösserer physischer Kraft ein ausserordentlicher Instinkt für die Ordnung, nicht mehr lediglich als Unterpfand von Ruhe und Frieden, sondern als unerlässliches Mittel der Erhaltung und zugleich ein ausgesprochener Sinn für die Freiheit, selbst im Uebermasse; eine erklärte Feindseligkeit gegen das Formenwesen, worin die Chinesen sich willig einlullen lassen, ebensowohl wie gegen den hochmütigen Despotismus, den einzigen Zaum, der für die schwarzen Völker ausreicht.“

„Die Weissen zeichnen sich ferner aus durch eine eigentümliche Liebe zum Leben. Es scheint, dass sie darum, weil sie besseren Gebrauch davon zu machen wissen, ihm mehr Wert beilegen, es mehr schonen, an sich selbst wie Anderen. Ihre Grausamkeit ist sich, wenn sie einmal zur Ausübung kommt, ihrer Ausschreitungen

bewusst — eine Empfindung, die bei den Schwarzen sehr zweifelhaft ist. Gleichzeitig aber haben sie Motive entdeckt, dieses wohlausgefüllte Leben, das ihnen so kostbar ist, ohne Murren hinzugeben. Die erste dieser Triebfedern ist die Ehre, welche seit Beginn der Gattung unter fast gleichem Namen einen ungeheuren Raum in ihren Vorstellungen eingenommen hat. Ich brauche nicht hinzuzufügen, dass das Wort „Ehre“ und der Kulturbegriff, den es einschliesst, den Gelben wie den Schwarzen gleich unbekannt sind.

„Um das Bild zu vollenden, bemerke ich noch, dass die gewaltige Ueberlegenheit der Weissen im Gesamtbereiche des geistigen Lebens mit einem nicht minder entschiedenen Zurückstehen in der Stärke der Empfindungen Hand in Hand geht. Der Weisse ist nach Seiten der Sinnlichkeit weit weniger reich ausgestattet als der Schwarze und Gelbe. Er wird so durch die Körpertätigkeit weniger in Anspruch genommen und absorbiert, wie wohl sein Bau bedeutend kräftiger ist.“

„Dies sind die drei Grundbestandteile des Menschengeschlechtes, die von mir sogenannten Sekundärtypen, indem ich den Urmenschen ausserhalb der Untersuchung lassen zu müssen geglaubt habe. Aus der Verbindung der Varietäten jedes dieser Typen, die Heiraten unter einander eingingen, sind die Tertiärgruppen (groupes tertiaires) entsprossen. Die Bildungen vierten Grades (les quatrièmes formations) sind aus der Verbindung eines dieser Tertiärtypen oder eines reinen Stammes (d'une tribu pure) mit einer andern, einer der beiden fremden Arten entstammenden Gruppe erwachsen.“

„Unterhalb dieser Klassen (catégories) sind andere zum Vorschein gekommen und kommen noch jeden Tag zum Vorschein. Die einen sehr ausgeprägt, neu bestimmte Eigenwesen (de nouvelles originalités distinctes) bildend, weil sie aus vollkommenen Verschmelzungen hervorgehen; die anderen unvollständig, wirr und man kann sagen, antisozial, weil ihre Bestandteile, entweder zu ungleichartig, oder zu zahlreich oder allzu niederen Ranges, nicht die Zeit noch die Möglichkeit gehabt haben, einander fruchtbringend zu durchdringen (de se pénétrer d'une manière féconde). Der Menge all dieser so buntscheckigen Mischlingrassen, welche fortan die gesamte Menschheit bilden, lässt sich so wenig eine Grenze anweisen, als den erschreckenden Möglichkeiten algebraischer Kombinationen (il n'y a pas à assigner d'autres bornes que la possibilité éffrayante de combinaisons des nombres).“

De Gobineau argumentiert dann weiter:

„Wenn die drei grossen Grundrassen stets rein geblieben wären“, ohne Mischungen einzugehen, so wäre zweifellos „das Uebergewicht immer den schönsten unter den weissen Stämmen verblieben und die gelben und schwarzen Varietäten hätten in alle Ewigkeit den geringsten Völkern dieser Rasse zu Füssen gelegen.“

Immerhin wäre es unrichtig, behaupten zu wollen, dass alle Mischungen schlecht und schädlich sind, denn sie können unter Umständen sogar günstig wirken:

„So ist die künstlerische Begabung, den drei grossen Rassen gleich fremd, erst aus der Ehe der Weissen mit den Negeren erwachsen. So auch ist, durch die Entstehung der malayischen Varietät, aus den Rassen der Gelben und der Schwarzen eine Familie hervorgegangen, welche ihren beiderseitigen Verwandten an Intelligenz überlegen ist, und desgleichen sind dem Bunde der Weissen und der Gelben Mittelsteleute entsprossen, welche weit höher stehen als die rein finnischen Völkerschaften sowohl als die schwarzen Stämme.“

Aus dem Schoosse der Gesamtmenschheit sind *zehn grosse Zivilisationen* hervorgegangen, die alle der Initiative der weissen Rasse ihren Ursprung verdanken.

Diese Zivilisationen sind:

1. Die *indische*: „Ihr Brennpunkt lag in einem Zweige des weissen Volksstammes der Arier“.

2. Die *ägyptische*, um die sich die Nubier, Aethopier und einige kleine westlich der Oase des Ammon wohnende Völker gruppieren. „Eine arische Ansiedlung aus Indien, die sich im obern Niltal niedergelassen, hat diese Gesellschaft ins Leben gerufen.“

3. „Die *Assyrer*, denen sich die Juden, die Phönizier, die Lyder, die Karthager, die Himyariten anschliessen, haben ihre sozialen Einsichten den grossen Einfällen jener Weissen verdankt, für die man die Bezeichnung der Nachkommen Hams und Sems beibehalten kann. Die Zoroastrier-Iranier ihrerseits, welche in Vorderasien unter dem Namen Meder, Perser und Baktrier herrschten, waren ein Zweig der arischen Familie.“

4. Die *Griechen* waren „dem gleichen arischen Stamme entsprossen und erst die semitischen Elemente brachten Wandlungen darin hervor.“

5. „Das Seitenstück zu dem, was sich mit Aegypten zutrug, finden wir in *China*. Eine aus Indien gekommene arische Ansiedlung brachte die soziale Aufklärung dorthin. Nur löste sie sich, anstatt, wie an den Ufern des Nil, mit schwarzen Bevölkerungen sich zu vermischen, in malayischen und gelben Massen auf und empfing ausserdem von Nordwesten her ziemlich zahlreiche Zuschüsse von weissen Elementen, die gleichfalls arisch, aber nicht mehr indisch waren.“

6. Die ehemalige Zivilisation der *italischen* Halbinsel, aus welcher die römische Kultur hervorging, war eine Mosaik von Kelten, Iberern, Ariern und Semiten.“

7. „Die *germanischen* Volksstämme gestalteten im 5. Jahrhundert den Charakter des Abendlandes um. Sie waren arisch.“

8. 9. 10. „Unter diesen Ziffern reihe ich die *drei Zivilisationen Amerikas* ein, die der *Alleghanier*, der *Mexikaner* und der *Peruaner*.“

An der Spitze der Menschheit marschirt nach de Gobineau's Auffassung die „arische Rasse“: „Keine wahrhafte Zivilisation bei den europäischen Völkern, wenn die arischen Zweige nicht die Herrschaft gehabt haben.“ Dementsprechend sucht de Gobineau auch überall auf ausser-europäischen Gebieten, wo er eine „Zivilisation“ konstatiert, nach „arischen“ Einflüssen, wenn er auch zugeben muss: „Der arische Ursprung der ägyptischen und der chinesischen Gesellschaft erheischt einen Beweis, ich verhehle mir das nicht und ich werde mein Möglichstes tun, um ihn zu liefern.“ Die indianisch-amerikanischen Zivilisationen, die sich noch weniger leicht, als die ägyptische und chinesische auf „arische“ Einwirkungen zurückführen liessen, leitet de Gobineau von Westen her, aus den malayischen Gebieten ab, wie denn überhaupt die amerikanischen Eingebornen für ihn keine einheitliche Rasse bilden: „So bildet die Gesamtheit der Eingebornen-



gruppen des amerikanischen Festlandes ein Netz malayischer Völker, insofern dieses Wort auf sehr verschieden abgestufte Produkte der Mischung der Finnen und Schwarzen angewandt werden kann, was übrigens für alle die Familien, welche sich von Madagaskar bis zu den Marquesas und von China bis zur Osterinsel ausbreiten, niemand bestreitet.“

Innerhalb der „arischen Rasse“ war nun deren *germanischer* Zweig zu besonders hohen Dingen berufen:

„Die germanische Rasse war mit der ganzen Energie der arischen Varietät ausgestattet. Sie musste es sein, um die Rolle, zu der sie berufen war, durchführen zu können. Nach ihr hatte die weisse Familie nichts Mächtiges und Lebendiges mehr herzugeben: Alles in ihrem Schosse war so ziemlich gleich befleckt, verbraucht, verdorben. Es war unbedingt nötig, dass die zuletzt auf den Plan entsandten Arbeiter nichts Allzuschweres mehr zu beendigen liessen; denn ausser ihnen war Niemand mehr da, der im Stande gewesen wäre, dies zu übernehmen. Sie liessen es sich gesagt sein. Sie vollendeten die Entdeckung des Erdballs; sie bemächtigten sich seiner auf wissenschaftlichem Wege, ehe sie ihre Mischlinge darüber ausbreiteten; sie umsegelten ihn in allen Richtungen. Kein verborgener Winkel entging ihnen, und jetzt, wo sie nur noch die letzten Tropfen des arischen Blutes unter die verschiedenen, von allen Seiten zugänglich gewordenen Völkerstämme zu ergiessen brauchten, wird die Zeit dieser Arbeit, die von selbst ihren Fortgang nehmen wird und zu ihrer Vollendung nicht noch des Hinzutretens eines neuen Anstosses bedarf, genügend nachhelfen.“<sup>1)</sup>

Das Werk des Grafen de Gobineau ist vor mehr als sechzig Jahren geschrieben worden. Wir dürfen daher nicht den heutigen Masstab wissenschaftlicher Kritik an dasselbe anlegen, sondern müssen es aus dem Geiste seiner Zeit heraus zu beurteilen suchen. Und da werden wir es begreiflich finden, dass die weltumspannende Phantasie des Verfassers, seine stilistisch glänzende Darstellungsweise und die gewandte Kühnheit seiner Kombinationen vor allem künstlerisch und selbst gross veranlagte Naturen, wie z. B. Richard Wagner, fesseln und durch seine Argumentation bestechen konnten. Die Neuzeit wird, bei aller Achtung vor den literarischen Vorzügen des Werkes, nüchterner urteilen und das stark Subjektive, Willkürliche darin ebensowenig übersehen dürfen, als sie sich verhehlen wird, dass die Prämissen, auf denen de Gobineau sein Lehrgebäude von der Ungleichheit der Menschenrassen aufbaut, vielfach unrichtig sind. Und so werden wir in de Gobineau's Werk einen zwar glänzend und geistreich durchgeführten, aber mit untauglichen Mitteln unternommenen Versuch eines gebildeten Dilettanten erblicken, einen Versuch, der auch heute noch literarisches und ethnologisch-historisches Interesse bietet, dem aber wirklicher wissenschaftlicher Wert nicht zukommt. Die im Vorstehenden wörtlich angeführten Stellen dürften dies zur Genüge erkennen lassen.

Zu der Zeit, als de Gobineau schrieb, existierte in Paris bereits die im Jahre 1839 gegründete „Société Ethnologique de Paris“, seit 1842 die „American Ethnological Society“, deren „Transactions“ seit den vierziger Jahren in New-York zu erscheinen begannen. Aber immer noch werden

<sup>1)</sup> Gobineau, A. de, Essai sur l'inégalité des Races humaines, Paris 1855, t. IV., S. 350.

in dieser Zeit die Ausdrücke „Ethnographie“, „Ethnologie“ und Anthropologie“ so ziemlich sine discriminé als gleichbedeutend gebraucht. Stellte doch das Programm der Société Ethnologique de Paris, der ältesten wissenschaftlichen Vereinigung zum vergleichenden Studium des Menschen, als Aufgabe der „Ethnologie“ ausdrücklich die Erforschung des intellektuellen und moralischen Status, der Sprachen und der geschichtlichen Ueberlieferungen in Eine Linie mit der Untersuchung der physischen Organisation des Menschen. Und so finden wir z. B. ein Werk von *d'Omalius d'Halloy*<sup>1)</sup> aus dem Jahre 1845, betitelt: „Die Menschenrassen oder Elemente der Ethnographie“, ferner aus dem Jahre 1844 eine Abhandlung „über die Ethnologie der alten Iren“ von *W. R. Wilde*<sup>2)</sup>, worin die menschlichen Schädel aus den prähistorischen Gräbern Irlands auf ihre Rassenzugehörigkeit geprüft werden. Der amerikanische Anthropologe *Dr. J. Aitken Meigs*<sup>3)</sup> bezeichnet das Werk von *J. Barnard Davis*, „*Crania Britannica*“, das im Jahre 1856 zu erscheinen begann, als den wertvollsten Beitrag zur „Ethnographie“, der seit der Veröffentlichung von *Mortons Crania Aegyptiaca* erschienen ist. „Meigs erklärt auch, dass er 54 verschiedene Masse am menschlichen Schädel für notwendig gefunden habe, „um alle ethnologischen Besonderheiten des Schädels voll zum Ausdruck zu bringen.“ Auch unter dem Stichwort „Phrenologie“ und „Cranioskopie“ erscheint in dieser Zeit manche Abhandlung, die wir heute als spezifisch „anthropologische“ ansprechen würden. Viel rassenanatomisches Material ist ferner in den damaligen Zeitschriften für Anatomie, Physiologie, Medizin und Pathologie versteckt.

Zwei Werke aus den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verdienen noch besondere Erwähnung, von denen das eine vorwiegend „anthropologisch“, das andere vorwiegend „ethnologisch“ im heutigen Sinne ist.

Nach verschiedenen Versuchen und Detailstudien, die bis in die vierziger Jahre zurückreichen, war nämlich der schwedische Anthropologe Prof. *Anders Retzius*<sup>4)</sup> dazu gelangt, ein System der menschlichen Rassen aufzustellen, das auf das Verhältnis der Schädellänge zur Schädelbreite einerseits und auf die Stellung der Kiefer und die dadurch bewirkte Form der Profillinie anderseits gegründet war. Stämme, bei denen der Kopf hauptsächlich in der Richtung des Längendurchmessers entwickelt war, nannte Retzius „*gentes dolichocephalae*“ oder „*Langköpfe*“, solche, deren

<sup>1)</sup> *D'Omalius d'Halloy, J. J., Des Races Humaines, ou Éléments d'Ethnographie. Paris 1845.*

<sup>2)</sup> *Wilde, W. R., Lecture on the Ethnology of the Ancient Irish, 1844 (cit. bei Nott and Gliddon, S. 293).*

<sup>3)</sup> *Meigs, J. Aitken, The Cranial Characteristics of the Races of Men, in: Nott and Gliddon, Indigenous Races of the Earth, S. 212, Philadelphia 1857.*

<sup>4)</sup> *Retzius, Anders, Blick öfver fördelningen af hufvudskalsformerna hos folkslagen i de fem werldsdelarne, in: Skand. Naturf. Förhandl. VII. 1856 pp. 68—108.*

Schädel im Breitendurchmessers derart entwickelt war, dass eine mehr oder weniger rundliche oder viereckige Schädelform entstand, nannte er „gentes brachycephalae“ oder „Kurzköpfe“. Jede dieser beiden grossen Abteilungen zerfällt wieder in zwei Unterabteilungen, nämlich in „orthognathae“ oder „Gradkiefrige“, d.h. solche mit gerader Stellung der Kiefer und Zähne, und dementsprechend senkrechtem Gesichtsprofil und in „prognathae“ oder „Schiefkiefrige“, d.h. solche mit vortretenden Kiefern und mehr oder weniger schief aufeinander treffenden Zahnreihen, also mit schief liegendem Gesichtsprofil.

Retzius hat vom Jahre 1842 bis 1856 sein System mehrmals geändert und einzelne „Völker“ kraniologisch später anders eingereiht, als in den ersten Entwürfen seines Systems. Der letzte Entwurf vom Jahre 1856 erschien den Forschern jener Zeit so wichtig, dass er nach einander ins Deutsche, Französische und Englische übersetzt wurde. Er lautet folgendermassen:

A. Formen des Schädels in *Europa*.

I. *Dolichocephalae von Europa*.

Norweger und Normannen von Frankreich und England, Schweden, Dänen, Holländer, Flamländer, Burgunder, Germanen des germanischen Stammes, Franken, Angelsachsen, Goten in Italien und Spanien, Schottische Kelten, irische Kelten, Englische Kelten, Wallisier, Gallier von Frankreich, Schweiz, Deutschland u. s. w., Römer im engern Sinne, Alt-Griechen und ihre Abkömmlinge.

II. *Brachycephalae in Europa*.

Samojeden, Lappen, Wogulen, Ostiaken, Permier, Wotiaken, Tscheremissen, Mordwinen, Tschuwaschen, Magyaren, Finnen (Finnländer, Ehsten, Livländer), Tschechen (Böhmen), Wenden, Slowaken, Morlaken, Croaten, Serben, Polen, Russen, Neu-Griechen, Letten oder Litthauer, Albanesen, Etrusker, Rhätier, Basken.

B. Formen des Schädels in *Asien*.

I. *Dolichocephalae von Asien*.

Hindu, Arische Perser, Araber, Juden, Tungusen, Chinesen.

II. *Brachycephalae von Asien*.

Ugrier (Samojeden, Yakuten u. s. w.), Türken, Tscherkessen und wahrscheinlich die Mehrzahl der zahlreichen Stämme des Kaukasus, Turkmenen, Afganen, Lascaren, Tartaren und Mandschu-Tartaren, Mongolen, sowohl in Russisch-Asien, als in der Mongolei, Malaïen.

„Die „Indian Mongolida“ in Dr. Latham's „Varieties of Man“ gehören wahrscheinlich auch in diese Abteilung.“

C. Formen des Schädels in *Australien*.

I. *Dolichocephalae von Australien*.

Australneger, alle prognath.

II. *Brachycephalae von Australien*.

Malaïen, Polynesier (Dieffenbach), alle prognath, Papuas (Quoy et Gaymard).

D. *Afrika*.

„Alle Bewohner dieses Kontinentes sind Dolichocephalae“. Bei den Schädeln gewisser südafrikanischer Stämme der Kaffer-Gruppe macht sich eine sehr starke, bei andern, z. B. bei den Abessiniern, nur eine leichte Prognathie geltend.

E. Formen des Schädels in *Amerika*.

Es ist begreiflich, dass teils infolge der Spärlichkeit des ihm zu Gebote stehenden Materials, teils infolge der weiten Verbreitung künstlicher Deformation des Schädels in Nord- und Süd-Amerika die Unterbringung der Amerikanischen Schädel für Retzius mit besondern Schwierigkeiten verbunden war. Immerhin glaubt er Grund zu der Ansicht zu haben, dass in Amerika, die Verbreitung der *Gentes dolichocephalae* sich gegen diejenige der *Brachycephalae* schärfer abhebt, als irgendwo sonst. Nach seiner Meinung „herrscht die dolichocephale Schädelform auf den Caraischen Inseln und im ganzen östlichen Teile des amerikanischen Kontinentes, von den äussersten Nordgrenzen bis nach Paraguay und Uruguay im Süden vor, während der brachycephale Typus auf den Kurilen und auf dem Kontinente von der Breite der Behrings-Strasse an, in Russisch-Amerika, Oregon, Mexiko, Ecuador, Peru, Bolivia, Chile, der Argentinischen Republik und in Patagonien bis ins Feuerland hinab überwiegt.“

Retzius ist geneigt, die Dolichocephalen Amerikas, mit Ausschluss der Eskimo, mit den Dolichocephalen Afrikas, den Guanchen der Canarischen Inseln, den Kopten, Mauren, Tuareg usw. in nahe verwandschaftliche Beziehung zu bringen, während die brachycephalen Stämme Amerikas, die hauptsächlich in dem gegen Asien und die Inseln der Südsee gerichteten Teile des Kontinentes gefunden werden, „den mongolischen Rassen verwandt sind“: „für meinen Teil bin ich seit langem von der Blutsverwandschaft der zwischen den *Brachycephalae* von Amerika und denen von Asien, sowie davon überzeugt gewesen, dass dieser charakteristische Typus ununterbrochen durch die lange Reihe der Stämme verfolgt werden kann, welche die Westküste Amerikas von der Behring-Strasse bis zum Cap Hoorn bewohnen.“

Wie alle ältern anthropologischen Systeme leidet auch dasjenige von Anders Retzius an dem prinzipiellen Grundfehler, dass sein Unterbau, d. h. die grössern Zweige des Menschengeschlechtes zwar nach rein *anthropologischen*, die feinern Endäste dagegen nach *ethnologischen* Gesichtspunkten entworfen sind. Die Einsicht, dass „Rasse“ und „Volk“ ihrem Wesen nach verschiedene Begriffe sind, die sich in der heutigen Verteilung der Menschheit nirgend mehr decken, fehlt dieser Zeit noch vollkommen und es dauerte, wie wir hier gleich bemerken wollen, noch bis in die achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein, bis sich Ueberzeugung, dass „Rasse“ und „Volk“ essentiell verschiedene Begriffe sind und dass ein „Volk“ sich aus Angehörigen *mehrerer* „Rassen“ aufbaut, entgültig Bahn brach.

Es ist für die Auffassung jener Zeit, d. h. für die Mitte des vorigen Jahrhunderts, bezeichnend, dass in der englischen Uebersetzung die Arbeit von Retzius, die wir in der modernen Terminologie als eine durchaus „anthropologische“ betrachten würden, im Gegenteil als eine „ethnologische“ behandelt wird. Nicht weniger bezeichnend ist es, dass dagegen ein anderes wichtiges Werk, das im Jahre 1859 zu erscheinen begann und bei welchem das Hauptgewicht, wenngleich „anthropologische“ Erörterungen



entsprechend der damaligen Auffassung des Verhältnisses von „Rasse“ und „Volk“ nicht fehlen, doch durchaus auf dem „ethnologischen“ Gebiete liegt, den Titel führt: „Anthropologie der Naturvölker“<sup>1)</sup> Dieses grosse, wegen seiner Reichhaltigkeit auch heute noch unentbehrliche Werk, das von *Theodor Waitz* begonnen und nach dessen Tode von *Georg Gerland* vollendet wurde, stellt in verdienstvollster Weise alles zusammen, was über die einzelnen ethnischen Gruppen der „Naturvölker“ damals an anthropologischen, hauptsächlich aber an ethnographischen Angaben in der Literatur vorhanden war.

In der „Einleitung“ des ersten Bandes erörtert Waitz die „Aufgabe der Anthropologie“. Eine der verschiedenen Seiten dieser Aufgabe findet er in der Untersuchung der Frage „ob die sämtliche Individuen und Völker, welche die gemeine Auffassung diesem Begriffe unterzuordnen pflegt, ohne Unterschied eines und desselben Wesens sind, ob sie einer Art angehören, oder ob es spezifische Verschiedenheiten gibt in der physischen und psychischen Begabung der einzelnen Menschenstämme, so dass die Geschichte berechtigt wäre, einige der letztern entweder von ihrer Betrachtung ganz auszuschliessen und sie der Zoologie zu überweisen oder doch ihrer Benutzung als blosser Haus- und Lasttiere von Seiten der höher organisierten und eigentlichen Menschen das Wort zu reden“. Man sieht aus dieser Formulierung des Problems, wie unsicher damals noch die Kenntnisse über grosse Teile der Menschheit waren. „Mit dieser Frage“, fährt Waitz fort, „steht eine andere in nächster Verbindung, die im vorigen Jahrhunderte längere Zeit hindurch die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hat, jetzt aber fast ganz verschollen zu sein scheint — die Frage nach dem Naturzustand des Menschen“. Bei dieser Erörterung „wird man sich stets gegenwärtig zu erhalten haben, dass der Naturzustand nicht aus abstrakten Begriffen, sondern auf empirischem Wege zu ermitteln ist. „In ihrem Verhältnis zur Geschichte besteht nach Waitz die Aufgabe der „Anthropologie“ darin, „dass sie die Naturgrundlage der Geschichte zu erörtern habe. Sie grenzt demnach sehr nahe mit der Geographie zusammen, ohne jedoch in dieser aufzugehen“. Und endlich lesen wir bei Waitz: „Die vierte Hauptaufgabe der Anthropologie ist die der Ethnographie oder Ethnologie, die sich mit der Untersuchung der Stammverwandtschaften der einzelnen Völker und Völkerstämme beschäftigt.“ Auch hier erscheinen also die Ausdrücke „Ethnographie“ und „Ethnologie“ noch als synonym und in ganz anderer Verwendung als in der Neuzeit, nämlich zur Bezeichnung derjenigen Spezialwissenschaft, die wir heute als „physische Anthropologie“ oder als „Rassenkunde“ bezeichnen.

Nach diesen hier kurz skizzierten Gesichtspunkten ist denn auch das ganze Werk durchgeführt: Physis und Psyche der einzelnen Völkergruppen

<sup>1)</sup> Waitz, Theodor, Anthropologie der Naturvölker, Bd. 1—6, Leipzig 1859—64 (Band 5 und 6 von G. Gerland, 1865—71).

erfahren unter sorgfältiger Benützung des damals vorhandenen Quellenmaterials eine eingehende, wenngleich kompilatorische Darstellung. Im Jahre 1859 erschien der erste, im Jahre 1872 der letzte Band der „Anthropologie der Naturvölker.“

---

## Siebentes Kapitel.

### Die Lehre Darwins über die Entstehung der Arten und ihr Einfluss auf die Anthropologie.

Jahre bevor durch Georg Gerland die von Waitz begonnene „Anthropologie der Naturvölker“ zum Abschluss gebracht worden war, traten nun sozusagen mit einem Mal alle mit der Naturgeschichte des Menschen verknüpften Fragen in eine neue Phase. Dies geschah infolge einer Arbeit *Charles Darwins*, nämlich seines im Jahre 1859 erstmals in London erschienenen Werkes „On the Origin of Species by means of Natural Selection; or, the Preservation of favoured Races in the Struggle for Life“, oder, wie der Titel der von J. Victor Carus besorgten deutschen Uebersetzung lautet: „Ueber die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder die Erhaltung der begünstigten Rassen im Kampfe ums Dasein“. Das Werk Darwins über den Ursprung der Arten gehört so vollkommen der wissenschaftlichen Weltliteratur an und sein Inhalt ist so sehr Gemeingut der Naturforscher aller Kulturländer geworden, dass es für unsere Zwecke genügt, hier den Grundgedanken Darwins kurz anzudeuten. Er geht dahin, dass die jetzt auf der Erde vorhandenen tierischen und pflanzlichen Organismen nicht das Produkt wiederholter Schöpfungsakte sind, sondern dass sie sich in ununterbrochener Folge im Laufe der geologischen Zeiten aus einer relativ kleinen Zahl einfach organisierter Lebewesen heraus entwickelt und divergent differenziert haben. Die Hauptmomente, welche die allmälige Spaltung der ursprünglichen Typen in immer zahlreichere Formen bewirkten, sind erstlich die *Vererbung einmal erworbener Eigenschaften*, ferner die *Anpassung an veränderte Lebensbedingungen* und endlich der „*Kampf ums Dasein*“, der daran schuld ist, dass vorwiegend kräftige Individuen und zweckmässige Organeinrichtungen zur Fortpflanzung gelangen und ihre Eigenschaften vererben, während schwächliche Individuen und halbe, unfertige Organeinrichtungen sich nicht behaupten können und allmähig durch die stärkern und besser organisierten erdrückt und zum Aussterben gebracht werden.

Es ist klar, dass diese zunächst für die Tiere und Pflanzen gewonnenen Anschauungen in ihrer logischen Entwicklung auch auf den *Menschen* An-

wendung finden mussten. Zu der Zeit, als Darwin sein Werk schrieb, war aber, speziell in England, die bedingungslose Parallelisierung des Menschen mit den Tieren und die völlige Emanzipation von der Bibel, die, wie wir gesehen, noch Prichard so viel zu schaffen gemacht hatte, ein zu heikles Thema, um in alle Konsequenzen hinein erörtert werden zu können. Darwin beschränkte sich daher auch in seinem ersten Werke darauf, die sich für den Menschen ergebenden Folgerungen nur mit den Worten anzudeuten: „In einer fernen Zukunft sehe ich die Felder für noch weit wichtigere Untersuchungen sich öffnen. Die Psychologie wird sich mit Sicherheit auf den von Herbert Spencer bereits wohlbegründeten Satz stützen, dass notwendig jedes Vermögen und jede Fähigkeit des Geistes nur stufenweise erworben werden kann. Licht wird auf den Ursprung der Menschheit und ihre Geschichte fallen.“

Die „Zukunft“, von der Darwin hier spricht, ist glücklicherweise nicht ganz so „fern“ geworden, wie er damals fürchten musste. Verschiedene Umstände trugen dazu bei, sie vielmehr in eine erfreuliche Nähe zu rücken. Zunächst muss betont werden, dass der allgemeine Grundgedanke von Darwins Lehre, nämlich die Auffassung der heutigen organischen Welt als der Nachkommen ungezählter Generationen von Organismen aus einer sehr weit zurückliegenden Urzeit und die mit dieser Auffassung verbundene Annahme der Umbildungsfähigkeit der naturhistorischen „Art“, die von Linné bis Cuvier als konstant und unveränderlich angesehen worden war, schon vor Darwin von verschiedenen Naturforschern geäußert worden war. Der bekannteste Vorläufer Darwins war *Jean Baptiste Antoine Pierre Monet de Lamarck*, gewöhnlich einfach als „Lamarck“ zitiert, gewesen, der in seiner „Philosophie zoologique“ die Konstanz der Art geleugnet und diese als unmittelbar durch morphologische Änderung auf einen Wechsel des Milieu reagierend dargestellt hatte. Lamarck und nicht Darwin ist also der eigentliche Begründer der Lehre von der Umformung der Arten gewesen. Aber man kann sagen, dass der ganze Kreis neuer Anschauungen über die Veränderlichkeit der Art und des Zusammenhanges der heutigen Lebewelt mit derjenigen ferner geologischer Zeiten gewissermassen in der Luft lag, denn ausser Lamarck gab es noch eine Reihe anderer Naturforscher der vordarwinischen Zeit, welche ähnliche Ideen geäußert hatten, Ideen, die aber entweder von ihren Zeitgenossen übersehen, oder, unter dem dominierenden Einfluss der Autorität Cuvier's, absichtlich ignoriert wurden und daher nicht über einen kleinen Kreis hinaus zu gelangen vermochten. Auch Lamarcks Lehre von der Umbildung der Arten durch den Wechsel des Milieu blieb auf einen relativ kleinen Kreis zeitgenössischer Anhänger und Gegner beschränkt und geriet später fast in Vergessenheit, nicht zum wenigsten jedenfalls durch eine gewisse drastische Barockheit der von ihm zur Erläuterung seiner Ansicht gewählten Beispiele und durch den Ruf eines Phantasten, den sich Lamarck durch wilde Spekulationen auf andern, seiner eigentlichen Forschungssphäre ziemlich fremden Gebieten der Natur-

wissenschaften zugezogen hatte.<sup>1)</sup> Darwins Buch dagegen, das für den bereits vorhandenen Descendenzgedanken auf Grund eines sorgfältig gesammelten und sorgfältig diskutierten Tatsachenmaterials gewissermassen die erlösende Formel aussprach, fand wenigstens in England und in Deutschland sofort die weitgehendste Beachtung und ist im Laufe der Zeit für die gebildeten Kreise auch ausserhalb der engern Fachwissenschaften der Zoologie und Botanik fast ein „Volksbuch“ geworden. In gerechter Würdigung der ganzen Sachlage muss aber stets betont werden, dass nicht der ganze Gedanke der allmäligen Umformung der Arten Darwins geistiges Eigentum gewesen ist, sondern nur dessen sorgfältige und konsequente Durchführung auf Grund des von ihm als artbildend eingeführten Faktors der „Natürlichen Auslese“, nach welchem die spezifisch Darwin'sche Fassung der Descendenzlehre auch direkt als „Selektionshypothese“ bezeichnet worden ist. Die spätere Zeit hat allerdings gezeigt, dass der „natürlichen Zuchtwahl“ nicht die ausschliessliche Bedeutung bei der Bildung neuer Arten zukommen kann, die ihr Darwin zuschrieb, sondern dass sie nur als Ein Moment neben andern an der Umformung der Arten beteiligt ist. Ueber die „Vererbung erworbener Eigenschaften“ sind die Meinungen bekanntlich bis heute noch geteilt.

Wenn schon in England einige der bedeutendsten Naturforscher jener Zeit, wie *Thomas Huxley* und *Charles Lyell*, sich rückhaltlos der von Darwin neu formulierten Deszendenzhypothese anschlossen, so war die Begeisterung, die ihr in Deutschland entgegengebracht wurde, doch noch viel grösser. Hier kam nicht allein die Bedeutung des Deszendenz- und Selektionsgedankens für die Erklärung mancher Erscheinungen innerhalb der gesamten organischen Welt in Betracht, sondern ebenso sehr das zeitliche Zusammentreffen einer Hypothese, die den Menschen von seiner bisherigen Ausnahmestellung in der Natur wieder in essentiellen Zusammenhang mit der Tierwelt brachte, mit der philosophischen Richtung des Materialismus, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts als Reaktion gegen den „Köhlerglauben“ der orthodoxen Theologie einerseits und einer einseitig idealistischen Philosophie anderseits auf den Plan getreten war. Dieser materialistischen Philosophie passte der „Darwinismus“ ausgezeichnet in ihr System, da er ihr die Möglichkeit bot, den Menschen seines gottinspirierten Charakters, den ihm die Theologie zugewiesen, zu entkleiden und alle geistigen Tätigkeiten als einfache „Funktionen“ des Körpers aufzufassen. Die ganze Welt mitsamt dem Menschen schien damals ungeheuer einfach zu sein, so einfach, dass die Wortführer des Materialismus, Ludwig Büchner, Carl Vogt u. a. ihr Möglichstes taten, ihn in zahlreichen „populärwissenschaftlichen“ Abhandlungen, denen aber, abgesehen von der geschickten und fesselnden Darstellung, die Originalität mangelte, in weitere Kreise zu ver-

<sup>1)</sup> Vgl. darüber: Lang, Arnold, Zur Charakteristik der Forschungswege von Lamarck und Darwin, Jena 1889, S. 7 und 8.



breiten. Kaum je ist eine philosophische Richtung so sehr zur Vulgarphilosophie geworden, wie der Materialismus jener Zeit.

Bei dieser Gelegenheit wurde daher auch der Deszendenzlehre eine viel grössere Aufmerksamkeit von seiten der Laienkreise zu teil, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre und da sie in der Form der Selektionshypothese nach Deutschland kam, so blieb der Name Darwins derart eng mit ihr verknüpft, dass alle andern Namen dagegen verschwanden. Die historische Gerechtigkeit verlangt aber, dass wenigstens Ein Name aus jener Zeit noch im Zusammenhang mit dem „Darwinismus“ genannt werde, nämlich derjenige des englischen Zoologen *Alfred Russel Wallace*, der gleichzeitig mit Darwin und unabhängig von ihm auf jahrelangen zoologischen Sammelreisen im Amazonas-Gebiet und in Indonesien zu Anschauungen gekommen war, die sich mit denen Darwins vielfach deckten.

Der Siegeslauf des „Darwinismus“ und seine Popularisierung wurde namentlich auch durch den Umstand gefördert, dass er für die „Stellung des Menschen in der Natur“ neue und weittragende Perspektiven eröffnete, da der Mensch eben naturgemäss seine eigene Gattung für das wichtigste Naturobjekt hält.

Ein mächtiger Bundesgenosse erwuchs der Deszendenzlehre in jener Zeit in der *Urgeschichte des Menschen*. Auch diese Wissenschaft, die seit einigen Dezennien zu einer selbständigen und gleichberechtigt neben der Anthropologie und Ethnologie stehenden Disziplin emporgediehen ist, hat eine Reihe von Wandlungen durchmachen müssen, bevor sie ihre heutige Stellung erlangte. Die prähistorische Forschung lässt sich ebenfalls in zwei Richtungen sondern, nämlich in die „*Palae-Ethnographie*“, welche sich mit den menschlichen Artefakten, den Gerätschaften, Waffen, Kleidern, Schmuck usw. der Vorzeit befasst und in die „*Palae-Anthropologie*“, die sich das Studium der ältesten menschlichen Skelettreste selbst zur Aufgabe macht. Als „*Palae-Ethnologie*“ kann man diejenigen Untersuchungen bezeichnen, welche den Zweck haben, einen oder mehrere bestimmte Typen der prähistorischen Artefakte, Waffen, Schmuckstücke oder was immer, durch verschiedene prähistorische Gebiete der Erde hindurch zu verfolgen und zu vergleichen.

Die ältesten Waffen und Geräte, die menschliche Tätigkeit bekundeten, waren von Stein gewesen und der erste, der sie für Artefakte metallunkundiger vorsintflutlicher Menschen erklärte, ist wohl *Michele Mercati*, der Leibarzt des Papstes Clemens VIII. gewesen<sup>1)</sup>, der im Jahre 1593 starb, dessen Werk aber bis zum Jahre 1717 ungedruckt und damit ohne Einfluss auf die Wissenschaft blieb. Bald nachher, im Jahre 1723, machte der Lyoner Botaniker *Antoine de Jussieu* der Akademie von Paris Mitteilung über eine Anzahl von in Frankreich gefundenen Steinobjekten und erläuterte

<sup>1)</sup> Vgl. Hoernes, Moritz, *Die Urgeschichte des Menschen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft*, Wien, Pest, Leipzig 1892, S. 23 ff., und: Hoernes, M., *Natur- und Urgeschichte des Menschen*, Wien und Leipzig 1909, I. S. 374.

deren Bedeutung unter dem Hinweis auf gewisse wilde Stämme der Gegenwart, die heute noch geeignete Gesteinsarten zu Waffen verarbeiten. Damit war zum ersten Mal für die alten „Donnerkeile“ die richtige Analogie gefunden und im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts entwickelte sich die Palaeethnographie immer weiter und gewann stets festere Grundlagen, obwohl wir auch heute noch nicht sagen können, dass dieselben in allen Teilen bleibend ausgearbeitet seien.

Was die Entdeckung *fossiler, menschlicher Skeletteile* anbelangt, so würde deren erste diejenige eines menschlichen Schädelstückes sein, das im Jahre 1700 in der Nähe von Cannstatt in diluvialen Lehm in Begleitung zahlreicher Knochen des Mammut, des Höhlenbären und der Höhlenhyäne gefunden worden war. Aber obgleich die französischen Anthropologen *Quatrefages* und *Hamy*<sup>1)</sup> auf dieses Fundstück eine besondere prähistorische Rasse, die „Cannstatt-Rasse“ gründeten, so sind doch Ansichten geäußert worden, wonach der Cannstatt-Schädel keiner der wirklich diluvialen Rassen Europas angehörte, sondern viel jüngern Ursprungs sein soll. Nur durch Zufall bei der Beerdigung in einer mit diluvialen Säugetierknochen durchsetzten Lehmschicht wäre er in die Gesellschaft der diluvialen Säuger gelangt. Dieser ersten Entdeckung folgten nun in mehr oder minder langen Zwischenräumen andere, ächte, in verschiedenen europäischen Ländern. Sie sind, besonders seit dem Schlusse des 19. Jahrhunderts, allmählich so zahlreich geworden, dass auch die Palae-Anthropologie immer sicherern Boden zu gewinnen vermochte. Allerdings vollzog sich die Entwicklung auch dieser Wissenschaft nicht in gleichmässigem Tempo und auch sie hatte zu wiederholten Malen tote Punkte zu überwinden, die im Glauben an die unbedingte Autorität gewisser Instanzen gegeben waren. Die erste und in ihrer Wirkung nachhaltigste dieser Instanzen war die Bibel mit ihrer Schilderung der Erschaffung der Welt in „sechs Tagen“ und ihrer Erzählung von der grossen Flut, die alles organische Leben auf der Erde, mit Ausnahme der auf göttliches Geheiss von Noah in der Arche geretteten Tiere und Menschen, vernichtete. Wie schwer der Druck der biblischen Autorität speziell auf der Wissenschaft vom Menschen bis in neuere Zeiten hinein lastete, haben wir bereits am Beispiel von Prichard gesehen.

Blumenbach, ein für seine Zeit ausserordentlich vorurteilslos und scharf denkender Mann, war sich durchaus darüber klar, dass die Einbettung der verschiedenen Gruppen der Organismen in das vom Meere und den süßen Gewässern der Vorzeit (*aevi praeadamitici*) gelieferte Erdmaterial nicht auf eine einzige und allgemeine Katastrophe (*ad unam eandemque catastrophem, cataclysmum scil. universalem*) zurückzuführen sei. Er führt diese Ansicht *ad absurdum*, indem er bemerkt<sup>2)</sup>, dass sie sicher

<sup>1)</sup> Quatrefages, A. de et Hamy, Ernest, *Crania ethnica*, Paris 1875—1882.

<sup>2)</sup> Blumenbach, Jo. Frid., *Specimen archaeologiae telluris terrarumque inprimis Hannoveranarum alterum*, Goettingae 1816, S. 4.

um nichts scharfsinniger sei, als wenn jemand unsinnigerweise behaupten wollte, dass alle die verschiedenen Arten von Münzen, die gelegentlich in Sizilien gefunden werden, seien es nun solche aus den grossgriechischen Kolonien, oder karthagische oder römische oder arabische usw., aus einer und derselben geschichtlichen Epoche herrühren. Was speziell das Vorkommen fossiler menschlicher Reste anbelangt, so hält es Blumenbach für nicht unglaublich<sup>1)</sup>, dass bei den ungeheuren Katastrophen im Gebiete des vorzeitlichen Mittelmeeres auch menschliche Leichen denen anderer Lebewesen beigemischt worden seien (*verum et in maris Mediterranei enormi agitatione humana quoque funera reliquis misci potuisse, sane non incredibile*). Gleichwohl steht er den bis zu seiner Zeit gefundenen angeblichen fossilen Menschenresten skeptisch gegenüber und erklärt, dass unter allen vermeintlichen „Anthropolithen“, die er selbst in Händen hatte und untersuchen konnte, kein einziger wirklich fossiler war, wenn man wenigstens dem Worte „Anthropolithen“ seine wahre Bedeutung beilegen und die blossen Inkrustationen menschlicher Skelette relativ neuen Ursprungs davon ausschliessen will<sup>2)</sup>. Zu letztern rechnet er daher auch die in Korallenkalk eingebetteten „fossilen“ Menschenskelette von der Insel Guadeloupe, da er aus der rezenten Natur der in der Einbettungsmasse vorkommenden Mollusken und Korallenarten schliesst, „dass jene menschlichen Skelette nicht den „Präadamiten“, sondern höchst wahrscheinlich den auf jener Küste heimischen Caraiben zugerechnet werden dürfen.“<sup>3)</sup>

Seltsamerweise scheint also der sonst so belesene Blumenbach das grosse, schon 1774 erschienene Foliowerk des oberfränkischen Pfarrherrn *Joh. Friedrich Esper* nicht gekannt zu haben, der bei der Untersuchung der Höhlen bei Gailenreuth mitten unter diluvialen Säugetierknochen auch einige menschliche Skeletteile auffand. Er beschreibt sie, leider ohne sie abzubilden, folgendermassen:<sup>4)</sup>

„Ganz unerwartet kam endlich eine Maxilla von einem Menschen, in welcher noch auf der linken Seite zwey Stockzähne und ein vorderer stacken, zu einem in der That ganz schreckhaften Vergnügen hervor. Nicht weit davon wurde auch ein Schulterblatt, auf das vollständigste, so dass an dem Processu coracoideo nicht einmahl etwas verletztes gewesen, gefunden. Gerade aber sind es zwey Beine von einem menschlichen Gliederbau, welche wegen ihrer Structur mit denen ähnlichen Gliedern an Thieren das wenigste gemein haben und für Ueberbleibsel von Menschen am kenntlichsten sind. Haben beede Stücke aber einem Druiden, oder einem Ante-

<sup>1)</sup> Blumenbach, Jo. Frid., *Specimen archaeologiae telluris terrarumque inprimis Hannoveranarum*, Goettingae 1803, S. 11.

<sup>2)</sup> Blumenbach, Jo. Frider., *Specimen archaeologiae telluris etc.*, Goettingae 1803, S. 11.

<sup>3)</sup> Blumenbach, Jo. Frider., *Specimen archaeologiae telluris etc. alterum*, Goettingae 1816, S. 22 und 23.

<sup>4)</sup> Esper, Joh. Friederich, *Ausführliche Nachricht von neuentdeckten Zoolithen unbekannter vierfüssiger Thiere und denen sie enthaltenden, sowie verschiedenen andern denkwürdigen Gräften der Obergäuburgischen Lande des Marggrathums Bayreuth*, Nürnberg 1774, S. 26.

diluvianer, oder einem Erdenbürger neuerer Zeiten gehört? Da sie unter denen Thiergerippen gelegen, mit welchen die Gailenreuther Hölen ausgefüllt sind; da sie sich in der nach aller Wahrscheinlichkeit ursprünglichen Schichte gefunden, so muthmasse ich wohl nicht ohne zureichenden Grund, dass diese menschlichen Glieder auch gleichen Alters mit denen übrigen Tierverschärfungen sind. Sie müssen durch einen Zufall, mit selbigen hieher gekommen seyn. Der Grösse nach waren beede Stücke, von dem gewöhnlichen Ausmas, das der Schöpfer nach einer Länge von 5 bis 6 Schuh dem Menschen gegeben, gar nichts verschieden.“

Die Ansichten Blumenbachs über den „fossilen Menschen“ besitzen heute nur noch historisches Interesse und haben den Gang der Wissenschaft von der erdgeschichtlichen Entwicklung des Menschengeschlechtes nicht nachweisbar beeinflusst. Weit wichtiger dafür wurde die Kritik, die *Cuvier* an den vermeintlichen „fossilen“ menschlichen Resten übte. „Ich behaupte“, sagt Cuvier <sup>1)</sup>, „dass man noch niemals Menschenknochen unter den Fossilien gefunden hat, wohlverstanden unter den eigentlichen „Fossilien“, oder mit andern Worten, in den regelmässigen Ablagerungen der Erdoberfläche. Denn in den Torflagern, in den rezenten Anschwemmungen (alluvions), wie auf Begräbnisplätzen, könnte man ebensowohl menschliche Knochen ausgraben, wie Knochen von Pferden und andern gewöhnlichen Tierarten. Sie könnten gleicherweise auch in den Spalten der Felsen, in Grotten, wo sich der Stalactit über ihnen angesammelt hätte, vorkommen. Aber in den Schichten, welche die alten Tierarten in sich schliessen, unter den Palaeotherien und sogar unter den Elephanten- und Rhinoceros-Arten hat man noch nie den kleinsten menschlichen Knochen gefunden“. Den berühmten „Homo Diluvii testis“ Jakob Scheuchzers <sup>2)</sup> aus dem Miocän von Oeningen, in welchem noch Blumenbach <sup>3)</sup> auf Grund eigener Untersuchung sehr wahrscheinlich nur einen Wels (*Silurus glanis* L.) sehen zu müssen glaubte, obgleich Peter Camper <sup>4)</sup> ihn schon im Jahre 1787 als „versteinerte Eidechse“ bezeichnet hatte, bestimmte Cuvier schon in der ersten Auflage seines „Discours“ richtig als Salamandriden. Die Funde eines menschlichen Unterkiefers und menschlicher Artefakte von Cannstatt (siehe oben S. 83) entbehren nach Cuvier jeder Beweiskraft, da das Terrain ohne jede Vorsicht umgearbeitet worden war, so dass die ursprüngliche Lagerung der Fundstücke nicht mehr festzustellen ist. Ebenso hält er die „fossilen“ Skelette von Guadeloupe und andere, in Europa gemachte, Funde für rezenten Ursprungs. „Alles scheint demnach dafür zu sprechen, dass die menschliche Art zur Zeit der grossen Revolutionen, welche in den Ländern, in denen sich fossile Knochen finden, diese Knochen eingebettet haben, noch nicht existierte. Denn es gäbe keinen Grund anzunehmen, dass sie allein so allgemeinen Katastrophen vollständig entgangen wäre, und dass

<sup>1)</sup> Cuvier, le baron G. de, Discours sur les révolutions de la surface du Globe, Paris 1826, S. 66 u. ff.

<sup>2)</sup> Scheuchzer, Jak., Homo diluvii testis, Tiguri 1726.

<sup>3)</sup> Blumenbach, J. F., Specimen archaeologiae telluris etc., Goettingae 1803, S. 11.

<sup>4)</sup> In einem Brief Camper's an Burtin, vgl. Cuvier, Recherches sur les ossemens fossiles, Paris 1824, IV. S. 436.



ihre Reste sich heute nicht ebensowohl wiederfinden sollten, wie die der andern Tiere. Aber ich will daraus nicht schliessen, dass der Mensch vor dieser Zeit überhaupt nicht existierte. Er konnte einige Gebiete von geringer Ausdehnung bewohnen, von denen aus er nach diesen schrecklichen Ereignissen die Erde wieder bevölkerte. Vielleicht auch sind die Orte, wo er sich aufhielt, gänzlich verschlungen und seine Gebeine auf dem Grunde der heutigen Meere begraben worden, mit Ausnahme der kleinen Zahl von Individuen, welche seine Art fortgepflanzt haben.“

Diese von Cuvier mit dem ganzen Gewicht seiner wissenschaftlichen Autorität ausgestatteten Ansichten sind das *zweite* bedeutende Hindernis gewesen, das sich der unbefangenen Würdigung der menschlichen Urgeschichte entgegenstellte. Als Schöpfer einer auf die vergleichenden Anatomie gegründeten und durch diese vertieften Systematik des Tierreichs, als Entdecker der Korrelation der einzelnen Teile des tierischen Organismus, als Schöpfer der modernen Paläontologie der Wirbeltiere und endlich als Begründer der auf seine paläontologischen Untersuchungen basierten Katastrophentheorie genoss Cuvier in der vordarwinischen Zeit jahrzehntelang eine wissenschaftliche Autorität, die erst infolge der durch Darwin neubegründeten Deszendenzlehre und ihre von Lyell auch auf das geologische Gebiet übertragenen Konsequenzen in einzelnen Gebieten erschüttert wurde. *Charles Lyell*<sup>1)</sup> hatte in seinen „*Principles of Geology*“ an Stelle der Katastrophenlehre Cuvier's der Vorstellung zum Durchbruch verholfen, dass die Veränderungen der Erdoberfläche, so gewaltig sie dem kurzlebigen Menschen auch erscheinen mögen, doch nicht die Folge einer Reihe von plötzlich und allgemein eingetretener Kataklysmen, sondern diejenige der durch lange Zeiträume wirkenden umgestaltenden Kräfte seien, die wir auch in der Jetztzeit noch am Werke sehen. Damit fiel auch die weitere Annahme Cuvier's, dass die Lebewelt der vergangenen Epochen der Erdgeschichte bei jeder nachfolgenden Katastrophe gänzlich vernichtet worden sei, dahin und an ihre Stelle konnte die Ansicht einer durch alle Perioden der paläontologischen Geschichte der Erde gehenden Kontinuität der gesamten organischen Welt gesetzt werden.

Die erste Auflage der „*Principles*“ fällt in die Jahre 1830—1833, die neunte erschien im Jahre 1853. Es ist klar, dass jede folgende Auflage des grundlegenden Werkes durch den mittlerweile gewonnenen Zuwachs an Erkenntnis gegenüber der vorhergehenden manche Veränderung aufweisen musste. Am stärksten aber machte sich dies naturgemäss bei der 10. Auflage von 1866 geltend, da inzwischen Darwin sein Werk über die Entstehung der Arten publiziert hatte (1859). Lyell zögerte nicht, die hauptsächlich von *Alfred Russel Wallace*, *Charles Darwin* und *Joseph Dalton Hooker* begründete Lehre von der Veränderlichkeit der „Art“ sich zu eigen zu machen und ihre Konsequenzen für die Paläontologie zu

<sup>1)</sup> Lyell, Charles, *Principles of Geology*, 12 th Edition, London 1875.

ziehen. Er beteiligte sich sogar selbst an der Diskussion, indem er auch den Menschen in seiner erdgeschichtlichen Stellung zu untersuchen unternahm und in seinem Werke „The geological Evidences of the Antiquity of Man“ (London 1863) eine weitere der klassischen Arbeiten englischer Naturforscher lieferte, welche jene so bewegte Zeit der Neubelebung der gesamten Wissenschaften von der organischen Welt in so eigentümlicher Weise auszeichnen und die Namen Darwin, Wallace, Lyell, Hooker und Huxley, um nur die bekanntesten zu nennen, für immer mit der Geschichte der Deszendenztheorie verknüpft haben.

Abgesehen von der Gruppe der „Materialisten“, für deren massive und unglaublich naive Philosophie die Konsequenz der Darwin'schen Selektionstheorie, die Abstammung des Menschen von affenähnlichen Vorfahren, gewissermassen, um einen groben Schweizer Ausdruck zu brauchen, „ein gefundenes Fressen“ war, das sie nicht zögerten, in vielfach unkritischer Weise urbi et orbi zu verkünden, war es in Deutschland in erster Linie *Ernst Hæckel*, der sich mit Begeisterung in den Dienst des Deszendenzgedankens stellte. Auch Hæckel ist eigentlich nie über den philosophischen Standpunkt des naturwissenschaftlichen Materialismus hinausgekommen, denn auch der Hæckel'sche „Monismus“ ist im Grunde nur die durch ein neues Schlagwort versuchte Formulierung eines alten Grundgedankens. Was aber Hæckel's Stellung zur Darwin'schen Deszendenzlehre von derjenigen vieler Materialisten der sechziger Jahre ganz wesentlich unterscheidet, ist erstlich einmal der Eifer, den er allen damit verknüpften Problemen entgegenbrachte, die lückenlose Konsequenz, mit der er den Deszendenzgedanken für alle Gruppen der tierischen und pflanzlichen Organismen, von den einfachsten bis zu den kompliziertesten, durchzuführen versuchte, und nicht zum wenigsten die Genialität, mit der er, grossenteils auf eigene Untersuchungen gestützt, aus dem fast unübersehbaren Heer der Einzeltatsachen das den einzelnen Gruppen Gemeinsame herauszufinden und organisch zu verknüpfen verstand. Kein anderer deutscher Naturforscher hat ferner so viel zur Klärung verwickelter biologischer Erscheinungsgruppen beigetragen, keiner hat es so, wie Ernst Hæckel verstanden, das Verständnis und das Interesse für die Biologie in die weitesten Kreise zu tragen, und seine Wissenschaft in so beredter und formgewandter Weise zu „popularisieren“.

Ein Feuergeist und eine entschlossene Kampfnatur wie Hæckel musste selbstverständlich dazu gelangen, auch den *Menschen* in das Bereich ihrer Erörterungen zu ziehen, trotzdem Hæckel sich weder mit Anthropologie, noch mit Ethnologie speziell beschäftigt hatte. Er zog daher in der ersten Auflage der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ vom Jahre 1868 bereits die sich aus der Darwin'schen Deszendenzlehre ergebenden Folgerungen auch für den Menschen und als Darwin selbst im Jahre 1871 sein Werk „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl“ publizierte, ermangelte er nicht hervorzuheben, dass Hæckel der einzige

Schriftsteller sei, der seit dem Erscheinen der „Entstehung der Arten“ die volle Bedeutung der geschlechtlichen Zuchtwahl erfasst habe.

So schien allmählich durch den Entwicklungsgang der verschiedenen, an der Naturgeschichte des Menschen beteiligten Wissenschaften die Bahn zu einer vorurteilslosen Erörterung aller auf den Menschen bezüglichen Fragen frei geworden zu sein. Durch die Anwendung der Deszendenztheorie auf den Menschen und durch die Einführung des neuen Faktors grosser Zeiträume für die Entwicklung der organischen Welt und damit auch des Menschengeschlechtes konnten endlich eine Reihe von grundlegenden Fragen in Angriff genommen werden, welche die frühere Zeit kaum zu formulieren gewagt hatte. Die Frage nach der *Stellung des Menschen im zoologischen Systeme*, diejenige nach dem *Alter des Menschengeschlechtes* und nach der „*Urheimat*“, d.h. nach dem geographischen Ausgangspunkte des Menschen gehören dahin. Der *kulturelle Zustand der ältesten menschlichen Gesellschaften*, der *Ursprung der Sprache* und anderes mehr bildeten fortan ebenfalls Probleme, die ohne Rücksicht auf theologische Dogmen und auf die Autorität der Bibel untersucht werden konnten. In fast allen Kulturländern entstanden in rascher Folge besondere Gesellschaften und wissenschaftliche Publikationsorgane, die sich in den Dienst der Wissenschaft vom Menschen stellten und wenn auch bis in neuere Zeiten hinein in Bezug auf die Anwendung der Ausdrücke „Anthropologie“, „Ethnographie“ und „Ethnologie“ noch manche Unklarheit und Willkür bestehen blieb, so sonderte sich doch de facto die Gesamtwissenschaft vom Menschen immer deutlicher in drei nach Objekt und Methode verschiedene Richtungen: die *physische Anthropologie* der jetztlebenden Rassen, die *Ethnographie* und *Ethnologie* der geschichtlich noch erreichbaren menschlichen Gesellschaftsverbände und endlich die „*Urgeschichte*“, d.h. die anthropologische und ethnographische Untersuchung der vorgeschichtlichen Menschen und ihres Milieu. Und gerade in letzterer Hinsicht wurde die Befreiung der Geister von der biblischen Ueberlieferung einerseits und von Cuvier's Katastrophenlehre anderseits wichtig, indem dadurch eine Reihe von prähistorischen Funden menschlicher Artefakte und menschlicher Skelettreste, die schon in vordarwinischer Zeit gemacht worden waren, durch die Deszendenztheorie neue Bedeutung erlangten.

Seltsamerweise machte sich aber gerade auf diesem Gebiete wiederum die Autorität eines einzelnen Mannes während längerer Zeit hemmend auf den Fortschritt der Erkenntnis geltend. Im Jahre 1857 hatte Dr. Fuhlrott von Elberfeld im „Neandertal“ bei Düsseldorf in einer Höhle ein anscheinend von einem Menschen herrührendes, neben andern Knochen von den Arbeitern eines Kalksteinbruches ausgegrabenes Schädeldach gerettet, das seither als „Neandertalschädel“ bekannt und berühmt geworden ist. Nachdem die anfänglichen Zweifel an der Zugehörigkeit dieses Fundstückes zur menschlichen Art bald zerstreut worden und derselbe, vor allem von Dr. Fuhlrott selbst, von Prof. Schaaffhausen und von Thomas Huxley, als Vertreter einer

tiefstehenden menschlichen Rasse der Diluvialzeit gedeutet worden war, erhob *Rudolf Virchow* seine gewichtige Stimme und bestritt das hohe Alter und damit auch die Bedeutung der Neandertaler Schädelkalotte für die menschliche Vorgeschichte. Virchow behauptete ausserdem, dass das Schädeldach aus dem Neandertal überhaupt keinem normalen Individuum angehört haben könne, sondern infolge des Lebens in Höhlen, das zu einer krankhaften Verdickung der Knochen führte, pathologisch verändert sei. Virchow bezeichnete diese hypothetische Krankheit als „Höhlenarthritis“. Soweit bei einem derart krankhaft veränderten Fundstück die rassenhafte Zugehörigkeit überhaupt beurteilt werden könne, zeigte der „Neandertaler“ nach Virchow's Meinung am meisten Aehnlichkeit mit modernen Friesenschädeln.

So fiel der Neandertaler, der lange weitaus das wichtigste Fundstück vorgeschichtlicher menschlicher Skeletteile gewesen war, für längere Zeit unverdienter Vernachlässigung anheim.

Im Jahre 1891 fand dann der holländische Militärarzt *Eugen Dubois* auf Java ein Schädeldach, einen Backenzahn und ein Jahr später, in einiger Entfernung von den frühern Funden, auch einen linken Oberschenkelknochen, die er sämtlich auf Ein Individuum bezog und zeitlich in das Pliocän, also an den Schluss der Tertiärzeit verlegte. Dubois belegte seine Funde mit dem schon von Häckel für die hypothetische Uebergangsform von Affe zu Mensch aufgestellten Gattungsnamen *Pithecanthropus* und beschrieb sie als *P. erectus*.

Mit diesem Fund war ein Objekt in die Diskussion über das Alter und die Abstammung des Menschen geworfen worden, das geeignet war, sie aufs neue zu beleben und in der Tat äusserten sich sozusagen alle Anthropologen jener Zeit teils in zustimmendem, teils in mehr kritischem Sinne sowohl, was das geologische Alter, als was die systematische Stellung betrifft, zu den Ausführungen Dubois. Wir haben diese Diskussion hier nicht weiter zu verfolgen.

Dagegen wollen wir noch erwähnen, dass nach und nach auch auf europäischem Boden das Material an „fossilen“ menschlichen Skelettresten reichlicher wurde. Und nachdem, hauptsächlich durch die Bemühungen *Gustav Schwalbe's* in Strassburg, auch eine schärfere anthropologische Messungs- und Darstellungsmethode an diese alten Funde angelegt worden war, begann sich das bisherige Dunkel etwas zu lichten, das bisher die Phylogenie des Hominiden-Stammes umhüllt hatte. Durch Schwalbe's klassische Untersuchungen kam nun auch der alte Neandertaler wieder zu Ehren und wurde mit einigen andern Funden zum Repräsentanten einer besondern menschlichen Spezies erhoben, des *Homo primigenius*, der nach seinen morphologischen Merkmalen auf einer wesentlich tiefern Stufe steht, als der *Homo sapiens*, mit dem er übrigens an einzelnen Stellen zusammengetroffen zu sein scheint und auch durch Zwischenformen (*Homo sapiens fossilis*) verbunden wird.



Während der *Homo primigenius* nach dem bis jetzt von ihm vorliegenden Material deutlich und unbestritten die Merkmale des „Menschen“ aufweist, repräsentiert dagegen der *Pithecanthropus erectus* eine wesentlich tiefere phylogenetische Stufe. Der davon aufgefundene, linke Oberschenkelknochen verhält sich schon „menschenähnlich“. Das Schädeldach dagegen steht demjenigen hochstehender anthropoider Affen — es kommen hier, entsprechend der geographischen Lage der Fundstelle, speziell die indonesischen Gibbons (*Hylobates*) in Betracht — noch näher, als dem Menschen.

Er scheint also dem *Pithecanthropus erectus* in der Tat die Rolle einer Zwischenform zwischen Affe und Mensch zuzufallen, sei es, dass dieselbe sich direkt in die gerade Linie des menschlichen Stammbaumes einstellt, wie Dubois glaubte, sei es, dass sie die Spitze eines abgestorbenen Seitenastes desselben bildet, was möglicherweise auch beim *Homo primigenius* zutrifft <sup>1)</sup>.

Während auf die geschilderte Weise die Palae-Anthropologie auf Grund der sich mehrenden prähistorischen Skelettfunde sich allmählich immer sicherere Fundamente schuf, entwickelte sich auch die *Palae-Ethnologie* in erfreulichster Weise weiter. Es zeigte sich, dass der Mensch auf europäischem Boden zeitlich so weit hinaufreicht, dass seine ersten nachweisbaren Vertreter nicht nur mit einer alten, jetzt längst z. T. ausgestorbenen, z. T. ausgewanderten Fauna, die dem Pleistocän oder „Diluvium“ angehörte, zusammenlebten, sondern in jenen fernen Zeiten auch schon eine sehr bemerkenswerte Höhe der ergologischen Kultur erreicht hatten, die ihn mit zahlreichen Wildstämmen der Jetztzeit in Parallele setzt. Es stellte sich immer deutlicher heraus, dass die auf Grund der nordeuropäischen Gräberfunde schon in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts von nordischen Forschern aufgestellte Dreiteilung der vorgeschichtlichen Zeiten in eine „Steinzeit“, „Bronzezeit“ und „Eisenzeit“ nicht genügt, sondern dass jede derselben auf Grund besonders charakteristischer Fundstücke, der „Typen“, in eine Anzahl zeitlicher Unterabteilungen zerfällt werden muss, die am zahlreichsten für die „Steinzeit“, entsprechend deren Erstreckung über ungeheure Zeiträume hin, am wenigsten zahlreich für die „Eisenzeit“ ausfallen, die relativ nur wenig weit hinter die historische Zeit zurückreicht. Ob das Auftreten des Menschen in Europa noch in den Schluss des Tertiärs hinaufreicht und ob die ältesten, als von Menschenhand bearbeitet angesprochenen Fundstücke noch diesem zuzurechnen sind, ist noch unentschieden, wie denn auch die Natur der „Eolithen“ als menschlicher Artefakte noch manchem Zweifel zu begegnen scheint.

Die beträchtlichen Unterschiede des Materials und der Technik, welche die steinzeitlichen Artefakte aus den im weitaus grössten Teile seines

<sup>1)</sup> Auf die überreiche Litteratur über den *Pithecanthropus* und die fossilen Menschenreste kann hier nicht eingetreten werden. Dagegen kann ich es mir nicht versagen, wenigstens auf die vortreffliche, orientierende Schrift meines frühern Kollegen, Prof. Dr. Otto Schlaginhaufen, zu verweisen, die den Titel führt: Die wichtigsten fossilen Reste des Menschengeschlechtes, Neujahrsblatt der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich auf das Jahr 1914. Zürich 1914.

Areals unvergletschert gebliebenen Frankreich einerseits und diejenigen aus den dänischen Torfmooren und „Küchenabfallhaufen“ (Kjökkenmøddinger), sowie aus den schweizerischen Pfahlbauten anderseits aufwiesen, machten bald eine Zweiteilung der „Steinzeit“ in eine „ältere“ oder *palaeolithische* und eine „jüngere“ oder *neolithische* Epoche notwendig. Dänemark, wie Skandinavien und Norddeutschland waren einst vom nordischen Binneneis, die schweizer Pfahlbaugebiete waren von den aus den Alpen vorstossenden Gletschern bedeckt gewesen, konnten also erst viel später vom Menschen besiedelt worden sein, als die eisfrei gebliebenen Steinzeitstationen Frankreichs und wiesen daher auch eine wesentlich höhere Technik, vor allem in Form der *Politur* vieler Steinobjekte auf. Die Unterschiede der palaeolithischen und neolithischen Technik sind in verschiedener Richtung so bedeutend, dass es zweifelhaft schien, ob die neolithischen Stämme die direkten Nachkommen der alten Palaeolithiker waren oder ob beide Epochen durch eine zeitliche und kulturelle Kluft, einen „Hiatus“ von einander getrennt waren, nach welchem neue Völker in die eisfrei gewordenen Gebiete eingewandert wären. Die Akten scheinen darüber noch nicht endgültig geschlossen.

Die erstaunlich grosse Anzahl palaeolithischer Stationen, die im Laufe der letzten Jahrzehnte in Frankreich selbst und in seinen Nachbarländern, Belgien, der Schweiz, Spanien aufgefunden und von zahlreichen nationalen und ausländischen Forschern auf das sorgfältigste untersucht worden sind, ermöglichten es, auf Grund einer immer detaillierter ausgearbeiteten „Typologie“ und nach manchen, von verschiedenen Gesichtspunkten aus unternommenen Versuchen zu einer relativen Chronologie, zur Feststellung der Aufeinanderfolge der palaeolithischen Kulturepochen zu gelangen.

Diese Einteilung, an deren Aufstellung auf der von *G. de Mortillet* geschaffenen Grundlage sich vor allem die französischen Prähistoriker beteiligten, ist in kurzer Uebersicht die folgende:

Ä. *Unteres Palaeolithikum*. — Die Fund-Objekte bestehen hier noch fast ausschliesslich aus Feuerstein. Erst im Moustérien treten die ersten Knochengeräte auf.

1. *Chelléen*, nach der Ortschaft Chelles im Osten von Paris:

- a. Früh-Chelléen
- b. Spät-Chelléen.

2. *Acheuléen*, nach der Ortschaft Saint Acheul bei Amiens an der Somme:

- a. Früh-Acheuléen
- b. Spät-Acheuléen.

3. *Moustérien*, nach Le Moustier in der Dordogne.

*B. Oberes Palaeolithikum.* — Neben Steinwerkzeugen finden sich Gegenstände aus Knochen, Hirsch- und Rentiergeweihen.

1. *Aurignacien.* — Nach Aurignac im Dept. Haute-Garonne.
2. *Solutréen.* — Nach der Fundstation Solutré an der Saône.
3. *Magdalénien.* — Nach dem „Abri“ La Madeleine in der Dordogne.
4. *Azilien.* — Nach der Ortschaft Le Mas d’Azil im Dept. Ariège.

Die Glanzepoche derselben bildet nach dem Reichtum der Funde, der Mannigfaltigkeit des Materials und der Sorgfalt und Kunst seiner Bearbeitung diejenige des „Magdalénien“, das nach der Station La Madeleine, einem „abri“ im Tal der Vézère in der Dordogne benannt ist, aber noch eine Menge anderer Stationen in und ausserhalb Frankreichs umfasst.

Dass aber auch heute noch unsere Kenntnis der palaeolithischen Ethnographie nicht als völlig abgeschlossen betrachtet werden kann, beweisen zwei überraschende Entdeckungen der neuern Zeit. Die eine betrifft die rätselhaften polychromen Malereien tief im Innern einiger palaeolithischer Höhlen in Nordspanien. Sie stellen die grossen diluvialen Säugetiere mit einer Naturtreue und einer Lebendigkeit und Freiheit in der Behandlungsweise dar, die für die Beobachtungsgabe der palaeolithischen Jäger das rühmlichste Zeugnis ablegen und diese Malereien dem Besten an die Seite stellen, was die Jägerstämme der Jetztzeit in polychromer Darstellung geschaffen haben. Aber weshalb wurde das ohne künstliche Beleuchtung jetzt völlig dunkle Innere dieser Höhlen zu solchen Malereien benützt und welchen Zweck hatten diese? Hierüber sind wir nur auf Vermutungen angewiesen, denen nicht einmal eine grosse Wahrscheinlichkeit innewohnt.

Die zweite wichtige und überraschende Tatsache, die wir für das Leben der palaeolithischen Menschen zu registrieren haben, besteht in dem Nachweis, dass diese nicht, wie man früher glaubte, sich auf die Randgebiete der alten alpinen Gletscher beschränkten, sondern schon frühzeitig, d. h. im ältern Palaeolithikum tiefer in das schweizerische Gebirge eindringen und bis zu relativ beträchtlicher Seehöhe vorgerückt sind. Während die früher bekannten palaeolithischen Stationen der Schweiz nach Technik und begleitender Fauna mit dem Magdalénien, also mit der grossen französischen Höhlenperiode zusammenfallen, also mit einer spätern Phase des Palaeolithikums, haben die sorgfältigen Ausgrabungen des Konservators des St. Galler Museums, Herrn Dr. *Emil Bächler*<sup>1)</sup>, einwandfrei dargetan, dass die bekannte Wildkirchli-Höhle auf der Ebenalp im Säntis-Gebiet (1500 m Seehöhe) schon bedeutend früher vom Menschen, wenigstens zeitweise zu Jagd Zwecken, bewohnt gewesen ist. Denn der Mensch erscheint in den Wildkirchli-Funden als Zeitgenosse der grossen Höhlenraubtiere, unter denen der „Höhlenbär“ die dominierende Spezies war und die Artefakte aus Stein, soweit sie überhaupt „typisch“ sind, lassen sich nach

<sup>1)</sup> Bächler, Emil, Die prähistorische Kulturstätte in der Wildkirchli-Ebenalpe-Höhle (Säntisgebirge 1477—1500 Meter über Meer), St. Gallen 1907.

Bächler's Ansicht einzig mit dem französischen „Moustérien“ vergleichen, also mit einer Periode, die zeitlich viel früher fällt, als das Magdalénien und der eigentlichen „Eiszeit“ noch vollständig angehört. Nach den bisherigen steinzeitlichen Funden auf Schweizergebiet war man zu der Annahme veranlasst gewesen, dass dieses erst nach Ablauf der eigentlichen Gletscherzeit vom Menschen besiedelt worden sei, dass die Palaeolithiker das höhere Gebirge mieden und dass erst die Leute der neolithischen Zeit und der dieser folgenden Bronzezeit wagten, auf ihren Jagdzügen höher ins Gebirge vorzudringen. Auch in dieser Hinsicht müssen wir also die frühern Ansichten einer Revision unterziehen.

Für die Kenntnis der *neolithischen* und der sich daran schliessenden *Bronzezeit* ist vor allem, wenigstens für die Prähistorie Zentraleuropas, die Entdeckung der *schweizer Pfahlbauten* von fundamentaler Wichtigkeit geworden. Die erste Entdeckung der schweizer Pfahlbauten geht bekanntlich auf die Mitte des 19. Jahrhunderts zurück, wo die bei aussergewöhnlich niedrigem Wasserstand des Zürichsees im Winter 1853/54 zum Zwecke von Landgewinnung vorgenommenen Erdbewegungen in dem trocken gelegten Seeboden bei Obermeilen zur Auffindung der ersten Artefakte aus neolithischer Zeit Anlass gaben. Der damalige Ortslehrer Johannes Aeppli war einsichtig genug, um die Wichtigkeit dieser Funde zu erkennen und darüber an die Antiquarische Gesellschaft zu berichten. Wesentlich unter der Führung von Ferdinand Keller wurde nun die Pfahlbauforschung systematisch an die Hand genommen und führte bald zur Entdeckung einer sehr grossen Zahl von Pfahlbauniederlassungen in sämtlichen grossen Schweizerseen, mit Ausnahme des Vierwaldstätter- und Walensees, sowie auch in einzelnen kleinen Seen und in Torfmooren. Der Entdeckung der schweizer Pfahlbauten gesellte sich diejenige ähnlicher Niederlassungen in den Nachbarländern, in Frankreich, Oberitalien, Oesterreich, Süddeutschland zu, während eine Zone von ächten Pfahlbauten im Norden, vor allem in den Seen Norddeutschlands gefunden wurden. Als den Pfahlbauten verwandt erwiesen sich die *Terramaren* Oberitaliens und die *Crannoges* von Irland, von welch' letztern eine ganze Anzahl noch im Mittelalter, also schon tief in der historischen Zeit, benützt worden sind.

Die Erforschung der schweizer Pfahlbauten, von denen die meisten entweder ganz oder wenigstens mit ihrer ältesten Kulturschicht der (jüngern) Steinzeit angehören, ergab sehr bald das Resultat, dass der Mensch der Pfahlbaudörfer unter ganz andern Bedingungen der Naturumgebung, der Fauna und Flora gelebt hat, als der Mensch der palaeolithischen Zeiten. Die Flora ist die Waldflora der Jetztzeit, die Tundren- und Steppenflora sind bis auf spärliche Relikte verschwunden, ebenso sind die grossen Säugetiere der ältern palaeolithischen Zeit, das Mammut, das Rhinoceros mit knöcherner Nasenscheidewand, die grossen Höhlenraubtiere: Höhlenbär, Höhlenlöwe, ferner der Ur (Bos primigenius) u. a. ausgestorben, andere Tierarten der spätern palaeolithischen Zeiten haben sich, wie Vielfrass,



Halsbandlemming und Rentier, nach Norden, oder wie Gemse und Murmeltier ins Hochgebirge zurückgezogen, während wieder andere, wie die Saiga-Antilope und die Springmäuse, Steppenhamster und Zwergpfeifhasen sich nur noch in den Steppengebieten Westasiens erhalten haben. Allerdings ist auch die Liste der spätdiluvialen Säugetiere, die sich bis in die Jetztzeit erhalten haben, nicht klein: Edelhirsch, Reh, Wildschwein, der braune Bär, Wolf, Fuchs, Biber und viele andere, namentlich kleinere Säuger aus den Gruppen der Raubtiere, der Insektenfresser und der Nagetiere gehören dahin.

Die Wildfauna der neolithischen Pfahlbauten ist dagegen durchaus die mittel-europäische der historischen Zeit. Die tierischen Formen, die heute in der Schweiz fehlen, während sie zur Pfahlbauzeit bei uns lebten, wie Wisent, Biber und Wolf, sind erst durch den Menschen ausgerottet worden.

Es war von vornherein wahrscheinlich, dass zur Blütezeit der Pfahlbauten in den Seen auch das Land menschliche Ansiedelungen aufzuweisen hatte, aber es ist auch verständlich, dass diese weit seltener erhalten blieben, als die Seedörfer, deren Reste vom Seeschlamm und vom Wasser zugedeckt und auf die Weise geschützt wurden.<sup>1)</sup>

Mit der Entdeckung der neolithischen Pfahlbauten und der Vergleichung ihrer ergologischen „Typen“ aus festländischen neolithischen Stationen erhoben sich sofort eine ganze Reihe wichtiger Fragen. In welchem Verhältnis steht der Ackerbau und Viehzucht treibende, in Dorfsiedelungen wohnende Mensch zu den Jägerstämmen der palaeolithischen Zeit, von deren ergologischer Kultur er so scharf getrennt zu sein scheint? Sind die neolithischen Bewohner Europas die direkten, leiblichen Nachkommen der Palaeolithiker oder sind diese ausgestorben und ausgewandert und durch fremde Einwanderer ersetzt worden? Oder ist die neolithische Kultur in ihren Grundelementen von aussen, etwa aus Westasien gekommen? Was veranlasste die Stämme des Neolithikums, so viele ihrer Siedelungen im Wasser anzulegen? War die zeitliche Kluft, der „Hiatus“, der z. B. in der Schweiz die neolithische so scharf von der palaeolithischen Kultur scheidet, allgemein oder bloss lokal? In welche Zeit ist in Europa der Abschluss der neolithischen Epoche zu verlegen? Diese und andere Fragen tauchten auf und erheischten Antwort.

Zunächst war es aus geologischen und faunistischen Gründen klar, dass die ganze Dauer der neolithischen Zeit auf europäischem Boden viel kürzer war, als die gewaltigen Zeiträume der palaeolithischen Epochen, für welche de Mortillet, allerdings auf Grund einer bloss subjektiven Schätzung, eine Dauer von mehr als 200,000 Jahren angenommen hatte.

<sup>1)</sup> Ueber die Steinzeit der Schweizer Pfahlbauten wollen wir hier nur auf die klassischen „Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich“ und auf die treffliche Uebersicht in Dr. J. Heierli, Urgeschichte der Schweiz, Zürich 1901, S. 92 bis 200, verweisen.

Man überzeugte sich auch bald, dass es nicht angeht, wozu man im Anfang geneigt war, von einer besondern „Pfahlbaukultur“ zu reden, denn die typischen Artefakte der neolithischen Pfahlbauten fanden sich auch in Landstationen. Ebenso ging es aus verschiedenen Gründen nicht an, von einem spezifischen „Pfahlbauvolke“ zu reden und dieses mit den viel berufenen „Kelten“ zu identifizieren, denen man in den 30er und 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts alles mögliche Rätseihafte in der europäischen Kulturgeschichte in die Schuhe schieben wollte, so dass man damals von einer förmlichen „Keltomanie“ zu sprechen berechtigt war, die sich auch auf linguistischem Gebiete bemerklich machte.

Entsprechend ihrer weit kürzern zeitlichen Dauer und der grössern Einheitlichkeit ihrer „Typen“ ist die Zerfällung der neolithischen Zeit Europas in Unterabteilungen bei weitem weniger detailliert ausgefallen, als diejenige der palaeolithischen Zeit. Für unsere schweizerischen Gegenden unterscheiden Victor Gross und nach ihm Heierli drei Phasen: 1. eine *älteste*, 2. eine *mittlere* und 3. die *Kupferzeit*, in der neben Geräten aus Stein, Horn und Knochen nun auch Objekte aus reinem d. h. nicht legiertem Kupfer in Form von Waffen und Schmuckgegenständen aufzutreten beginnen. Für den Norden Europas liegen die Verhältnisse etwas anders und die dänischen Archaeologen unterscheiden daher innerhalb der neolithischen Zeit nur *zwei* Epochen: 1. diejenige der *Küchenabfallhaufen* (Kjökkenmöddinger), die ganz steinzeitlich ist und die ältere Stufe repräsentiert, und 2. die Zeit der *megalithischen Bauten*, die wenigstens mit ihren ältesten Fundschichten noch in die neolithische Periode hinaufreichen. Innerhalb dieser 2. Phase wurde dann wieder eine ältere Stufe, die sich an die Kjökkenmöddingerkultur anschliesst und eine jüngere unterschieden, die in ihren Typen mit der mittel- und west-europäischen neolithischen Zeit übereinstimmt.

Während sich an einzelnen Stellen des europäischen Bodens an die Steinzeit eine kurze Periode des reinen Kupfers anschliesst, treten wir an andern, weit zahlreichern Stellen unmittelbar in die reichentwickelte Kultur-epoche des legierten Kupfers, der *Bronze* ein. Auch die Funde der prähistorischen Bronzezeit sind, hauptsächlich von *Montelius*, in charakteristische Serien von „Typen“ geordnet worden, nach denen er auf Grund eines ungeheuren Vergleichsmaterials aus Europa und Asien zunächst für Norddeutschland und Skandinavien<sup>1)</sup> nicht nur die relative, sondern auch die absolute Chronologie dieser Epoche zu fixieren suchte. Doch sind die Metalle, zunächst Kupfer und Bronze in den verschiedenen Ländern Europas, Westasiens und Nordafrikas zu so verschiedenen Zeiten aufgetreten und haben eine so verschiedene Entwicklung nach Dauer und ergologischer Mannigfaltigkeit erlangt, dass jeder Bezirk seine besondere Chronologie

<sup>1)</sup> Vgl. u. a. Montelius, Oscar, Die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Nord-Deutschland und Skandinavien, Braunschweig 1900.

verlangt. So zerfällt Heierli die Bronzeperiode der *Schweiz* in drei Abschnitte: 1. Bronzezeit I: etwas vor der Mitte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends. 2. Bronzezeit II (bel âge du bronze): XV. bis X. Jahrhundert v. Chr. 3. Bronzezeit III: ca. 1000—700 v. Chr.

An die Bronzezeit schliesst sich in Europa die *Eisenzeit* mit ihren beiden grossen Entwicklungsphasen: der ältern, an eisernem Gerät noch relativ armen *Hallstätter*-Periode und der jüngern *La-Tène*-Periode mit reicher Entwicklung der Fundobjekte aus Eisen. Sie wird wieder in eine *Früh-La-Tène*, *Mittel-La-Tène* und *Spät-La-Tène*-Stufe geschieden, welch' letztere, wenigstens für das Bereich der römischen Eroberungen, speziell in Gallien, in die historische Zeit hinüberleitet.

Wir hätten die Entwicklung der Palaeethnographie und die mit dieser zusammenhängenden Fragen nicht so ausführlich zu berühren brauchen, wenn die prähistorischen Zeiten als vollkommen abgeschlossene Epochen hinter uns lägen und uns völlig fremd geworden wären. Aber dies ist nicht der Fall. Denn gerade wie die „Eiszeit“ noch nicht völlig von der Erde verschwunden ist, sondern in den Gletschern der Hochgebirge und den Eiswüsten der arktischen und antarktischen Erdcalotte noch in die Gegenwart hineinragt, so finden auch ganze Kategorien der ergologischen Erscheinungen der Vorzeit in den Bräuchen der jetztlebenden Völker ihre genaue Parallele.

Allerdings ist kein Volk mehr vorhanden, das noch ganz auf der Stufe der alten Palaeolithiker stünde, denn alle „Steinvölker“ der Jetztzeit sind dazu gelangt, ihre aus hartem, zähem Gestein hergestellten Werkzeuge zu polieren, wie die Neolithiker dies taten. Aber in manchen Einzelheiten ist auch die palaeolithische Zeit noch nicht ganz verklungen. So erinnern die Schnitzereien der arktischen Randvölker in Knochen und Walrosszahn vielfach an die Schnitzereien aus dem Magdalénien Europas und die neu-entdeckten Malereien in einigen nordspanischen Höhlen<sup>1)</sup>, die ein so überraschendes Zeugnis von dem sichern Auge und der kunstvollen Hand der Palaeolithiker ablegen, finden in den Felsenmalereien indianischer Stämme, sowie der Buschmänner, Australier und selbst der alten Bewohner der Oster-Insel gewissermassen ihren letzten Nachhall.

Noch viel deutlicher und mannigfaltiger aber gestalten sich die ergologischen Beziehungen der Jetztzeit primitiver Völker zur neolithischen Epoche. Wo Klima und Bodenart es gestatten, werden da und dort immer noch die natürlichen, häufig künstlich ausgestalteten *Höhlen* dauernd oder bloss vorübergehend zu Wohnräumen, Verstecken und Zufluchtsorten in Zeiten der Verfolgung, zu Aufbewahrungsräumen, oder zu Stätten für die religiösen Kulte herangezogen. — Als die *Pfahlbauten* unserer Seen entdeckt worden waren, begann man in den Reisewerken alter und neuer Zeit

<sup>1)</sup> Cartailhac, Emile et Breuil, Henri, La Caverne d'Altamira à Santillane près Santander (Espagne), Monaco 1906. Del Rio, Alcide, Breuil, Henri, et Sierra, Lorenzo, Les cavernes de la région Cantabrique, Monaco 1912.

Umschau nach dieser seltsamen Siedlungsform zu halten. Man wurde bald auf die merkwürdige Stelle bei Herodot <sup>1)</sup> aufmerksam, in der er für den See *Prasias* in Mazedonien, d. h. den heutigen Butkova göl, einen Flusssee eines rechtseitigen Nebenflusses der Struma, die Existenz von Pfahldörfern bezeugt und deren Herstellung, sowie einige Sitten ihrer Bewohner ausführlich beschreibt. Aus der Literatur der Conquista-Zeit lernte man die Pfahlbauten in der grossen Lagune von *Maracaybo* kennen, nach denen die Entdecker diese Landschaft nachmals Venezuela, d. i. „Klein-Venedig“ nannten, da der einzige damals bekannte Pfahlbau auf europäischem Boden Venedig war. Auch für die Nordküste von Cuba bezeugt Las Casas in einer gelegentlichen Notiz das Vorhandensein von Pfahldörfern. Während sie aber auf Cuba verschwunden zu sein scheinen, sind sie im See von Maracaybo auch heute noch im Gebrauch.

Aber das klassische Gebiet der neuzeitlichen Pfahlbauten bildete die *südostasiatische Inselwelt*: einzelne Küstenstrecken von *Neu-Guinea*, von wo sie schon durch die grosse französische Südsee-Expedition unter Jules Dumont d'Urville <sup>2)</sup> (1826—1829) zum ersten Mal, speziell vom Golf von Doré (Dorey) im NW. der Insel eingehend untersucht und abgebildet wurden. Pfahlbauten wurden ferner, teils als ständig im Wasser stehende Bauten, teils in habituellen Ueberschwemmungsgebieten, teils auf dem festen Lande als eine typische Siedlungsform weiter Strecken der von malayischen Stämmen bewohnten Gebiete, von Sumatra bis Borneo und den Philippinen festgestellt. Und als endlich auch Pfahlbauten in verschiedenen hydrographischen Gebieten von *Mittelafrika* entdeckt worden waren, stellte es sich immer klarer als Tatsache heraus, dass die Sitte, in Pfahlbauten zu wohnen, sozusagen in allen Kontinenten ihre Vertreter hatte und weder an eine bestimmte Rasse, noch an ein bestimmtes Sprachtum, noch an eine bestimmte Kultur gebunden war. Dies erlaubte den Rückschluss, dass auch für die prähistorische Zeit die Sitte, Pfahlbauten im Wasser zu errichten, nicht an ein bestimmtes „Pfahlbauvolk“ gebunden, sondern von *verschiedenen* Völkern geübt worden war.

Ganz ähnlich gestaltet sich die Sachlage für eine ganze Reihe anderer Reste aus der vorgeschichtlichen Zeit Europas. So finden die alten *Muschelhaufen* der dänischen und anderer europäischer Küsten ihre Parallele in den Abfallhaufen Senegambiens, Japans, SO.-Australiens, in den Sambaquis von Brasilien, in den Muschelhaufen der Küsten und Flussufer Nordamerikas und auf den Inselküsten der Aleuten. Wenn sie auch in den meisten dieser Gebiete ebenfalls der „Prähistorie“ angehören, indem die heutigen Landesbewohner ihre Entstehung nicht mehr kennen, so sind sie doch zweifellos weit jünger, als die Kjökkenmöddinger Dänemarks.

<sup>1)</sup> Herodot, V. 16.

<sup>2)</sup> Dumont d'Urville, J., Voyage de l'Astrolabe 1826—1829, 5 tom. Atlas, Paris 1830—33.



Auch die sogenannten „megalithischen“ Bauten und Denkmäler Nord- und Westeuropas finden in einzelnen ihrer Formen auffällige Analoga in mehreren ausser-europäischen Gebieten. Dahin gehören z.B. die kunstvoll bearbeiteten Menhirs in den Ruinenstädten von Quiriguá und Copan in Guatemala, sowie die merkwürdigen megalithischen Denkmäler mehrerer Südsee-Inseln: die beiden Megalithen-Reihen auf der Ladronen-Insel Tinian, von denen jede über ein Dutzend vierkantiger Steinsäulen umfasst. Diese sind je wieder von einem gewaltigen, halbkugeligen Aufsatz gekrönt, dessen Gewicht auf 4 Tonnen geschätzt wird. Ähnliche Megalithen, obwohl kleiner, finden sich auf andern Inseln der Ladronen-Gruppe. Ebenso finden sich auf Ponape, auf Tongatabu usw. megalithische Denkmäler, in Form von Pyramiden, von Cromlechs, von Menhirs, auf Tongatabu sogar ein Dolmen von gewaltigen Dimensionen. Nicht weniger merkwürdig sind die zahlreichen, nach hunderten zählenden Monolithe in Form gigantischer Menschenköpfe, sowie die aus grossen zubehauenen Steinplatten bestehenden Terrassen und Plattformen auf der entlegenen Oster-Insel, die in neuerer Zeit durch Willian J. Thomson wieder eingehend untersucht und abgebildet worden sind.<sup>1)</sup> Alle diese Megalithen der Südsee sind schon bezüglich der zu ihrer Aufrichtung und zum Transport nötigen mechanischen Arbeit nicht weniger rätselhaft als die megalithischen Denkmäler Westeuropas.

Besonders zahlreich sind die ethnographischen Anklänge der historischen Zeit ausser-europäischer Völker an die „prähistorische“ Zeit auf dem Gebiete der *Leichenbestattung*. Grabhügel verschiedenster Form und Grösse, Kistengräber, Grabbeigaben der mannigfaltigsten Art finden sich so häufig und weit verbreitet, dass wir auf die Anführung von Einzelheiten verzichten müssen. In nicht seltenen Fällen hat der Reichtum an Grabbeigaben aus Gold und Silber dazu geführt, dass die alten Gräber der Eingebornen von den europäischen Eroberern geöffnet und geplündert worden sind, wie dies in Westsibirien durch die Russen, im tropischen Amerika durch die Spanier an vielen Orten der Fall war. Nach der Entdeckung der Goldlager in Kalifornien im Jahre 1848 und der Einrichtung der sogen. Vanderbilt'schen Linie über die Seen von Nicaragua zur Beförderung der aus den Oststaaten kommenden Goldgräber wurde durch einen Zufall im Jahre 1858 von zwei einheimischen Pflanzern in der zentral-amerikanischen Landschaft Chiriquí der erste Fund einer altindianischen Goldfigur gemacht. Dieser Fund führte zur Untersuchung der schon früher bekannten indianischen Gräberfelder von Chiriquí und schon im Jahre 1859 waren über tausend Leute mit der Durchwühlung dieser Gräber auf Goldobjekte beschäftigt. Ein Teil der ursprünglich nach Kalifornien bestimmten Auswanderer zog es vor, nach Chiriquí zu gehen und durch die mühe-losere Plünderung der indianischen Gräberfelder in den Besitz des gesuchten Goldes zu gelangen. Man hat berechnet, dass aus einem einzigen dieser

<sup>1)</sup> Thomson, William J., *Te Pito te Henua, or Easter Island*, Washington 1891. (From the Report of the National Museum 1888—89.)

Gräberfelder von Chiriquí auf diese Weise ein Goldwert von 50,000 Dollars gewonnen worden ist. Wenn durch diesen Gräberraub selbstverständlich zahllose Erzeugnisse der indianischen Goldtechnik für die Wissenschaft verloren gegangen sind, so ist davon doch immerhin noch so viel übrig geblieben, dass wir ein gutes Bild dieser indianischen Edelmetalltechnik zu gewinnen vermögen. Der wissenschaftliche Entdecker derselben war Mr. Merritt, Direktor einer Goldmine in Veragua gewesen, der 1859 die Gräber von Chiriquí untersuchte, die Objekte selbst sind später von William H. Holmes<sup>1)</sup> bearbeitet worden.

Die Kistengräber von Chiriquí scheinen nicht mit Erdhügeln bedeckt gewesen zu sein, da ihre Oberfläche, wenigstens im heutigen Zustande, flach ist. Dagegen sind grosse, über den Kistengräbern aufgehäufte Erdhügel in andern Teilen Amerikas, in den Vereinigten Staaten, in Mexiko, Zentralamerika und Peru, sehr häufig. Der aus dem Inca-Peruanischen stammende Name der *Huacas* für Gräber und Grabhügel ist sogar im spanischen Amerika weit über Peru hinaus in Gebrauch gekommen. In den Tälern des Ohio und Mississippi finden sich aber neben den Grabhügeln auch noch andere, recht merkwürdige Hügelformen, z. T. in geometrischen Formen, in Kurven oder in Form von reihenförmig angeordneten Tierfiguren. Diese nach Form und Zweck als Grabhügel, Verteidigungswälle, ringförmige Wälle, die wohl zu Stammesversammlungen dienten, als Unterbau von Tempeln und Opferstätten angelegten Hügel (mounds) sind so zahlreich und eigenartig, dass man im Beginn ihres wissenschaftlichen Bekanntwerdens sie einem längst ausgestorbenen Volke zuschrieb, das von den historischen Indianern Nordamerikas verschieden gewesen sein sollte und eine wesentlich höhere Kultur besessen hätte, als letztere. Man sprach daher, noch bis in die 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts hinein, von einem besondern Volke der „*Moundbuilders*“ oder „Hügelerbauer“, wie man in Europa früher von einem „Pfahlbau-Volk“, einem „Dolmen-Volk“ sprach. Aber auch für die *Moundbuilders* zeigten die nüchterne Untersuchung<sup>2)</sup> der spätern Zeit, dass sie erstlich kein einheitliches Volk gewesen waren, dass sie zweitens die direkten Vorfahren der heutigen Indianer dieser Gebiete waren und dass drittens die Errichtung und der Gebrauch solcher Mounds für einzelne indianische Stämme, speziell für die Cherokee, sich noch bis in die historische Zeit hinein nachweisen lässt.

Aber nicht nur für die grossen Formen der menschlichen Ergologie, wie Behausung und Grabstätten, ragt die Vorzeit noch vielfach in die Gegenwart hinein. In kaum geringerm Masse ist dies auch der Fall für

<sup>1)</sup> Vgl. u. a. Holmes, William H., *The Use of Gold and other Metals among the Ancient Inhabitants of Chiriquí, Isthmus of Darien*. Washington 1887, Smithsonian Institution, Bureau of Ethnology.

<sup>2)</sup> Die wichtigsten Untersuchungen über die Mounds sind in den verschiedenen Publikationen der Smithsonian Institution (*Smithsonian Contributions to Knowledge Annual Reports etc.*) enthalten.

*kleinern* und bescheidenern Produkte der menschlichen Kunstfertigkeit. Wie überraschend zahlreich auf diesem Gebiete die Berührungspunkte zwischen Vergangenheit und Gegenwart noch sind und welch' reiche Ernte sich bei liebevoller Vertiefung in diese Frage noch gewinnen lässt, haben erst kürzlich die prächtigen und für Untersuchungen dieser Art vorbildlichen Arbeiten von Prof. L. Rüttimeyer<sup>1)</sup> in Basel gezeigt.

Die Beziehungen zwischen der Palae-Ethnographie und der Völkerkunde der jetztlebenden Stämme sind also überraschend enge und wie der Prähistoriker für die Deutung mancher seiner Funde sich mit Erfolg unter dem ergologischen Material der Jetztzeit umsehen wird, so wird auch der Arbeiter auf dem Gebiete der völkerkundlichen Disziplinen nicht darauf verzichten können, sich mit den Fortschritten der prähistorischen Forschung innerhalb und ausserhalb von Europa bekannt zu machen.

---

## Schluss-Kapitel.

### Neuere Richtungen in der völkerkundlichen Forschung.

Nachdem wir im Vorstehenden die Anfänge und die erste Entwicklung der drei Hauptrichtungen der körperlichen und geistigen „Naturgeschichte des Menschen“ skizziert haben, sind wir bei der „Neuzeit“, d.h., den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts angelangt. Wenn auch die Anthropologie, die Völkerkunde und die Urgeschichte sich immer schärfer nach Inhalt und Methode voneinander zu scheiden begannen, so musste doch naturgemäss die Fühlung eine recht enge bleiben, welche diese drei Richtungen mit einander unterhielten. Sie musste um so enger sein, als die „Urgeschichte“ ja nicht ihrem innern Wesen nach von der „Rassen- und Völkerkunde“ verschieden war, sondern ihre Sonderstellung nur dem äussern Moment der Beschränkung auf einen bestimmten Zeitabschnitt in der Geschichte des Menschengeschlechtes, den Zeitabschnitt vom ersten Auftreten menschlicher Skelettreste und Artefakte bis zum ersten Auftreten von Schriftdokumenten verdankte, die den Anspruch erheben konnten, „geschichtliche“ Dokumente zu sein. Da nun die „Geschichte“ für die einzelnen Ländergebiete der Erde zu sehr verschiedenen Zeiten beginnt,

---

<sup>1)</sup> Rüttimeyer, L., Ueber einige archaistische Gerätschaften und Gebräuche im Kanton Wallis und ihre prähistorischen und ethnographischen Parallelen. In: Schweiz. Archiv für Volkskunde, Basel 1916 (Bd. 20).

Rüttimeyer, L., Weitere Beiträge zur schweizerischen Ur-Ethnographie aus den Kantonen Wallis, Graubünden und Tessin und deren prähistorischen und ethnographischen Parallelen. In: Schweiz. Archiv für Volkskunde, Basel 1918 (Bd. 22).

so ergibt es sich von selbst, dass die „Urgeschichte“ von Völkern mit frühzeitigen Schriftdokumenten, wie die Chinesen, Mesopotamier, Ägypter, Hebräer schon weit früher abschliesst, als z. B. für die Inlandstämme von Neu-Guinea oder der grossen Hochwaldregionen des äquatorialen Afrika und Brasiliens.

Bevor wir unsere Skizze der Entwicklung der Völkerkunde schliessen, wollen wir noch einige der Probleme erwähnen, die in neuerer Zeit innerhalb der Völkerkunde selbst hervorgetreten sind. Sie bilden zu einem grossen Teil die ersten, noch mehrfach tastenden und unsichern Versuche, durch Anwendung besonderer, neuer oder neu modifizierter Methoden zu neuen Resultaten zu gelangen.

Schon seit den grossen Entdeckungsfahrten und Eroberungen des 16. Jahrhunderts und dann wieder im Anschluss an die Entdeckungen des 18. Jahrhunderts im ganzen Gebiete der Südsee, bis zu deren arktischen Küsten hinauf, waren zahlreiche ethnographische Gegenstände nach Europa gelangt, die ursprünglich als blossе Kuriositäten teils in privatem, hauptsächlich fürstlichem Besitz, teils in öffentlichen Sammlungen aufbewahrt wurden. Gerade diese ältesten Stücke unserer Museen pflegen, ganz abgesehen von der grössern oder geringern Kostbarkeit ihres Materials, die wissenschaftlich interessantesten und wertvollsten zu sein. Denn erstlich zeigen sie die einheimische Technik ausser-europäischer Völker noch in voller Blüte, unberührt von den verderblichen Einflüssen flüchtiger Massenerstellung zu Handelszwecken und der Hybridisation durch Beiziehung von europäischem Material, europäischer Technik und europäischer Ornamentik. Ferner aber lässt sich an der Hand solcher alten Stücke noch manche längst untergegangene Sitte ausser-europäischer Völker authentisch belegen, die wir sonst nur noch aus der Literatur kennen würden.

Seit den grossen Expeditionen und Weltreisen, die in den ersten Dezennien des 19. Jahrhunderts teils zu wissenschaftlichen, teils zu praktischen Zwecken, wie Verbesserung der Seekarten auf Grund genauer Ortsbestimmung und Anknüpfung von Handelsbeziehungen, ausgesandt worden sind, begann man nun die ethnographisch wichtigen Gegenstände des Haushalts, der Bewaffnung, des Körperschmucks, der Götterverehrung ausser-europäischer Völker verschiedenster Kulturhöhe systematisch zu sammeln und in Museen unterzubringen. Mehr und mehr brach sich dabei die Erkenntnis Bahn, dass es die höchste Zeit sei, von den Erzeugnissen primitiver Kulturen noch zu sammeln und für die wissenschaftliche Verwertung zu retten, was überhaupt noch vorhanden war. Namentlich war es der Bremer Arzt, *Adolf Bastian*, der nochmalige, hochverdiente Begründer und erste Direktor des neuen Museums für Völkerkunde in Berlin, der auf seinen eigenen grossen Reisen in Australien, Afrika, Asien, Amerika und in der Südsee sich überzeugt hatte, wie rasch die wirklich originalen Erzeugnisse der ausser-europäischen Ergologie bereits zu verschwinden beginnen oder durch fremde Zutat bastardiert wurden. Bastian



wurde daher nicht müde, an unzähligen Stellen seiner zahlreichen, in späterer Zeit leider in einem fast unlesbaren Barockstil geschriebenen Arbeiten darauf hinzuweisen, dass die ethnologische Aufgabe der nächsten Zukunft darin liegen müsse, zu sammeln, während die Verarbeitung des Gesammelten dann leicht auf spätere, gelegeneren Zeiten verschoben werden könne. Namentlich war Bastian selbst bemüht, auf ausser-europäischen Plätzen befindliche, wertvolle Einzelfunde und Lokalsammlungen aufzuspüren, und, wo es ihm irgend möglich war, zu erwerben und nach Europa zu schaffen. Auf einer solchen Sammelreise ist er denn auch im Jahre 1905 in Port of Spain auf Trinidad, fern von der Heimat, im hohen Alter von 79 Jahren vom Tode ereilt worden.

So war im Laufe des 19. Jahrhunderts ein ungeheures Material in den ethnographischen Sammlungen und Völkermuseen sämtlicher europäischer und amerikanischer Kulturländer zusammengekommen. Besonders eifrig und grosszügig beteiligte sich *Deutschland* an dieser Sammeltätigkeit, nachdem es im Jahre 1884 durch die erste Flaggenhissung in Angra Pequena (Deutsch-Südwestafrika) in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten war.

Das auf diese Weise aus allen Teilen der Erde massenhaft herbeigeschaffte Material musste, nach dem es einmal vorläufig gesichtet und nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet war, von selbst dazu einladen, den toten Gegenständen gewissermassen Leben einzuhauchen und sie zur Formulierung und Beantwortung allgemeinerer Fragen zu benützen.

Im Jahre 1891 hatte *Friedrich Ratzel* in einer Arbeit über die afrikanischen Bogenformen<sup>1)</sup> auf die überraschende Ähnlichkeit hingewiesen, welche eine gewisse Bogenform des Kassai-Gebietes mit einer der Bogenformen von Neu-Guinea aufweist. Ratzel sagt darüber<sup>2)</sup>:

„Während im allgemeinen südasiatische Anklänge in der Ethnographie der afrikanischen Neger nicht mehr in Erstaunen setzen, da für drei so grosse Gebiete, wie Ackerbau, Viehzucht und Eisenbearbeitung, die Gemeinsamkeit der Grundlagen diesseits und jenseits des Indischen Ozeans feststeht, ist man natürlich weniger geneigt, diese östlichen Beziehungen bis nach Neu-Guinea auszudehnen, wiewohl diese grosse Insel durch die indonesische Kette doppelt mit dem asiatischen Festlande verbunden ist und es in ihrer Ethnographie trotz der Kluft zwischen den Steinländern, zu denen sie gehört, und den gleich westlich davon beginnenden Eisenländern, nicht an asiatischen Spuren fehlt. Man würde diesen Spuren wohl längst ernstere Beachtung geschenkt haben, wenn das mehr gewürdigt worden wäre, was Neu-Guinea und zugleich das ganze melanesische Gebiet so eng an Afrika bindet: *die Gemeinsamkeit der Rasse*. Wir sind heute weniger geneigt, eine scharfe Sonderung zwischen West- und Ostnegern, Afrikanern und Melanesiern anzunehmen, als vor 20 Jahren. Die eingehenderen Untersuchungen haben keine Kluft im Körperbau dieser Völker nach-

<sup>1)</sup> Ratzel, Friedrich, Die afrikanischen Bögen, ihre Verbreitung und Verwandtschaften. Nebst einem Anhang über die Bögen Neu-Guineas, der Veddah und der Negritos. Eine anthropogeographische Studie. In: Abhandl. phil.-hist. Klasse der K. Sächs. Ges. d. Wissenschaften. Bd. XIII Nr. III. Leipzig 1891.

<sup>2)</sup> l. c. S. 335 (45 des Separatums).

gewiesen, es gibt Neu-Guineer und Neu-Mecklenburger, welche mit Kongonegern zu verwechseln wären, und nicht bloss äusserlich, sondern im Knochengerüst. Wir haben hier wesentlich Eine Rasse auf beiden Flügeln des indischen Ozeans in Ländern, deren abgekehrte Gestade der Stille und der Atlantische Ozean bespülen. In die Lücke zwischen diesen Wohngebieten der West- und Ostneger fallen die negroiden Inselbewohner Madagaskars, der Andamanen, der Philippinen, und jene in der Vermischung nur noch unsicher erkennbaren Reste auf Ceylon und in Indien. Auf solcher Grundlage gewinnen natürlich ethnographische Verwandtschaften einen viel höheren Wert, von dem wir nun eben glauben, dass er auch der Aehnlichkeit zwischen der Kassai-form afrikanischer Bögen und der einen von den beiden neuguineischen Bogenformen zukommen dürfte.“

In diesen Ausführungen Ratzel's haben wir also den ersten Versuch, aus dem *leblosen* Material ethnographischer Sammlungen allgemeine und zwar recht weittragende Schlüsse auf die Natur der *lebenden* Menschen zu ziehen, die jenes tote Material hergestellt haben.

Damit beginnt die Aera derjenigen Forschungsmethode, die wir als „*Musealethnologie*“ bezeichnen können und die seither von verschiedenen Seiten lebhaft kultiviert wird.

Ratzel's Untersuchung der beiden Bogenformen vom Kassai und aus Neu-Guinea führt ihn, wie man sieht, zur Annahme einer besondern, in diesem Falle negroiden, „Rassenpsyche“, wie sie uns in rudimentärer und naiver Form bereits in den Definitionen Linné's über seine Varietäten des *Homo sapiens* entgegentritt, und wie sie später vom Grafen Gobineau bis ins Extrem entwickelt wurde. Allerdings braucht Ratzel den Ausdruck „Rassenpsyche“ nicht, aber dass eine solche nach seiner Meinung besteht, klingt aus seinen Ausführungen klar genug durch.

Der Widerspruch gegen die neue Methode und die Mahnung zu äusserster Vorsicht in deren Anwendung blieben aber nicht lange aus. In einer kleinen, aber sehr verdienstvollen und belangreichen Arbeit wies *Custos Franz Heger*<sup>1)</sup> in Wien daraufhin, dass solche überraschende ergologische Analogien als diskontinuierliches Vorkommen sich auch zwischen ethnischen Gebieten finden, bei deren Bewohnern weder von einer gemeinsamen, auf Rassenidentität beruhenden psychischen Veranlagung, noch von irgendwelchem kulturellem Zusammenhang jemals die Rede sein konnte. Heger selbst beschrieb bei dieser Gelegenheit eine kleine Bogenform mit dem dazugehörigen Pfeil, die dazu dient, durch Anschliessen eines kranken Körperteils zum Zwecke der Blutentziehung eine kleine Wunde zu setzen, deren Tiefe durch einen nahe über der Quarz- oder Glasspitze des Miniaturpfeiles angebrachten Knopf reguliert wird, der ein tieferes Eindringen des Pfeiles mechanisch verhindert. Dieses so eigentümlich spezialisierte Aderlassverfahren wies Heger nicht nur für die Papuas von Bongu bei

<sup>1)</sup> Heger, Franz, Aderlassgeräte bei Indianern und Papuas. (Nach einem in der Monats-Versammlung der Anthropologischen Gesellschaft in Wien am 9. Mai 1893 gehaltenen Vortrage. Aus den Sitzungsberichten des Bandes XXIII der Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien besonders abgedruckt.)

Konstantinshafen in Deutsch-Neu-Guinea, sondern auch für die Cayapó-Indianer im brasilianischen Binnenstaat Goyáz nach. Heger äussert sich darüber folgendermassen (l. c. S. 4 des Separatums):

„Eine schlagendere Analogie kann nicht leicht gefunden werden, und dies bei zwei ganz rassenverschiedenen Völkern, bei denen an eine Entlehnung nicht gedacht werden kann. Würde ein ähnliches Verfahren zufällig bei einem Negervolke Afrikas gefunden worden sein und dasselbe sonst nur noch bei den Papuas vorkommen, so würde man wieder versucht werden, an eine aus der Rassengleichheit hervorgehende Analogie zu denken, wie dies Ratzel getan hat. In diesem eklatanten Falle ist dies jedoch vollkommen ausgeschlossen. Und solche Fälle dürften sich noch mehrfach auffinden lassen. . . . .“

„Mir scheinen die von Ratzel wie von Schmeltz ausgeführten Analogien noch nicht genügend, um aus ihnen eine eigene Rassenpsyche zu konstruieren. Jedenfalls ist es in Zukunft notwendig, ein scharfes Augenmerk auf diesen Punkt zu richten. Bei dem schwankenden Charakter des Begriffes „Rasse“ würden wir bei Anerkennung des Standpunktes von Ratzel auch einen sehr unsichern und schwankenden Faktor in die Ethnologie hineinbekommen. So lange hiezu keine zwingende Notwendigkeit vorhanden ist, scheint es mir besser, mit solchen unsicheren Begriffen nicht das ohnehin schwer entwirrbare Dickicht des ethnologischen Urwaldes noch mehr zu verwirren.“

Das sind goldene Worte eines erfahrenen Museumdirektors, der inmitten der Ueberfülle des prachtvollen, ihm unterstellten Sammlungsmaterials des ethnographischen Hofmuseums in Wien sein nüchternes, vorsichtiges Urteil nicht durch solche frappanten Einzelfälle bestechen lässt, sondern sich mit der nötigen Kritik vor einer einseitigen Deutung und Auswertung derselben hütet.

Gleichwohl hat die von Ratzel inaugurierte Betrachtungsweise des ethnographischen Sammlungsmaterials Schule gemacht, wenn auch mehr im Sinne der Ratzel'schen „Anthropogeographie“, als der „Rassenpsyche“. Es entwickelte sich aus dieser Betrachtungsweise eine besondere Lehre, die Lehre von den „Kulturschichten“ und „Kulturkreisen“, denen man überall auf Grund gewisser, vermeintlicher oder wirklicher Uebereinstimmung mancher Objektgruppen der materiellen Kultur oder gewisser Erscheinungen der Stammesorganisation, der religiösen Anschauungen, der Sagenkreise usw. nachzuspüren begann.

In ethnischen Gebieten, die wir über jahrhundertelange Zeiträume hin kontinuierlich oder wenigstens bruchstückweise historisch zu verfolgen vermögen, wie z.B. Abessinien, Java, Nordostindien, Spanien, lässt sich leicht der Nachweis führen, dass eine alte anscheinend autochthone Kultur vielfach von spätern, von aussen kommenden Kultureinflüssen überlagert und durchsetzt wird, so dass sich in der Tat eine gewisse „Schichtung“ mehrerer Kulturen übereinander vorfindet. Ebenso ist es bekannt, dass gewisse, mehr oder weniger geschlossene — das Wort „geschlossen“ ist hier immer nur relativ zu verstehen — Kulturkreise weit über ihr ursprüngliches geographisches Gebiet hinaus die materielle und geistige Kultur fremder Völker in grossem Umkreise beeinflusst haben, wir dies z.B. für

für China, Arabien, Alt-Mexiko, Alt-Perú usw. der Fall war. In der Regel hinterlassen diese fremden Kultureinflüsse auch im Sprachtum des beeinflussten Volkes einen deutlichen Niederschlag, der je nach der Zeitdauer und der Intensität der fremden Einwirkung mehr oder weniger reichhaltig ist. Für zeitlich entlegene Einflüsse ist bereits eine starke sprachliche Assimilation solcher fremder Elemente eingetreten, während solche jüngeren Datums sich an ihrer geringen lautlichen Veränderung häufig noch leicht als „Fremdkörper“ im Organismus der Sprache, d. h. als „Lehnworte“ erkennen lassen.

Bei dieser Sachlage ist es durchaus verständlich, dass man den Versuch zu wagen begann, auch für Völker und für Zeiten, über welche jegliche sichere, geschichtliche Nachricht fehlt, auf Grund der ethnographischen Sammlungen solchen „Kulturschichten“ und „Kulturkreisen“ nachzuspüren. Die Prädilektionsgebiete, die dabei in Angriff genommen wurden, waren gewöhnlich Afrika einerseits, Australien, Melanesien, Polynesien anderseits. Leider aber begann rasch der gefährlichste Feind nüchterner, vorurteilsloser Forschung, die Phantasie, mit wildem Spiel in diese Spekulationen einzugreifen und sie in Lufträume emporzuführen, wohin ihnen eine vorsichtige und kritische Methode in der Behandlung ethnologischer Probleme schlechterdings nicht mehr zu folgen vermag.

Es hält nicht schwer, an der Hand konkreter Beispiele die Gefährlichkeit der Forschungsmethode der neuen „kulturhistorischen“ Richtung, als deren hauptsächlichste Träger wir W. Foy, Fr. Gräbner, und Leo Frobenius betrachten können, nachzuweisen. Die Reaktion und der energische Widerspruch blieb denn auch nicht aus. Und wieder war es ein bekannter und sehr verdienter Wiener Ethnologe, Prof. Dr. M. Haberlandt<sup>1)</sup>, der seine gewichtige Stimme gegen die Gefahren der neuen Schule erhob. Wir können uns hier darauf beschränken, auf Haberlandt's ausgezeichneten Aufsatz zu verweisen, ohne materiell auf die einschlägigen Probleme einzutreten.<sup>2)</sup> Bloss möchte ich mir die Bemerkung erlauben, dass ich Haberlandt's Anschauungen und kritische Bedenken im vollen Umfange teile.

Schon auf früheren Entwicklungsstadien der Völkerkunde haben wir gesehen, welch' wichtigen Anteil die *Sprachforschung*, speziell in Form der *vergleichenden Linguistik* an ihrem Ausbau gewann. War doch die Möglichkeit, sich in vieltausendjähriger Kulturentwicklung von den frühern, mehr tierähnlichen Stufen zu seiner jetzigen Höhe zu erheben, für den Menschen an eine ihm ausschliesslich zukommende, fundamentale Eigenschaft gebunden, nämlich an den Besitz der *artikulierten Sprache*. Die

<sup>1)</sup> Haberlandt, M., Zur Kritik der Lehre von den Kulturschichten und Kulturkreisen, Peterm. Geogr. Mitteil. 1911. 1, Heft 3 S. 113—118.

<sup>2)</sup> Die Literatur über die von der neuen Schule behandelten Probleme ist bereits zu umfangreich, um sie hier anzuführen, doch möge wenigstens auf Gräbners „Methode der Ethnologie“, Heidelberg 1911 (Bd. 1 der von W. Foy herausgegebenen „Kulturgeschichtlichen Bibliothek“, 1. Reihe: Ethnologische Bibliothek) verwiesen werden, wo die neue Lehre von den Kulturkreisen und Kulturschichten (S. 125—151) nach ihren Prinzipien entwickelt ist.



Bewunderung aber, die uns in steigendem Masse erfüllen muss, je eingehender wir uns über all' das Rechenschaft zu geben suchen, was uns der Besitz der artikulierten Sprache bedeutet, ruft auch sofort die Frage wach: woher hat der Mensch diese Sprache bekommen und welches waren ihre ersten Anfänge, ihr Ursprung?

Die Frage nach dem *Ursprung der Sprache* ist eine alte. Sie wurde aufgeworfen, seit der Mensch überhaupt das Bedürfnis empfand, die Erscheinungen des Natur- und Menschenlebens beobachtend und reflektierend zu verfolgen. Die religiösen und philosophischen Systeme, die Sagen und Mythen der verschiedensten Völker des Erdballs haben versucht, sich mit dieser Frage abzufinden und wir begegnen ihr daher auch in den Menschwerdungssagen der Naturvölker sowohl als der Kulturvölker. Auch an *wissenschaftlichen* Versuchen, das Dunkel zu lichten, das den Ursprung der Sprache umhüllt, hat es, seit es überhaupt eine „Sprachwissenschaft“ gibt, nicht gefehlt. Eigentlich können wir als den ersten derselben schon die scharfsinnigen Ausführungen des römischen Dichters Lucretius Carus betrachten, die wir als Ergänzung des früher über ihn Gesagten (s. oben S. 14) in der Uebersetzung Max Seydels<sup>1)</sup> hier nachtragen wollen:

„Unter dem Zwang der Natur entstanden die Laute der Sprache  
Und das Bedürfnis trieb, durch Namen die Dinge zu scheiden,  
Nicht viel anders als jetzt noch das mangelnde Redevermögen  
Unsern Kleinen zur Nötigung wird, durch Geberden zu sprechen  
Und mit den Fingern auf das, was vor Augen sie haben, zu deuten.  
Denn es empfindet ein jedes Geschöpf, zu welchem Gebrauche  
Tauglich die Kraft ist, die in ihm lebt. So stösst nach dem Gegner  
Zornig das Kalb, noch eh' aus der Stirne die Hörner heraus sind.  
Ebenso kratzt und beisst schon das Junge des Leu'n und des Panthers,  
Wenn sich die Klauen und Zähne noch kaum zu entwickeln begannen.  
Vögel vertrau'n auf der Fittige Kraft und, die Lülte zerteilend,  
Streben sie flatternd empor nach den Höh'n mit gebreiteten Schwingen.  
Torheit ist es demnach, wenn man glaubt, dass die Namen der Dinge  
Irgend ein einzelner Mensch ausdachte und dass dann die andern  
Jene Bezeichnungen lernten von ihm. Denn wie wär' es denn denkbar,  
Dass just dieser die Gabe besass, mit Worten zu nennen  
Jegliches Ding und all die verschiedenen Laute zu bilden,  
Während zur nämlichen Zeit dies keiner der Andern vermochte?  
Wenn sich die Andern zudem nicht zuvor schon der Sprache bedienten,  
Wie wohl fügt' es sich dann, dass den Nutzen davon sie begriffen,  
Oder wie stellte dann jener es an, der Erfinder der Sprache,  
Dass, was er wollte, der And're verstand und es geistig erfasste?  
Weder vermocht' er als einzelner Mann ja die Mehrheit zu zwingen,  
Dass sie nach seinem Gebot sich der Dinge Bezeichnungen merkten,  
Noch auch ist es so leicht, vor Tauben zu reden und diese  
Gütlich für das, was man wünscht, zu gewinnen. Vermutlich verlören  
Bald die Geduld sie und litten es nicht, dass einer die Ohren  
Ihnen mit leerem Geräusch und mit seltsamen Tönen belästigt.

---

<sup>1)</sup> Lucretius, deutsch von Max Seydel, München und Leipzig 1881, S. 116—118 (Fünfter Gesang, 849—910).

Was ist schliesslich denn auch an der Sache so sehr zu verwundern,  
Wenn sich das Menschengeschlecht, dem ja Stimme und Zunge zu Teil ward,  
Worte verschiedenen Klangs für verschied'ne Empfindungen bildet?  
Haben die Tiere nicht auch, die doch stumm sind, wilde wie zahme,  
Töne von wechselndem Klang, die scharf von einander sich scheiden,  
Töne für Furcht und Schmerz und zum Ausdruck wachsender Freude?  
Liegen Beweise hiefür uns doch offen und klar vor den Augen!  
Wird der molossische Bracke gereizt und öffnet er leise  
Knurrend die hängenden Lefzen und bleckt die gewaltigen Zähne,  
Klingt sein verhaltener Zorn weit anders, als wenn er nun endlich  
Lautes Gebell aufschlägt, dass es schallt und die Ohren uns gellen.  
Wenn er dann eifrig die Jungen beleckt mit zärtlicher Zunge  
Oder im Spiel mit den Tatzen sie rollt und mit Bissen sie anfällt,  
Sie mit Verschlingen bedrohend, indes in der Tat er nur Scherz treibt,  
Tönt sein schmeichelnd Geknurr ganz anders, als wenn er zu Hause  
Hinter verschlossener Tür aufheult und als wenn er den Schlägen  
Jämmerlich winselnd entflieht, indem er am Boden sich fortdrückt.  
Wenn nun sogar bei den Tieren, obgleich sie der Sprache beraubt sind,  
Sich in verschiedenem Laut die verschied'nen Empfindungen äussern,  
Musste der Mensch dann nicht um so mehr das Vermögen besitzen,  
Dinge verschiedener Art mit verschiedenem Laut zu bezeichnen?“

Drei Wege sind es, auf denen wir uns dem geheimnisvollen Problem des Ursprungs der artikulierten Sprache wissenschaftlich nähern können. Diese drei Wege sind: 1. Die Untersuchung der *menschlichen Lautsprache* in ihrem innerhalb der historischen Zeit noch nachweisbaren Zustande, vor allem derjenigen Elemente, die wir als „Interjektionen“ und „Schallnachahmungen“ bezeichnen. 2. Die Untersuchung derjenigen Lautäusserungen, die dem Tiere die artikulierte Sprache zum Ausdruck von Empfindungen und Stimmungen, Wünschen und dergleichen ersetzen müssen, also der *Tiersprache* und endlich 3. Die Betrachtung der Entwicklungsgeschichte der Sprache beim menschlichen Kinde, also aller jener Erscheinungen, die man kurz als *Kindersprache* zusammenfasst.

Alle diese Wege sind im Laufe des 19. Jahrhunderts, teils von Sprachforschern, teils von Naturforschern versucht worden, auch bildete die Frage nach dem Ursprung der Sprache, wie so manches andere schwierige Problem, ein Lieblingsgebiet des Dilettantismus. Aber keine der versuchten Lösungen konnte den Anspruch erheben, eine wissenschaftlich hinreichend begründete, der Kritik standhaltende Hypothese zu sein. Häckel<sup>1)</sup> hatte in seinem Stammbaum des Menschen ein Stadium der *Alali* oder *Pithecanthropi*, d. h. der „sprachlosen“ oder „Affenmenschen“ als rein hypothetische Fiktion eingeschoben. Auf diesem Stadium hätte der Mensch sich mit seinesgleichen nur nach Art der Tiere durch Geberden und unartikulierte Laute verständigen können. Die Versuchung lag daher nahe, zunächst unter den Sprachen der primitivsten Völker der Jetztzeit Umschau nach dem Anteil zu halten, den allenfalls die Geberden, Interjektionen

<sup>1)</sup> Häckel, Ernst, *Natürliche Schöpfungsgeschichte*, 11. Aufl. Berlin 1909, II. Teil S. 726, 733 etc.

Schallnachahmung und dergl. noch an der gegenseitigen Verständigung der Angehörigen solcher Stämme hätte. Aber nirgends wurde unter der grossen Zahl von Sprachen, die im Laufe der Zeit bekannt wurden, eine gefunden, die nicht bereits alle Attribute einer vollkommen entwickelten artikulierte Sprache besässe und bei deren Gebrauch Geberden und unartikulierte Laute noch eine mehr als nebensächliche Rolle spielen würden. Es zeigte sich vielmehr, dass eine primitive Kulturstufe keineswegs von einem primitiven Sprachbau begleitet zu sein braucht. Lazarus Geiger<sup>1)</sup> hatte auf Grund der ältesten indogermanischen Schriftdokumente die Hypothese aufgestellt, dass die Farbenperzeption des Menschen seit den Urzeiten sich immer weiter vervollkommen habe, während ursprünglich nur drei Farben, Schwarz, Rot und Goldfarben wahrgenommen worden wären, da nur diese in den ältesten indogermanischen Sprachen besonders benannt waren. Aber die zahlreichen rassenphysiologischen Untersuchungen der spätern Zeit lieferten den Nachweis, dass ein derartiger Parallelismus in der Entwicklung des Farbensinnes und der Farbenbenennungen absolut nicht existiert und dass die gelegentliche Armut einer Sprache an Ausdrücken für Farben nicht das mindeste für einen Mangel an Perzeptionsvermögen für Farbenunterschiede beweist. Die ganze Argumentation Geigers erwies sich daher als Trugschluss, der nur noch dadurch von Interesse ist, dass er beweist, wie wenig weit gediehen noch nach der Mitte des 19. Jahrhunderts unsere Kenntnisse von derartigen Fragen gewesen sind.

Der Mensch kommt bekanntlich als sprachloses Wesen, als richtiger *Homo alalus* zur Welt und es dauert jahrelang, bis er unter der konstanten Einwirkung eines unermüdlichen Unterrichtes seitens der Angehörigen, seiner selbst und später seitens der Schule die Sprache richtig handhaben lernt. Beim Kinde, wie beim höhern Tier, geschieht die erste Verstandesentwicklung unabhängig von der Sprache, indem sich ein logisches Denken und die Fähigkeit, Wahrnehmungen zu machen, natürlich im bescheidensten Umfange des Erfahrungskreises, auch ohne Worte vollzieht, und sich schon vor den ersten Sprechversuchen nachweisen lässt. Das Sprechenlernen, wie es sich beim Kinde verfolgen lässt, setzt bereits das Vorhandensein einer ziemlich erheblichen Summe von Vorstellungen voraus.

Als erstes Stadium des sprachlichen Lebens beobachten wir beim Kinde das Auftreten unartikulierter Laute zum triebartigen Ausdruck von Lust- und Unlustgefühlen. Später treten einzelne leicht und gewissermassen von selbst sich artikulierende Silben und Silbenwiederholungen: „Papa“ „Mama“ und dergl. auf.

Auf einer noch spätern Stufe der Entwicklung beginnt das Kind seine Schallwahrnehmungen, Geräusche, Tierstimmen und die ihm vorge-

---

<sup>1)</sup> Geiger, L., Ueber den Farbensinn der Urzeit und seine Entwicklung, in: Anhang zu dem Tageblatt der 41. Versammlung Deutscher Naturforscher und Aerzte, Frankfurt a. M. 1867.

sprochenen Worte nachzuahmen, und zwar kann die Nachahmung vom Verständnis des nachgeahmten Wortes begleitet sein oder sie kann ohne Verständnis, als bloss mechanische Reproduktion des gehörten Schalles, also als „Echolalie“ oder „Psittacismus“ erfolgen.

Die Nachahmung der vom kindlichen Geiste aufgenommenen Schalleindrücke ist oft eine sehr unvollkommene, da das Kind in schwierigen Lautverbindungen, namentlich bei starker Konsonantenhäufung, einzelne Laute überhört und andererseits den komplizierten Mechanismus der Artikulation noch mangelhaft beherrscht. Es braucht ferner manche Worte seines kleinen Vokabulars in neuem Sinne, erfindet auch wohl zur Bezeichnung ihm neuer Dinge eigene Worte, und da seine Umgebung ihm liebevoll auf seine Wege zu folgen pflegt, so entwickelt sich jene originelle Redeweise, die man als *Kindersprache* bezeichnet. Während aber im gewöhnlichen Lauf der Dinge diese Kindersprache mehr und mehr von der Sprache der Erwachsenen überwuchert wird und sich schon lange vor dem schulpflichtigen Alter vollständig verliert, ist man in neuerer Zeit auf einige merkwürdige Fälle aufmerksam geworden, in denen dies nicht der Fall war, sondern wo eine eigentümliche Kindersprache sich noch bis in die spätern Kinderjahre hinein forterhielt.

Diese eigentümlichen Fälle hat nun der verstorbene amerikanische Linguist und Ethnologe *Horatio Hale*<sup>1)</sup> zunächst dazu verwenden wollen, das Vorhandensein so vieler vollständig verschiedener Sprachfamilien der Erde in plausibler Form zu erklären. Er ging dabei von der Anschauung aus, dass eine Kolonie von Kindern, die aufwachsen würde, ohne die Sprache der Erwachsenen zu hören, vermöge der ererbten Sprachanlage dazu gelangen müsste, sich eine nach Wortschatz und grammatischem Aufbau *neue* Sprache zu gestalten. Man könnte sich nun vorstellen, dass einzelne Menschenpaare mit ihren kleinen Kindern aus irgend einem Grunde, etwa durch Ausstossung aus dem Stammesverband oder durch Eingehen einer den Gesetzen der Geschlechtssippen zuwiderlaufenden Ehe veranlasst wurden, sich vom übrigen Stamme zu trennen und in der Wildnis einen neuen Herd zu gründen. Würden nun die Eltern einer solchen Familie wegsterben, bevor die Kinder in den Vollbesitz der elterlichen Sprache gelangt sind, so wäre die Möglichkeit der Bildung eines neuen Sprachtypus auf dem Wege der Kindersprache gegeben. Denn es würde die Sprache der jüngsten Kinder, also die „Kindersprache“, vermutlich bald die schwachen Erinnerungen der ältern Kinder an die Sprache des Stammes derart überwuchern, dass diese gänzlich vergessen würde. Auf diese Weise, argumentiert Hale weiter, würde es weniger unbegreiflich, weshalb wir in einem so kleinen Gebiete, wie der Staat Oregon, der kleiner ist, als die Hälfte von Frankreich, nicht weniger als 30 gänzlich

---

<sup>1)</sup> Hale, Horatio, On the Origin of Languages.



verschiedene Sprachfamilien<sup>1)</sup> finden, die sich nicht aus einer gemeinsamen Quelle ableiten lassen.

Nimmt man aber einmal die Kindersprache als Mittel zur Bildung neuer Sprachstämme in Anspruch, so ist es nach H. Hale's Ansicht nur ein Schritt weiter, sie auch zur Erklärung der menschlichen Sprachbildung überhaupt zu verwenden. Man braucht nämlich nur alle die Vorgänge der Bildung unartikulierter Naturlaute, der Schallnachahmung und der Neuerfindung von Worten bis zur fertigen artikulierten Sprache, also Vorgänge, die wir beim einzelnen Kinde in den Lauf weniger Jahre zusammengedrängt sehen, auf die langen Zeiträume zu verteilen, während welcher der Mensch schon als „Mensch“ auf der Erde gelebt hat.

Ich habe diesen Versuch Horatio Hale's zur Lösung der Frage nach dem Ursprung der Sprache absichtlich etwas ausführlich erwähnt. Denn erstlich rührt er nicht von einem beliebigen phantasiebegabten Dilettanten, sondern von einem ernsthaften Gelehrten her, der sowohl auf dem Gebiete der polynesischen Sprachen, als auf demjenigen verschiedener nordamerikanischer, speziell kanadischer Indianersprachen namhafte eigene Forschungen aufzuweisen hat.<sup>2)</sup> Zweitens aber bildet dieser Versuch ein Schulbeispiel für die Gefährlichkeit der Methode, aus durchaus hypothetischen und unbewiesenen Prämissen weittragende Schlüsse von ebenfalls völlig hypothetischem Charakter zu ziehen. Die Voraussetzung einer mehr oder weniger lange persistierenden Kindersprache, die Ausstossung von Familien aus dem Stammesverband, das frühe Wegsterben der Eltern, all' das sind im besten Falle seltene Ausnahmefälle, wo wir in kühnen Sätzen von Hypothese zu Hypothese hüpfen müssen, um zur Schlusshypothese zu gelangen.

Ein anderer, ebenfalls sehr verdienstvoller amerikanischer Ethnologe, der verstorbene Dr. Daniel G. Brinton, machte den Versuch, aus der Untersuchung jetzt lebender und einfach gebauter Sprachen zu bestimmten Vorstellungen über die „Sprache des palaeolithischen Menschen“<sup>3)</sup> zu gelangen. Doch hat sich auch dieser Versuch, wie übrigens von vorneherein zu erwarten war, nicht über das Niveau einer geistreichen Spielerei erhoben. Wenn Brinton z. B. behauptet, dass die „Ursprache“ rudimentärer gewesen sei, als irgend eine der noch lebenden Sprachen, und dass sie durch reichliche Zuhülfenahme von Geberden mehr auf Gesichts-, als auf Gehörs-

---

<sup>1)</sup> Die neuern Untersuchungen haben gezeigt, dass die Zahl der auf Oregon fallenden, radikal verschiedener Sprachen weniger beträchtlich ist, denn J. W. Powell wies für ganz Nordamerika nördlich von Mexiko nur 58 verschiedene Sprachfamilien einschliesslich der Eskimo-Familie nach (7<sup>th</sup> Ann. Rep. Bureau of Ethnology, Washington 1891).

<sup>2)</sup> Hale machte u. a. die amerikanische Südsee-Expedition unter Wilkes (1838 bis 1842) als Linguist und Ethnologe mit und hat auch deren linguistische und ethnographische Ergebnisse veröffentlicht. Er starb 1896 in Clinton (Ontario).

<sup>3)</sup> Brinton, D. G., The Language of Palæolithic Man, Philadelphia 1888.

eindrücke berechnet gewesen sei, so scheint das möglich, wenn auch völlig hypothetisch. Wenn Brinton aber weitergeht und annimmt, dass in den Ursprachen dieselbe Wurzel oftmals sowohl den einen logischen Begriff als sein Gegenteil bedeutet habe, dass die Ursprachen keine Präpositionen und keine Konjunktionen, keine Zahlwörter, keine Pronomina, keine Plural- und keine Geschlechtsbezeichnungen gekannt haben, dass die Tempusbezeichnung beim Zeitwort erst viel später, als die Raumbezeichnung aufgetreten sei und lange gefehlt habe, so sind das Dinge, für die aus dem Verhalten der jetzt lebenden Sprachen kaum der Schatten eines Wahrscheinlichkeitsbeweises mit wissenschaftlicher Strenge zu gewinnen ist und die daher völlig in der Luft hängen.

So haben wir also die betrübende Tatsache zu konstatieren, dass keiner der bis jetzt eingeschlagenen Wege zur Aufhellung der Frage nach dem Ursprung der Sprache uns wesentlich über den Standpunkt hinausgebracht hat, den Lucretius Carus schon vor beinahe 2000 Jahren eingenommen hat. Man wird daher auch für dieses Problem das bekannte „ignorabimus“ von Dubois-Reymond anzuwenden berechtigt sein. Es ist deshalb auch schon vor längerer Zeit von einem Teil der Sprachforscher, speziell der Indogermanisten, aus der Liste der wirklich „wissenschaftlichen“ Probleme gestrichen worden. Denn wenn auch von einem Teile der Sprachforscher die Ansicht vertreten wird, dass die zahlreichen, von Grund aus verschiedenen Sprachstämme unmöglich von einer einzigen Ursprache und einem einzigen Ursprungsherde abgeleitet werden können, sondern an verschiedenen, voneinander unabhängigen Erdstellen sich gebildet haben müssten, während andere geneigt sind, entsprechend der Einheit der menschlichen Spezies auch einen einheitlichen Ursprung der artikulierten Sprache anzunehmen, so sind das eben subjektive Meinungen, denen jede Möglichkeit wirklicher, objektiver Beweisführung fehlt.

Ganz kurz wollen wir bei dieser Gelegenheit auch die *Surrogate der Wortsprache* erwähnen, die in Fällen in Funktion treten, wo es sich um Verständigung auf grosse Entfernungen hin oder um eine Art der Verständigung in der Nähe handelt, bei der den beiden „redenden“ Parteien eine gemeinsame artikulierte Sprache fehlt, oder wo sie aus bestimmten Gründen auf deren Gebrauch verzichten. Man fasst diese Surrogate als „Geberdensprachen“ und als „Signale“ zusammen. Ueber die Geberdensprachen hat der nordamerikanische Ethnologe *Garrick Mallery*<sup>1)</sup> schon 1879 eine wenigstens für Nordamerika bis zu seiner Zeit erschöpfende Monographie geliefert, die der klassischen Literatur der Ethnologie zuzurechnen ist.

Was die „Signale“ anbetrifft, so besteht ihr einziges gemeinsames Merkmal darin, dass sie gewissermassen rudimentärer sind, als die Ge-

<sup>1)</sup> Mallery, Garrick, Sign Language among North American Indians, First Annual Report of the Bureau of Ethnology to the Secretary of the Smithsonian Institution 1879—80 S. 269—550, Washington 1879.

berdensprache einerseits und die Lautsprache anderseits. Ihr Verständnis beruht daher auf einer vorausgegangenen, zu irgendwelcher Zeit getroffenen Verständigung, und wie die Mehrzahl der Geberden und die Lautsprachen müssen daher auch die Symbole der Signale erlernt werden und sind nicht ohne weiteres verständlich.

Je nach dem Sinnesorgan, an das sich die Signale im einzelnen Falle wenden, können wir *drei* Arten derselben unterscheiden, nämlich 1. *optische*, 2. *akustische* und 3. *taktile*. Von ethnologischem Interesse sind in neuerer Zeit besonders zwei akustische Signale geworden, nämlich die sogenannte „*Trommelsprache*“ und die „*Schwirrhölzer*“. Die Sitte, mittels weithin-schallender Trommelsignale, die je nach der Art der beabsichtigten Mitteilung in bestimmtem Rhythmus erfolgen, Nachrichten mit erstaunlicher Schnelligkeit über grosse Landstrecken hin zu verbreiten, findet sich z. B. in Melanesien, wo sie durch *Parkinson*<sup>1)</sup> von der Gazellehalbinsel in Neupommern ausführlich beschrieben wurde. Sie begegnet uns aber auch in Westafrika, z. B. in Kamerun. Anhänger der Kölner kulturhistorischen Schule könnten daher versucht sein, auch hier eine der geheimnisvollen melanesisch-westafrikanischen Kulturkreisbeziehungen zu vermuten, wenn uns nicht auch der spanische Missionar *Joseph Gumilla*<sup>2)</sup> von dem indianischen Stamm der *Caverres* am Orinoco solche Signaltrommeln und ihre Verwendung einlässlich beschrieben hätte.

Die *zweite* Gruppe von Signalinstrumenten, die wir hier noch erwähnen wollen, wird von den „*Schwirrhölzern*“, englisch „*bullroarers*“, gebildet, die besonders beliebte Objekte der ethnographischen Museen sind. Ein „*Schwirrholz*“ ist bekanntlich ein längliches Brettchen, etwa von der Umrissform eines Fisches, an den Enden zugespitzt oder gerundet. Am einen Ende trägt das Schwirrholz ein Loch, durch welches es, wie der Fisch an der Angel, an eine lange Schnur gebunden wird, die ihrerseits wieder an einem langen fischrutenähnlichen Stock befestigt ist. Indem das Schwirrholz nun mit einiger Kraft und Schnelligkeit durch die Luft geschwungen wird, bewirkt es ein sausendes Geräusch, ähnlich dem Brausen des Windes. Form und Grösse des lanzettförmigen Schwirrholzes und die grössere oder geringere Schnelligkeit, mit der es im Kreise geschwungen wird, bedingen die Tonhöhe des „*Schwirrens*“.

Die wichtigsten Verbreitungsgebiete der „*Schwirrhölzer*“ sind erstlich Australien, Melanesien, also Neu-Guinea, der Bismarck-Archipel, die Salomons-Inseln, dann aber finden sie sich, in weiter Entfernung von diesem grossen und mehr oder weniger zusammenhängenden Gebiet, bei gewissen zentralbrasilianischen Stämmen.

Besonders merkwürdig sind gewisse psychologische Uebereinstimmungen beim Gebrauch der Schwirrhölzer und in den damit verbundenen

<sup>1)</sup> Parkinson, R., Dreissig Jahre in der Südsee, Stuttgart 1907, S. 133 ff.

<sup>2)</sup> Gumilla, Joseph, Historia natural y geográfica de las naciones situadas en las riveras del rio Orinoco, II. S. 101 u. ff., Barcelona 1791.

Anschaungen in diesen beiden, geographisch so weit auseinanderliegenden Gebieten. Während sie nämlich in beiden Verbreitungsgebieten bei gewissen Stämmen nichts weiter sind, als ein harmloses Spielzeug, sind sie bei andern ein mystischer, heiliger Gegenstand, der für Frauen und Kinder *tabu* ist, da für sie der blosse Anblick der Schwirrhölzer von tödlicher Wirkung wäre. Die Schwirrhölzer werden daher als der Sitz gewisser Geister angesehen, die im „Schwirren“ ihre warnende Stimme erschallen lassen, um Frauen und Kinder von den Plätzen fernzuhalten, auf denen die Zeremonien abgehalten werden, für welche die Anwesenheit von Frauen und Kindern, weil mit Lebensgefahr verbunden, verboten ist. Diesen mystischen Charakter besitzt das Schwirrholz z. B. nach Parkinson<sup>1)</sup> bei den Maskenfesten und Beschneidungsfestlichkeiten in gewissen Teilen von Neupommern, ferner bei den Beschneidungszeremonien vieler australischer Stämme<sup>2)</sup>, während nach *Karl von den Steinen*<sup>3)</sup> es bei den Bororó in Zentralbrasilien die Totenfeiern sind, bei denen das Schwirrholz seine Rolle als mystisches Signalinstrument dient.

Es ist klar, dass Beobachtungen, die so tief in die Psychologie primitiver Stämme eindringen, nur geschulten Ethnologen möglich sind und daher durchweg der Neuzeit angehören. Diese Beobachtungen zeigen auch, wie sehr dem toten Material unserer Völkermuseen der lebendige Hauch fehlt, wenn nicht das *Sammeln* der Objekte von einer sorgfältigen, von religiösem, wie materialistischem Vorurteil gleich freien und von psychologischem Verständnis getragenen *Beobachtung* der Herstellung und der Verwendung derselben durch die Eingebornen begleitet war. Ohne die verständnisvollen Erhebungen der vorerwähnten Beobachter würde kein Mensch beim Betrachten der Serien von Schwirrhölzern in unsern Museen eine Ahnung davon gewinnen können, dass es für gewisse Gebräuche mystische, „heilige“ Gegenstände sind. Und was von den Schwirrhölzern gilt, gilt auch von einer sehr grossen Anzahl anderer Sammlungsgegenstände. Besonders stark beeinflusst das mystische Moment animistischer Anschauungen die primitive Ornamentik, die vielfach nicht bloss dekorativen, sondern mystisch-symbolischen Charakter besitzt, den man kennen muss, um ein gegebenes Ornament oder eine gegebene Form überhaupt zu verstehen. Auch durch diesen Umstand sind der reinen Musealethnologie gewisse Grenzen gezogen, die sie respektieren muss, wenn sie sich auf sicherem Boden bewegen will.

Glücklicherweise sind der ethnographischen Forschung und Beobachtung durch die Errungenschaften der modernen Technik zwei vielversprechende Hilfsmittel erstanden, von denen es nur zu bedauern ist, dass sie nicht

<sup>1)</sup> Parkinson, R., Dreissig Jahre in der Südsee, Stuttgart 1907, S. 138, 636, 640.

<sup>2)</sup> Spencer, Baldwin and Gillen, F. J., The Northern Tribes of Central Australia, London 1904, S. 246, 366—67.

<sup>3)</sup> Steinen, von den, Karl, Unter den Naturvölkern Zentralbrasilien, 2. Auflage, Berlin 1897, S. 497 ff.



schon vor Jahrhunderten benützt werden konnten, in den fernen Zeiten, wo die einheimische Ergologie aussereuropäischer Primitiver, unberührt durch jeglichen europäischen Kultureinfluss, noch in voller Blüte bestand. Diese beiden Hilfsmittel sind 1. der *Phonograph* und 2. der *Kinematograph*.

Es lag nahe, den Phonographen und das Grammophon nicht nur im praktischen Leben der Europäer, sondern auch zur wissenschaftlichen Aufnahme und Wiedergabe aussereuropäischer *Sprachen* und aussereuropäischer *Musik* zu benützen. Leider scheinen die rein sprachlichen Aufnahmen, d. h. der in gewöhnlicher Tonstärke gehaltenen mündlichen Rede infolge der für diesen Zweck noch nicht genügenden technischen Beschaffenheit der verwendeten Phonographen einstweilen noch keine für die feinere Fixierung der Phonetik und ihre wissenschaftliche Untersuchung aussereuropäischer Sprachen ausreichenden Resultate ergeben zu haben. Um so ausgiebiger aber ist dies der Fall für die phonographischen Aufnahmen von *Instrumental-* und *Vokalmusik*. Dieses Gebiet ist daher in neuester Zeit, namentlich unter dem Einfluss des hochverdienten Psychologen Prof. *Carl Stumpf* in Berlin, eifrig kultiviert worden und das Material strömte aus allen Weltgegenden bald so reichlich herbei, dass Prof. Stumpf im Jahre 1904 das erste Phonogramm-Archiv gründen konnte, das gegenwärtig der Leitung von Prof. *v. Hornbostel*, eines Schülers und Mitarbeiters Stumpfs, unterstellt ist und bereits über 6000 phonographische Walzen und Platten aller möglichen musikalischen Produktionen aussereuropäischer Natur- und Kulturvölker besitzt. Diese Phonogramme lieferten das Material zu einer Reihe wertvoller Arbeiten auf dem Gebiet der vergleichenden Musikkunde, unter denen die 1911 erschienenen „*Anfänge der Musik*“ von Prof. Stumpf selbst erwähnt werden mögen. Nach dem Muster des Berliner Phonogramm-Archivs wurden seither in verschiedenen ausserdeutschen Ländern, in Oesterreich, Frankreich, England, Russland und Nordamerika ähnliche Urkundensammlungen zum Studium der ethnischen Musik gegründet. Es unterliegt keinem Zweifel, dass Phonograph und Grammophon berufen sind, späterhin auch der vergleichenden Linguistik die wertvollsten Dienste zu leisten, speziell auf dem Gebiete der Phonetik.

Nicht weniger wichtig, als der Phonograph, hat sich der erst 1896 von A. & L. Lumière erfundene *Kinematograph* für die völkerkundliche Forschung erwiesen, da er gestattet, beliebige sich bewegende Menschen, einzeln oder in Massen, in einer raschen Folge photographischer Aufnahmen auf einem sehr rasch ablaufenden Filmstreifen aufzunehmen. Indem das vom Negativfilm gewonnene Diapositiv im selben Tempo abläuft, während seine Bilder vom Projektionsapparat auf die Wand projiziert werden, entsteht beim Zuschauer die Illusion einer zusammenhängenden lebensgrossen Szene, die es ihm

<sup>1)</sup> Vgl. u. a. Foy, W., Das städtische Rautenstrauch-Joest-Museum in Köln, in: *Ethnologica* I. S. 60—63, Leipzig 1909. Dort ist auch die einschlägige Literatur angegeben.

ermöglicht, in Europa gewissermassen Augenzeuge von Tanzfesten, religiösen Zeremonien, Spielen, technischen Betätigungen aussereuropäischer Völker zu werden, die irgendwo auf der Erde, im Urwald, in der Steppe oder an den Küsten des Eismeeres zu Hause sind. Hatte schon die gewöhnliche Photographie seit der Erfindung der Trockenplatten (1871) einen gewaltigen Fortschritt auf dem Gebiete der ethnographischen Aufnahmen gegenüber den alten, bloss zeichnerischen Verfahren, bedeutet, so wurde sie doch durch die Leistungen des Kinematographen weit überholt. Denn die durch das rasche Ablaufen des Diapositivstreifens und die Projektion der Bilder auf den beleuchteten Wandschirm beim Zuschauer geschaffene Illusion einer ununterbrochenen bewegten Szene wirkt mit einer Lebendigkeit und Unmittelbarkeit, die weder durch die langen Beschreibungen älterer Zeiten, noch durch die von Hand gezeichneten Bilder, noch selbst durch die Photographie zu erreichen war. Phonograph und Kinematograph gehören daher heutzutage zum regelmässigen Inventar gutausgerüsteter wissenschaftlicher Expeditionen, die ausschliesslich oder mit einem Teil ihres Programmes völkerkundlichen Zwecken gewidmet sind. Grammophon und kinematographischer Projektionsapparat sind ferner ausserordentlich wirkungsvolle Mittel, um einem grössern Hörer- und Zuschauerkreis gleichzeitig die in der Ferne gewonnenen Resultate vorzuführen.

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zur artikulierten Sprache zurück! Sobald man einmal dazu gelangt war, vergleichend-sprachwissenschaftliche Studien zu treiben, was zuerst auf dem Gebiete der indogermanischen Sprachen der Fall war, machte sich das Vorhandensein so vieler ganz verschiedenartiger *Alphabete* schon aus typographischen Gründen sehr störend geltend. Nicht weniger war dies der Fall bei den Alphabeten der semitischen und den von diesen beeinflussten Alphabeten der uralaltaischen Völker. Da ferner in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine sehr grosse Zahl aussereuropäischer „ungeschriebener“ Sprachen eingehend aufgenommen wurden, zeigte es sich bald, dass die zu ihrer Schreibung benützten westeuropäischen Alphabete viel zu armselig sind, um alle Laute dieser Sprachen phonetisch genau wiederzugeben, was doch für etymologische und vergleichend-linguistische Forschungen die unerlässliche Grundlage bilden musste. Genügt doch z. B. das Alphabet der deutschen Schriftsprache nicht einmal, um unsere deutsch-schweizerischen Mundarten phonetisch genügend wiederzugeben, geschweige denn die an eigentümlichen Lauten so reichen Sprachen der südafrikanischen oder nordamerikanischen Eingebornen. Schon die spanischen Missionäre des 18. Jahrhunderts hatten sich genötigt gesehen, bei ihren Bearbeitungen indianischer Sprachen vielfach von Hülsbuchstaben Gebrauch zu machen, da das spanische Alphabet für die Wiedergabe mancher Laute der Indianersprachen nicht ausreichte.

Der Gedanke lag daher nahe, ein *allgemeines Alphabet* aufzustellen, in dem alle vom Menschen gebrauchten Lautartikulationen vertreten wären,

so dass dessen Grundlage zwar durch die lateinische Buchstabenreihe gebildet würde, diese aber durch Zuhülfenahme von besondern „diakritischen“ Zeichen und von Hilfsbuchstaben derart erweitert würde, dass sie nicht nur zur phonetisch richtigen Transskription der europäischen und aussereuropäischen Alphabete, sondern auch zur Schreibung noch „ungeschriebener“ Sprachen ausreichen sollte. Dieser Gedanke führte den Ägyptologen *Richard Lepsius* <sup>1)</sup> zur Ausarbeitung seines „Standard Alphabet“, in das er nicht weniger als 78 Laute aufnahm. Wenn das Lepsius'sche Standard Alphabet auch tatsächlich eine Zeit lang zur Wiedergabe einiger „ungeschriebener“ Sprachen, speziell solcher Afrikas, benützt worden ist, so erwies es sich doch nicht als allgemein genügend und brauchbar und die Spezialisten auf den verschiedenen europäischen und aussereuropäischen Sprachgebieten pflegten sich daher eigene Alphabete zusammenzustellen, wie dies in Europa für die Dialektforschung der deutschen und romanischen Sprachgebiete, ausserhalb Europas vor allem von Seiten der zahlreichen Gelehrten geschehen ist, die sich die Aufnahme der noch lebenden Indianersprachen zur Aufgabe gemacht haben.

Nachdem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Linguistik sich immer schärfer von der „Philologie“ zu sondern begann und dazu geführt wurde, immer weiter über das enge Gebiet der indogermanischen und semitischen Sprachen hinauszugreifen, machte sich bald die Notwendigkeit geltend, die ungeheure Schar der bekannt gewordenen geschriebenen und ungeschriebenen Sprachen irgendwie zu ordnen, wobei die Prinzipien, nach welchen dies geschah, verschiedene sein konnten. Eine solche, nach bestimmten Prinzipien erfolgte Gruppierung der Sprachen erschien um so wichtiger, als man in der Sprache das feinste Reagens auf ethnische Unterschiede gefunden zu haben glaubte, während die auf rassenanatomische Verhältnisse, sei es der Schädelform, sei es der Hautfarbe und Haarbeschaffenheit, gegründeten Klassifikationen nur sehr grosse Gruppen mit undeutlicher Umgrenzung ergeben hatten.

Am bekanntesten und in linguistischen sowohl als in ethnologischen Kreisen gebräuchlichsten ist die Einteilung der Sprachen in *drei* grosse Gruppen geworden, nämlich:

1. *Isolierende* oder *monosyllabische* Sprachen, bei denen, wenigstens der Theorie nach, die Sprachwurzeln ( $R = \text{radix}$ ) als unveränderliche, ungegliederte, einsilbige Lautkomplexe nebeneinander stehen und ihren Wert als Substantiv, Adjektiv und Verbum durch ihre syntaktische Stellung im Satze erlangen. Als Typus dieser Gruppe galt von jeher das Chinesische, d. h. der den Europäern am besten bekannt gewordene Dialekt der verschiedenen in China gesprochenen Sprachen: das sogenannte Mandarinisch-Chinesisch.

2. Die *agglutinierenden*, d. h. zusammenfügenden oder anleimenden Sprachen, bei denen zur eigentlichen Sprachwurzel,  $R$ , noch besondere

<sup>1)</sup> Lepsius, R., Standard Alphabet, 2. Aufl. London 1863.

Beziehungssilben oder Laute treten können. Je nachdem diese *vor*, *hinter* oder *in* der Sprachwurzel erscheinen, heissen sie *Præfixe* (p R), *Suffixe* (R s) oder *Infixe* (R i) und je nach der Häufigkeit der einen oder andern Form dieser Beziehungslaute spricht man auch wohl von Präfixsprachen, wozu z. B. die Bantu-Sprachen gehören, oder von Suffix-Sprachen, wie etwa die australischen Idiome. Nicht selten aber kommen in einer und derselben Sprache sowohl Präfixe als Suffixe zur Verwendung.

Dieser „agglutinierenden“ Gruppe gehören weitaus die meisten der jetzt lebenden Sprachen an, wobei aber wohl zu bemerken ist, dass diese Zugehörigkeit keineswegs eine wirkliche Verwandtschaft der einzelnen in diese Gruppe gehörigen Idiome involviert. Vielmehr finden sich darin eine sehr grosse Zahl von Sprachfamilien, die gegeneinander vollständig unabhängig sind und nur durch das gemeinsame Prinzip der Agglutination verknüpft werden. Als besonders gut bekannte Glieder dieser Gruppe können wir etwa die uralaltaischen Sprachen in ihren verschiedenen Zweigen, die grosse Familie der Bantu-Sprachen in der Südhälfte Afrikas, die Dravida-Sprachen Südindiens anführen.

Beim Studium der besser bekannten amerikanischen Sprachen war man auf zwei Prozesse aufmerksam geworden, die man für eine Besonderheit der amerikanischen Sprachen hielt und die unter dem Namen des *Polysynthetismus*, d. h. der Verschmelzung mehrerer Wortstämme, unter mehr oder weniger starkem Lautverlust, zu einem neuen Worte und der *Verbalinkorporation* oder, wie Wilhelm von Humboldt diesen Prozess nannte, der „Einverleibung“, d. h. der Aufnahme einer ganzen Reihe von Elementen, der Tempusaffixe, der Pronomina, des allgemeinen oder speziellen Objektes in eine einheitliche Verbalform, bekannt sind. Im Anfang herrschte in der Verwendung dieser beiden Ausdrücke eine gewisse Unklarheit, indem man sie für gleichbedeutend ansah und von „inkorporierenden“ oder „polysynthetischen“ Sprachen redete. Eine schärfere Untersuchung beider Prozesse zeigte indessen, dass Polysynthese und Verbalinkorporation *nicht* identisch sind. Wenn z. B. im Nahuatl aus den beiden Substantiven *totolli* „Henne“ und *tetl* „Stein“ das neue Wort *totoltetl* „Ei“ wörtlich „Hennenstein“ gebildet wird, so ist das ein einfacher Fall einer Polysynthese. Wenn aber das Substantiv *calli* „Haus“ als Objektsausdruck in die transitive Verbalform *nichihua* „ich mache“ aufgenommen und zwischen das Verbalpronomen *ni* „ich“ und den Verbalstamm *chihua* „machen“ in der Form hineingestellt wird, dass der Ausdruck *ni-cal-chihua* „ich baue“ wörtlich „ich-Haus-mache“ entsteht, so ist das ein einfacher Fall der Verbalinkorporation oder „Einverleibung“. Beide Prozesse können sich aber in derselben Verbalform zusammenfinden. Wenn z. B. aus dem Personalpronomen *ni* „ich“, dem allgemeinen Objekt\* der Person *te* „jemanden“ und den beiden Verbalstämmen *paqui* „sich freuen“ und *itta* „sehen“ der Ausdruck *ni-te-pacca-itta* „ich sehe jemanden gern“ gebildet



wird, so haben wir in demselben eine Verbalinkorporation vor uns, innerhalb deren die Verbindung der beiden Stämme *paqui* und *ilta* eine Polysynthese darstellt.

Man hat in früherer Zeit in diesen beiden Prozessen der Verbalinkorporation und der Polysynthese Besonderheiten erblickt, die für die „amerikanischen“ Sprachen charakteristisch sein sollten und man hat daher dafür eine besondere und selbständige Klasse, die der „einverleibenden“ Sprachen aufstellen wollen, wie dies z. B. Pott getan hat. Aber schon August Schleicher wollte die „einverleibenden“ Sprachen nicht als besondere Klasse anerkennen und die kritischen Untersuchungen kenntnisreicher Linguisten, wie Sayce und Hovelacque zeigten, dass 1. Polysynthese und Verbalinkorporation nicht identische, sondern verschiedene Prozesse sind, 2. dass sie nicht auf die amerikanischen Sprachen beschränkt sind, sondern sich auch anderwärts, sogar innerhalb der „flektierenden“ Sprachen, wenigstens in rudimentärer Form, nachweisen lassen. Daraus ergibt sich, dass die sogenannten polysynthetischen Sprachen höchstens als eine Untergruppe der agglutinierenden Sprachen zu betrachten sind. Hovelacque<sup>1)</sup> hat sogar je nach dem Grade der Entwicklung der Inkorporation und der Polysynthese die grosse Gruppe der agglutinierenden Sprachen in eine Stufenfolge zu bringen gesucht. Auf der untersten Stufe stehen die Dravida-Sprachen mit noch wenig entwickelten grammatischen Formen, ihnen folgt das Mandchu, diesem das Türkische, das schon Inkorporation kennt. Dann folgen die uralaltaischen Sprachen der finnischen Gruppe, die sämtlich inkorporierend sind, dann das Baskische, das neben der „Einverleibung“ schon Tendenz zur Polysynthese zeigt und endlich die amerikanischen Sprachen, die zugleich inkorporierend und polysynthetisch sind.

3. Die *dritte* grosse Gruppe ist diejenige der *flektierenden* Sprachen. Bei ihnen findet sich neben einsilbigen Lautkomplexen und neben agglutinierten Formen noch ein weiterer Prozess, den man als *Flexion* bezeichnet. Er besteht darin, dass an der Sprachwurzel selbst durch gewisse, lautliche Veränderungen, in der Regel durch Vokalwechsel (sitzen, setzen, Sitz, Satz) auch der Sinn bedingt wird.

Zu dieser Art der Sprachform sind nun unabhängig von einander zwei grosse Gruppen von Sprachen gelangt, nämlich 1. die *indogermanische*, 2. die *semitische*. Bei beiden ist indessen der Prozess der „Flexion“ radikal verschieden: bei den indogermanischen Sprachen ist der Sinn an eine gewöhnlich einsilbige Wurzel gebunden und eine beabsichtigte Aenderung des Sinnes kommt in der Aenderung des Vokalbestandes der Wurzel zum Ausdruck. Bei den *semitischen* Sprachen dagegen ist der Sinn an ein Gerüste von, normalerweise drei, Konsonanten gebunden, die für sich allein keine reale Existenz haben konnten, sondern eine wissenschaftliche Abstraktion sind. Durch Einstellung geeigneter Vokale zwischen die Elemente dieses Gerüstes kommen nun die Formen zu Stande, deren sich

<sup>1)</sup> Hovelacque, Abel, La Linguistique, 3<sup>me</sup> éd. Paris 1881, S. 178.

die reale Sprache bedient. So drückt im Arabischen das Gerüst *ktb* allgemein den Begriff des „Schreibens“ aus und durch die Einschlebung von Vokalen erhalten wir z.B. Formen und Bedeutungen wie: *katab*, „er hat geschrieben“, *kitāb* „Buch“, *kutub* „Bücher“, *kātib* „Schreiber“ usw.

Dies also die Dreiteilung der Sprachen der Erde nach rein *morphologischen* Gesichtspunkten. Ihre Anfänge gehen auf *Wilhelm v. Schlegel*<sup>1)</sup> zurück, der schon 1818 recht deutlich drei Klassen unterscheidet. Weiter entwickelt wurde sie aber von *August Schleicher*<sup>2)</sup>.

Eine andere Basis für die Einteilung der Sprachen lieferte ihr Verhältnis zum *Denken*. Sie geht also nicht von den einzelnen Worten, sondern von der Analyse des Satzes aus und wurde daher von *Friedrich Müller* als *psychologische Klassifikation* bezeichnet. Nachdem schon *Wilhelm von Humboldt* in seiner Einleitung zur Kawi-Sprache eine dahingehörige Klassifikation versucht hatte, stellte dann *Heinrich Steinthal*<sup>3)</sup> in seiner, für jene Zeit ganz vorzüglichen Arbeit ein System auf, das als Repräsentant der psychologischen Klassifikation gelten kann.

Als später *Franz Misteli*<sup>4)</sup> die erwähnte Arbeit Steinthals in neuer Bearbeitung herausgab, gelangte er zu einem System, das sich wieder mehr der alten, morphologischen Klassifikation nähert, wenngleich die Einzelbehandlung der Sprachtypen dann wieder mehr nach „psychologischen“ Gesichtspunkten durchgeführt wird. Gegenüber der alten morphologischen Dreiteilung zeigt *Misteli's* System eine sehr namhafte Erweiterung, wie folgende Uebersicht zeigt:

- I. Einverleibende Sprachen
  1. Der mexikanische Typus,
  2. Der grönländische Typus.
- II. Wurzel-isolierende Sprachen
  3. Der chinesische Typus,
  4. Der siamesische oder barmanische Typus.
- III. Stamm-isolierende Sprachen
  5. Der malajo-dajackische Typus.
- IV. Anreihende Sprachen
  6. Der ägyptisch-koptische Typus,
  7. Der Bantu-Typus.
- V. Agglutinierende Sprachen,
  8. Der uralaltaische Typus (Magyarisch, Finnisch, Jakutisch),
  9. Der dravidische Typus (Kanaresisch).
- VI. Flektierende Sprachen
  10. Der semitische Typus (Arabisch und Hebräisch),
  11. Der indogermanische Typus.

<sup>1)</sup> Schlegel, W. v., *Observations sur la langue et la littérature provençales*, Paris 1818, S. 14.

<sup>2)</sup> Schleicher, August, *Sprachvergleichende Untersuchungen* 1848 und 1850.  
— Vgl. Müller, Friedrich, *Grundriss der Sprachwissenschaft*, Bd. 1, Wien 1876, S. 64.

<sup>3)</sup> Steinthal, H., *Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues*, Berlin 1860, S. 327.

<sup>4)</sup> Misteli, Franz, *Charakteristik der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaus*, Berlin 1893.

Die *dritte* Gruppe von Klassifikationen ist endlich diejenige, die Friedrich Müller <sup>1)</sup>, der Begründer derselben, als die „*genealogische*“ bezeichnet und in folgenden Worten charakterisiert hat:

„Die genealogische Klassifikation sieht sowohl von der morphologischen Gleichheit oder Verschiedenheit der Sprachen ab, als sie auch andererseits das Verhältnis der Sprache vom menschlichen Denken unberücksichtigt lässt. Sie betrachtet die Sprachen bloss nach dem ihren Formen zu Grunde liegenden Stoffe, den *Wurzeln*, und stellt sie, je nachdem ihnen ein und derselbe Stoff, der sich im Laufe der Entwicklung lautlich verändert hat, zu Grunde liegt, zu Gruppen zusammen, deren jede unzweifelhaft den Ursprung von einer einzigen Ursprache an sich trägt. Da wir nun oben bereits gesehen haben, dass für die Sprachen, wie sie jetzt existieren, *mehrere* von einander *grundverschiedene* Ursprünge angenommen werden müssen, so umfasst diese Klassifikation eine Reihe von Abteilungen, die mit einander in keinem innern Zusammenhange stehen, folglich auch von keinem einheitlichen Prinzip gebildet sein können. Man muss also, soll eine Befassung dieser Abteilungen unter einem höhern Prinzip stattfinden, *hinter* die Sprache zurückgehen. Es ist mithin notwendig, auf jene *Typen* zurückzugreifen, welche *vor* Begründung der Sprachtypen existierten, also auf die *Rassen-Typen*. Diese bilden aber nur den *Ausgangspunkt*, nicht die *Grundlage* des genealogischen Systems.“

Gemäss diesen Ueberlegungen hatte Friedrich Müller selbst zuerst in dem von ihm bearbeiteten III Teile der anthropologischen Abteilung des Reisewerkes der grossen österreichischen Novara-Expedition (Wien 1868) ein „genealogisches“ System entworfen, das er dann in der „Allgemeinen Ethnographie“ <sup>2)</sup> auf Grund des von Häckel aufgestellten Systemes der Rassen weiter ausarbeitete.

Auch die neueste, von Prof. N. Finck <sup>3)</sup> in Berlin aufgestellte Gruppierung der Sprachen ist ein „genealogisches“ System, doch genügt es hier, auf die leicht zugängliche Originalarbeit zu verweisen.

Im Beginn der vergleichenden Sprachstudien war man hauptsächlich von den alten, „toten“ Sprachen der indogermanischen Gruppe, dem Sanskrit, dem Altpersischen, dem Griechischen und Lateinischen ausgegangen, die als abgeschlossene, unveränderliche Gebilde hinter uns liegen. Es dauerte daher geraume Zeit, bis man auf gewisse fundamentale Eigenschaften der Sprachen aufmerksam wurde, Eigenschaften, deren Gesamtheit man als das *Leben der Sprache* zusammenfassen kann. Als man ferner einmal begonnen hatte, die linguistischen Untersuchungen über das doch relativ enge Gebiet der indogermanischen und semitischen Sprachen auszudehnen, beobachtete man, dass Sprachen neu sich bilden, da, wo Völker ganz verschiedenen Sprachtums auf einander treffen und durch die Beziehungen des Handels oder durch das Verhältnis von Eroberern zu Unterworfenen genötigt sind, mit einander zu verkehren, während doch kein Teil

<sup>1)</sup> Müller, Friedrich, Grundriss der Sprachwissenschaft, I. Band I. Abteilung Einleitung in die Sprachwissenschaft, Wien 1876, S. 71.

<sup>2)</sup> Müller, Friedrich, Allgemeine Ethnographie, 2. Aufl., Wien 1879.

<sup>3)</sup> Finck, Franz Nikolaus, Die Sprachstämme des Erdkreises, Leipzig 1909 (Aus Natur und Geisteswelt, 267. Bändchen).

sich entschliessen kann, die Sprache des andern Teils ganz und vorbehaltlos zu übernehmen. Auf diese Weise haben sich an verschiedenen Stellen der Erde Sprachen entwickelt, die man zunächst als bastardierte Sprachen auffasst, bis sie sich im Laufe der Zeit so befestigt haben, dass man ihre ursprünglichen Komponenten vergisst und sie als vollwertige Sprachen behandelt. Solche werdende Sprachen bilden z.B. das Kreolen-Englisch und Kreolen-Französisch in Westindien und Guyana, das Pidgin-Englisch (vom englischen *business*) in China, der Chinook-Jargon oder die Trade Language an der Küste von NW.-Amerika. Auch das Maltesische und das Englische gehören in diese Kategorie. Die wissenschaftliche Untersuchung solcher Sprachen hat aber überall gezeigt, dass sie nur in dem Sinne als „gemischte“ Sprachen gelten können, dass ihre grammatische Grundlage von einer *bestimmten* Sprache geliefert wird, während nur ihr lexikalischer Bestand eine mehr oder weniger starke Durchsetzung mit fremden Elementen aufweist. So ist beim Chinook-Jargon die Grundlage indianisch, der Wortbestand stark mit englischen und französischen Worten durchsetzt, beim Maltesischen ist die Grundlage ein verdorbenes Arabisch, während der Wortbestand Beimengungen aus sozusagen sämtlichen Sprachen des Mittelmeergebietes zeigt, beim Englischen ist die Grundlage ausgesprochen germanisch und die romanische Zutat beschränkt sich auf den Wortbestand.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch der Versuche gedenken, die in den letzten Dezennien gemacht worden sind, eine *künstliche Sprache* als Verkehrsmittel zwischen Gebildeten der ganzen Welt, sowohl zu praktischen als zu Zwecken des wissenschaftlichen Verkehrs zu schaffen. Der erste bedeutendere Versuch dieser Art war das *Volapük* („Weltsprache“ von *world* und *to speak*) des Pfarrers *Schleyer* in Konstanz, das 1879 geschaffen wurde, aber keine sehr grosse Verbreitung fand und bald wieder verschwand, nachdem es in den 80er Jahren sich so günstig zu entwickeln schien, dass in den verschiedenen Ländern etwa 30 Volapük-Zeitungen und etwa 300—400 Uebersetzungen vorhanden waren. Da sich aber bei dem Kongress von 1889 herausstellte, dass das Volapük wohl als schriftliches, nicht aber als mündliches Verständigungsmittel zwischen Angehörigen verschiedener Nationen zu brauchen sei, wurde es aufgegeben.

Wenn sich das Volapük als internationale Verkehrssprache nicht bewährte, so hatte es doch das Verdienst, das ganze Problem einer solchen in Fluss gebracht und in Kongressen und Kommissionen eine rege Diskussion veranlasst zu haben. Weit grössern und nachhaltigeren Erfolg hatte dagegen das von dem russischen Arzte Dr. *Zamenhof* im Jahre 1887 publizierte *Esperanto*, das gegenüber dem Volapük den Vorteil grösserer Einfachheit in der Anlage und den weitem Vorzug besass, auch zur mündlichen Verständigung benützt werden zu können. Die Zahl seiner Anhänger wuchs daher sehr rasch. Aber auch dem Esperanto hafteten noch eine Reihe von unleugbaren Uebelständen an, so dass eine besondere ständige



Kommission, welcher Männer wie Ostwald, Couturat, de Beaufront, Jespersen angehörten, bestellt<sup>1)</sup> wurde, um auf der Grundlage des Esperanto die neuen Formen einer verbesserten internationalen Weltsprache festzustellen. Diese sollte nach den Anfangsbuchstaben der Worte „internaciona linguo di la delegitato den Namen Ilo, Ildo oder Ido erhalten. Schon der französische Jurist und Linguist *Raoul de la Grasserie*<sup>2)</sup> hatte 1892 12 Bedingungen formuliert, die eine internationale Hilfssprache erfüllen sollte, nämlich: 1. nicht danach streben, eine ideale, vollkommene Sprache zu sein; 2. nicht versuchen, bestehende nationale Sprachen zu ersetzen; 3. wirklich international sein und nichts enthalten, was aus irgend einem Grunde nicht von allen Völkern angenommen werden könnte; 4. kein inkohärentes Amalgam von heterogenen Bestandteilen bilden; 5. nicht eine Literär-Sprache werden wollen; 6. keine tote Sprache sein; 7. ihre Wurzel in einer wirklichen Sprache besitzen; 8. unveränderlich (*cristallisée*) bleiben und sich der Entwicklung der natürlichen Sprachen entziehen; 9. gesprochen und nicht bloß geschrieben werden können; 10. logisch sein; 11. vor allem klar sein; 12. leicht zu lernen und zu handhaben sein (*être facile*).

Die bis jetzt vorliegenden Systeme künstlich geschaffener, internationaler Verkehrssprachen kranken sämtlich an dem Uebelstand, dass sie ausschliesslich von europäischen Sprachen ausgehen und sich nicht von deren kompliziertem Beiwerk der Verbalflexion und der Deklination emanzipieren und ihre Sprachwurzeln ziemlich wahllos bald dem romanischen, bald dem germanischen Wortschatz entnehmen. Durch die Häufigkeit romanischer Wurzeln und die zahlreichen Endungen auf o und a macht z.B. das Esperanto beim Lesen den Eindruck einer verdorbenen romanischen Sprache, wirkt aber auf den Leser mit empfindlicherem Sprachgefühl und den Liebhaber der wirklichen romanischen Sprachen geradezu abstoßend durch Verbindungen wie *la homo*, „der Mensch“, *sur la tablo* „auf dem Tisch“ und dergleichen.

Es wäre daher der Ueberlegung wert, ob es nicht zweckmässiger wäre, eine *ausser-europäische* Sprache einfacheren Baues zu wählen, die bereits in weitem Umkreis als allgemeine Verkehrssprache im Gebrauche steht und die Vorzüge vollkommener politischer Neutralität mit Wohlklang und leichter Erlernbarkeit für Leute des verschiedensten Sprachtums vereinigt und zudem ohne weitere Hülszeichen mit dem gewöhnlichen lateinischen Alphabet geschrieben werden kann. Eine solche Sprache wäre z.B. das *Malayische*, eventuell in seiner wesentlich vereinfachten Form des *Vulgär-Malayisch*, das seit langem in weitestem Umpfang für den mündlichen und schriftlichen Verkehr zwischen Malayen, Javanen, Chinesen, Indern

<sup>1)</sup> Vgl. Couturat, L., Jespersen, O., Lorenz, R., Ostwald, W., Pfandler L., Weltsprache und Wissenschaft. Gedanken über die Einführung der internationalen Hilfssprache in die Wissenschaft, Jena 1909.

<sup>2)</sup> Grasserie, de la, Raoul, De la possibilité et des conditions d'une Langue internationale, Paris 1892, S. 11.

und den Angehörigen zahlreicher europäischer Nationen, die in Indonesien leben, dient. Der einzige Nachteil wäre der Umstand, dass man es beim Malayischen nicht, wie beim Esperanto, mit einem bereits mehr oder weniger bekannten, sondern einem vorwiegend fremden Sprachschatz zu tun hätte. Aber dieser Nachteil wird durch die bewundernswerte Einfachheit der grammatikalischen Struktur reichlich aufgewogen. Wenn auch das Malayische in *einheimischen* Druckschriften immer noch vorwiegend mit dem arabischen Alphabet geschrieben wird, so ist dies doch für die gewöhnliche Handelskorrespondenz längst nicht mehr der Fall, denn diese bedient sich der lateinischen Schrift.

Um mit den „Sprachen“ abzuschliessen, wollen wir noch anführen, dass in neuester Zeit auch *vergleichend-sprachpsychologische* Arbeiten zu erscheinen beginnen, in denen nach Begriffskategorien die Ausdrucksweise verschiedener ausser-europäischer Völker für bestimmte Begriffe untersucht wird, eine Untersuchungsmethode, die, wenn sie einmal auf grösserer Basis, unter Einbeziehung auch der europäischen Sprachen, durchgeführt sein wird, sehr wichtige und interessante Resultate für die Ethnologie zu liefern verspricht.

Im Anschluss an diese vergleichend-sprachpsychologischen Untersuchungen wollen wir auch diejenigen erwähnen, die man neuerdings als *sprachgeographische* bezeichnet hat. Man hatte sich bald überzeugen müssen, dass innerhalb des „Lebens“ der europäischen wie ausser-europäischen Sprachen sich auch für die einzelnen Worte zum Ausdruck bestimmter Begriffe ein fortwährender, bald rascherer, bald langsamerer Wechsel vollzieht und dass daher Ausdrücke, wie „Ursprache“, „Sprachstamm“ und „Stammbaum“ nur mit gewissen Vorbehalten gebraucht werden dürfen. Bei Sprachen, deren Entwicklung wir über längere Zeiträume verfolgen können, zeigte es sich, dass einzelne Worte im Laufe der Zeit nicht nur ihren Lautbestand geändert, sondern auch vollständig neue Bedeutung gewonnen haben, die mit ihrer ursprünglichen Bedeutung nur noch in sehr lockerm Zusammenhang stehen. So geht z. B. das modern-französische *se gêner* zurück auf das mittelalterliche *gêhenne* „Folter“ und dieses wieder auf das neutestamentliche *geenna* (γέεννα) „Hölle“. Dieses aber geht zurück auf das nachbiblische *gêhinnôm*, „Tal des Gewimmers“, das Bachtal auf der Südseite von Jerusalem, wo man dem Moloch Kinder opferte. Worte ändern aber nicht bloss ihre Bedeutung, sondern auch ihre geographische Verbreitung. Indem man diese daher für einen gegebenen Zeitraum kartographisch fixiert, erhält man das Material für eine Reihe auch ethnologisch wichtiger Folgerungen. Einstweilen liegen solche Untersuchungen nur für die Mundartenforschung Europas, speziell in Frankreich und neuerdings auch in Deutschland vor, hier allerdings erst für die hochdeutsche Umgangssprache.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Kretschmer, Paul, Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache, Göttingen 1916—18.

Wenn aber einmal derartige Aufnahmen auch für ausser-europäische Gebiete unternommen und durchgeführt sein werden, z.B. für die gesamte direkte und indirekte Einflussphäre der arabischen, mexikanischen, hochperuanischen Kultur, dann wird ihre volle Bedeutung auch für die ethnologische Forschung sicherlich bald zu Tage treten.

Aber nicht nur die Sprachen selbst, sondern auch die Art und Mittel ihrer *schriftlichen* Darstellung sind in den letzten Dezennien Gegenstand der wissenschaftlichen Untersuchung gewesen. Die Schriftsprache ist eigentlich nichts anderes, als eine auf irgendwelchem Material, Holz, Walrosszahn, Knochen, Stein, Tierfell oder Papier fixierte Geberdensprache, vor allem da, wo sie noch in der Form der reinen Bilderschrift auftritt. Wie bei der Geberde, geschieht auch bei der Schrift die Vermittlung ihres Inhaltes durch das *Auge*, und nicht, wie bei der mündlichen Rede, durch das *Ohr*.

Bei der Untersuchung der zahlreichen, bei den Schriftvölkern der alten Welt gebräuchlichen Alphabete stellte sich nun die merkwürdige Tatsache heraus, dass eigentlich nur an *drei* oder *vier* Stellen der alten Welt selbständige Schriften entstanden sind, nämlich in *China*, in *Mesopotamien*, in *Phönizien* und in *Aegypten* und dass speziell aus der phönizischen Schrift, die auf einer der mesopotamischen Keilschrift ähnlichen Ausgangsform beruht, direkt und indirekt alle die zahlreichen Alphabete der indogermanischen und semitischen Völker und der von diesen kulturell beeinflussten Völker hervorgegangen sind, während die chinesische Schrift für die Schriften der Japaner, Annamiten und möglicherweise auch der Koreaner zum Ausgangspunkt geworden ist.

Die „Schrift“ ist sichtlich aus der Malerei und Zeichnenkunst hervorgegangen und zeigt daher in ihrer Entwicklung noch alle Abstufungen zwischen reiner Bilderschrift und reiner Lautschrift. Besonderes Interesse wurde daher in neuerer Zeit den Anfängen der Schrift bei denjenigen Völkern zugewendet, bei denen wir noch Malerei und Zeichnung zum Zwecke der Darstellung eines Gedankeninhaltes vorfinden, wie dies z.B. an verschiedenen Stellen des Nordkontinentes von Amerika, von den primitiven Darstellungen der Walrosszahn-Zeichnungen der nordwestlichen Küstenvölker über die Fellmalereien der indianischen Binnenstämme bis zu den Rebus-ähnlichen Malereien der Mexikaner und der immer noch rätselhaften Schrift der Mayas der Fall ist. Für die nordamerikanischen Schriftsurrogate enthalten die Annual Reports der Smithsonian Institution ein sehr reiches Material, während die prächtigen Facsimile-Ausgaben der mexikanischen und Maya-Codices, um deren Herausgabe sich unter andern namentlich Prof. *Eduard Seler* verdient gemacht hat, zu einer grossen Literatur von Erläuterungen und Uebersetzungsversuchen Anlass gegeben haben.

Ganz isoliert stehen bis jetzt die merkwürdigen, mit Reihen hieroglyphenartiger Schriftzeichen versehenen Holztafeln von der *Oster-Insel*,

deren allgemeinen Inhalt *William J. Thomson*<sup>1)</sup> nach den Ueberlieferungen alter Eingeborner mitteilt, während der Schlüssel zu dieser Schrift noch bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein gekannt gewesen zu sein scheint, heutzutage aber verloren ist.

Die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts immer reger werdende Tätigkeit der Europäer, und seit dem spanisch-amerikanischen Kriege auch der Amerikaner, auf kolonialem Gebiete hat allmählich zu einer sehr grossen Zahl ausgezeichnete ethnographische *Monographien* über ausser-europäische Völkerschaften geführt. Während die Ethnologen und Linguisten der Vereinigten Staaten, namentlich der grosse und reich ausgerüstete Gelehrten-Stab der Smithsonian-Institution die Stämme Nordamerikas und später auch der Philippinen nach allen Richtungen ethnographisch untersuchte, und in der langen Reihe ihrer Publikationen für alle Zeiten ein unschätzbares Material sicherstellten, bildete für England und, seit dem Eintritt Deutschlands in die Reihe der Kolonialmächte auch für dieses, Afrika ein Lieblingsgebiet der ethnographischen Betätigung. Dabei wurden auch die übrigen Kolonien und ihre Bewohner nicht vernachlässigt. England lieferte muster-gültige Monographien über viele Stämme Indiens und Australiens, Deutschland solche über seine Südsee-Kolonien.

Auf Grund dieser sorgfältigen und vertieften *ethnographischen* Forschung war nun auch ein neuer Anstoss zu *ethnologischer* Verarbeitung der gewonnenen Einzelmaterialien gegeben. Diese Verarbeitung geschah, wiederum in einer langen Reihe ausgezeichneter Studien, hauptsächlich in vier Richtungen: der *religions-wissenschaftlichen*, der *vergleichend-rechtswissenschaftlichen*, der *soziologischen* und derjenigen des *materiellen Kulturbesitzes* und bei allen vier Richtungen wurde das Hauptaugenmerk mit Vorliebe auf die primitivsten Stufen der menschlichen Kultur und die damit zusammenhängenden Fragen gerichtet. Es ist bei der unübersehbaren Fülle des Stoffes schlechterdings unmöglich, hier auf Einzelheiten einzutreten. Wir wollen uns daher darauf beschränken, zu erwähnen, dass auf religions-wissenschaftlichem Gebiet in der Neuzeit das mystische Element, das in so durchgehender Weise die gesamte Ergologie und Soziologie der Primitiven begleitet und durchsetzt und dessen primitivste Form man mit dem von *Tylor*<sup>2)</sup> eingeführten Namen des „Animismus“ zu belegen pflegt, besonders eingehend studiert worden ist. Diese Studien haben sogar dazu geführt, eine noch tiefere Stufe des Glaubens an das Vorhandensein und die Wirksamkeit übernatürlicher Kräfte als Prae-Animismus auszuschneiden. Im Anschluss an die vergleichende Religionswissenschaft wollen wir auch die *vergleichende Mythologie* erwähnen, ein gefährliches Gebiet, das mit grosser

<sup>1)</sup> Thomson, William J., *Te Pito te Henua, or Easter Island*, Washington 1891, S. 513 ff. Taf. 36—49.

<sup>2)</sup> Tylor, Edward, B., *Die Anfänge der Kultur, Untersuchungen über die Entwicklung der Mythologie, Philosophie, Religion, Kunst und Sitte*. Deutsch von J. W. Spengel und Fr. Poske. Leipzig 1873, I. S. 419 ff.



Vorsicht und Kritik betreten werden sollte, das sich aber leider auch zahlreiche Unberufene zum Tummelplatz ihrer wilden Spekulationen erwählt haben.

Auf soziologischem Gebiet waren es vor allem die seit Lewis Morgan's Untersuchungen aufgetauchten Fragen nach den primitivsten Familien- und Gesellschaftsorganisationen, nach dem Verhältnis von „Vaterrecht“ und „Mutterrecht“, ferner den Totemeinrichtungen der verschiedenen Wildstämme, Fragen, die namentlich durch die überraschenden Resultate, die englische Forscher, wie Spencer und Gillen, unter den Inlandstämmen Australiens gewonnen hatten, neu belebt wurden, und dergleichen mehr. Wie gewaltig der Zuwachs war, der in den letzten Jahrzehnten zu den bisherigen Kenntnissen hinzukam, können wir aus dem gänzlichen Wandel unserer Kenntnisse über die Stammesorganisationen der indianischen Stämme Nordamerikas und der Australier ersehen, wenn wir unser heutiges Wissen über diese Dinge mit dem vergleichen, was z.B. noch Friedrich Müller in seinen „Allgemeinen Ethnographie“ vom Jahre 1879 gelehrt hatte. Ist doch auch Frazers „Golden Bough“, dessen zweite, in den Jahren 1900 bis 1907 erschienene Auflage vier Bände umfasst hatte, in der kürzlich vollendeten neuen Auflage von 1910 bis 1913 auf dreizehn stattliche Bände angewachsen.

Am Schlusse unserer Uebersicht über die Entwicklung der Völkerkunde angelangt, wollen wir noch erwähnen, dass in neuester Zeit auch die medizinische Psychologie, speziell die *Psychanalyse* unter dem Einflusse der von *Siegmond Freud* vertretenen Wiener Schule angefangen hat, Seitenblicke auf das ethnologische Gebiet zu werfen. Dies ist namentlich der Fall gewesen für die Welt der *Träume*, die eine so wichtige Rolle im Seelenleben der Völker spielen. Von irgendwelchen, für die Völkerkunde wissenschaftlich brauchbaren Resultaten kann aber einstweilen noch keine Rede sein. Solche sind erst zu erwarten, wenn einmal medizinisch geschulte, mit den Suggestionsverfahren und der Psychanalyse vertraute und gleichzeitig vorurteilslose, nicht im Banne der einseitigen Freud'schen Lehre von dem sexuellen Untergrund der Träume stehende Ethnologen ihre experimentellen Untersuchungen an fremden Völkern auch auf dieses Gebiet ausgedehnt haben werden.



## Namen- und Sach-Register.

	Seite		Seite
Abessinien	31	Chiriquí	98
Abulfeda	15	Chontales	40
Adelung-Vater	56	Columbus	24, 26
Ägypter	11	Comecrudos	42
Agglutination	117	Cook	51
Ainu	39	Coutu	29
Alali	107	Couvade	13, 23, 38
Alphabet, allgemeines	115	Crannoges	93
Altertum	11	Cuvier	62, 85
Alvarez	34		
Animismus	125	D'Anghiera	28, 34
Anthropogeographie	10	Dapper	36
Anthropologie	1, 3	Darwin	79
Araber	14	Davis	75
Auslegerboote	30	Diebs-Inseln	29
Ausleihung der Ehefrauen	23	D'Omalus d'Halloy	75
Australneger	40	Dubois	89
		Dumont d'Urville	97
Bachofen	13		
Bächler	92	Edrisi	16
Bantu	39	Einverleibung	117
Barbaren	12	Eisenzeit	90, 96
Barros	29	Encabellados	42
Bastian	101	Entablillados	42
Belt	38	Eolithen	90
Benzoni	34	Ergologie	4, 5
Bilderschrift	124	Erleben	47
Blumenbach	48, 83, 84	Erzpriester Johann	34
Bogenleute	11	Eskimo	41
Botocudos	42	Esper	84
Brinton	110	Esperanto	121
Bronzezeit	90, 95, 96	Ethnographie	4
Bullroarers	112	Ethnologie	4
Camper	59, 85	Finck	120
Camper'scher Gesichtswinkel	59	Flatheads	43
Cannstatt-Rasse	83	Flexion	118
Cannstatt-Schädel	82, 85	Folklore	7, 8
Cavazzi	34	Forster	51
Chinook-Jargon	121	Foy	105
		Frazer	8, 126

	Seite		Seite
Freud	126	Kanaken	39
Frobenius	105	Kawi-Sprache	56
Garcia	31	Kindersprache	109
Garcilazo de la Vega	28	Kinematograph	114
Geberdensprache	111	Kjökkenmöddinger	91, 95
Geiger	108	Klassifikation der Sprachen	119, 120
Gesichtswinkel	60	Kolb	45
Gesner	53	Kreolen-Englisch	121
Gliddon	70	Kreolen-Französisch	121
Gobineau	70	Kulturreise	104, 105
Goldsmith	46	Kulturschichten	104, 105
Gräbner	105		
Grasserie	122	Ladronen	29
Griechen	12	Lafitau	36
Guanchen	25	Lamarck	80
Gumilla	112	Las Casas	25, 28
		La Tène-Periode	96
Haberlandt	105	Lepsius	116
Häckel	87, 107	Linné	43
Haitianer	27	Lopez	34
Hale	38, 109	Lucretius Carus	14, 106
Hallstätter-Periode	96	Lyell	81, 86
Heger	103	Lykier	13, 37
Heierli	94, 95, 96		
Herodot	13, 97	Männerkindbett	13, 23, 38
Herrera	28	Malayisch	122
Hervás	53—56	Mallery	111
Hiatus	91	Maltesisch	121
Höhlenbewohner	11	Maracaybo	97
Höhlenmalereien	96	Martin	5
Holmes	99	Massudi	16
Homo Diluvii testis	85	Mauren	40, 41
Homo primigenius	89	Megalithen	98
Homo sapiens	43	Megalithische Bauten	95
Homo troglodytes	43, 45	Mercati	82
Hottentotten	35, 44	Merritt	99
Huacas	99	Misteli	119
Humboldt, Alexander v.	51	Mithridates	56
Humboldt, Wilhelm v.	56, 117	Mongolen	20, 21
Huxley	81	Monomotapa	35
		Montelius	95
Iberer	13	Morgan	37
Ibn Batuta	15, 16	Moriscos	41
Ibn Foszlan	16	Moros	41
Ido	122	Mortillet	91
Indogermanische Flexion	118	Morton	70
Innuít	39	Moundbuilders	99
Irokesen	37	Mounds	99
Ixtlilxochitl	28	Müller	126
		Musealethnologie	103
Jakut	16	Mutterrecht	13
Jussieu	82		

	Seite		Seite
Neandertalschädel	88	Sarasin	4
Neger	40	Schildberger	52
Negritos	40	Schleyer	121
Nekromantie	28	Schrift	124
Neolithische Epoche	91	Schwalbe	89
Neu-Guinea	97	Schwirrhölzer	112
Njemzi	40	Seler	124
		Semitische Flexion	118
Orejones	42	Sibirien	34
Oster-Insel	96, 98, 124	Signale	111
Oviedo y Valdés	28	Simbabwe	35
		Social Anthropology	8
Palæ-Anthropologie	82	Sprache des paläolithischen	
Palæ-Ethnographie	82	Menschen	110
Paläolithische Epoche	91	Sprachen, agglutinierende	117
Pane	26	"  bastardierte	121
Papua	41	"  flektierende	118
Parkinson	112, 113	"  isolierende	116
Patagonier	41	"  künstliche	121
Pfahlbauten	93, 97	"  monosyllabische	116
Phonograph	114	"  Einteilung der	123
Pian di Carpine	20	Sprachgeographie	123
Pidgin-English	121	Sprachpsychologie	123
Pigafetta	29	Stamm	3
Pithecanthropi	107	Standard Alphabet	116
Pithecanthropus erectus	89	Strabo	13
Polo, Marco	22	Suahili	40
Polysynthetismus	117	Surrogate der Wortsprache	111
Popoloca	40	Symbaot	35
Præanimismus	125		
Prichard	65	Tartarei	34
Prostitution hospitalière	24	Tartaren (= Mongolen)	20, 23
Psychanalyse	126	Terramaren	93
Pueblo Tribes	43	Thomson	98, 125
Punt	12	Tiersprache	107
		Torquemada	28
Quatrefages et Hamy	83	Toscanelli	25
		Trade Language	121
Rasse	2	Träume	126
Rassenpsychologie	103	Trommelsprache	112
Ratzel	102	Tylor	125
Retzius	75		
Römer	13	Ueberlebsel (survivals)	8
Roman	30	Urgeschichte	82
Root-Diggers	43	Ursprung der Sprache	106
Rubruquis	21		
Rütimeyer	100	Verbalinkorporation	117
Ruysbroek	21	Vergoldung der Zähne	23
		Vespucci	34
Sahagun	28	Virchow	89
Sandbewohner	12	Virey	64
		Völkerkunde	1, 3, 4



Völkernamen	Seite 38	Wilde	Seite 75
Völkerpsychologie	6	Wildkirchli-Höhle	92
Volapük	121	Wundt	6, 7
Volk	3		
Volkskunde	7	Zahnfärbung	30
Von den Steinen	113	Zamenhof	121
		Zauberärzte	27
Waitz	78	Zeitalter der Entdeckungen	24
Wallace	82		

## Inhaltsverzeichnis.

<b>Erstes Kapitel.</b> — Begriff der Völkerkunde und ihrer Nachbardisziplinen	Seite 1—11
<b>Zweites Kapitel.</b> — Anfänge völkerkundlicher Kenntnisse im Altertum und Mittelalter . . . . .	11—24
<b>Drittes Kapitel.</b> — Das Zeitalter der Entdeckungen . . . . .	24—36
<b>Viertes Kapitel.</b> — Die Anfänge „ethnologischer“, d. h. vergleichend-völkerkundlicher Betrachtungsweise. Die Herkunft der Völkernamen. Die Anfänge der anthropologischen Systematik'. . . .	36—50
<b>Fünftes Kapitel.</b> — Einfluss der Reisen James Cook's. Die Anfänge der vergleichenden Linguistik . . . . .	50—58
<b>Sechstes Kapitel.</b> — Weitere Entwicklung der Rassensystematik. Anfänge und Entwicklung der Urgeschichte . . . . .	58—79
<b>Siebentes Kapitel.</b> — Die Lehre Darwins über die Entstehung der Arten und ihr Einfluss auf die Anthropologie. Weitere Entwicklung der Palæ-Anthropologie und Palæ-Ethnographie . . . .	79—100
<b>Schluss-Kapitel.</b> — Neuere Richtungen in der völkerkundlichen Forschung . . . . .	100—126
<b>Namen- und Sachregister.</b> . . . . .	127—130